AUTHOR:

FISCHER, L. H.

TITLE:

AUS BERLINS VERGANGENHEIT ...

PLACE:

BERLIN

DATE:

1891

Master Negative #

92-80550-8

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

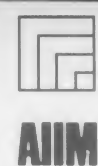
Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

Fischer, L[eopold] H[ermann] 1851-
Aus Berlins vergangenheit; gesammelte aufsätze zur kultur- und litteraturgeschichte Berlins
Berlin 1891 0 [4] + 205 p

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 4/6/92 INITIALS
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

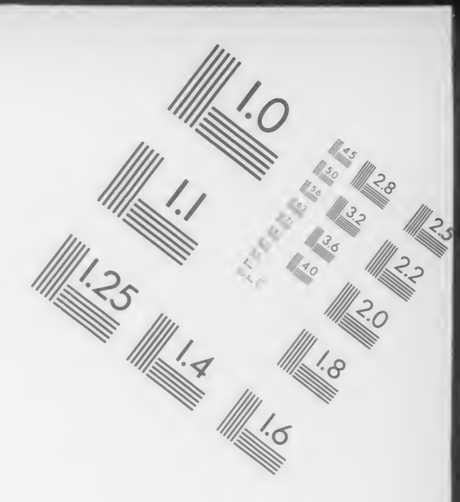


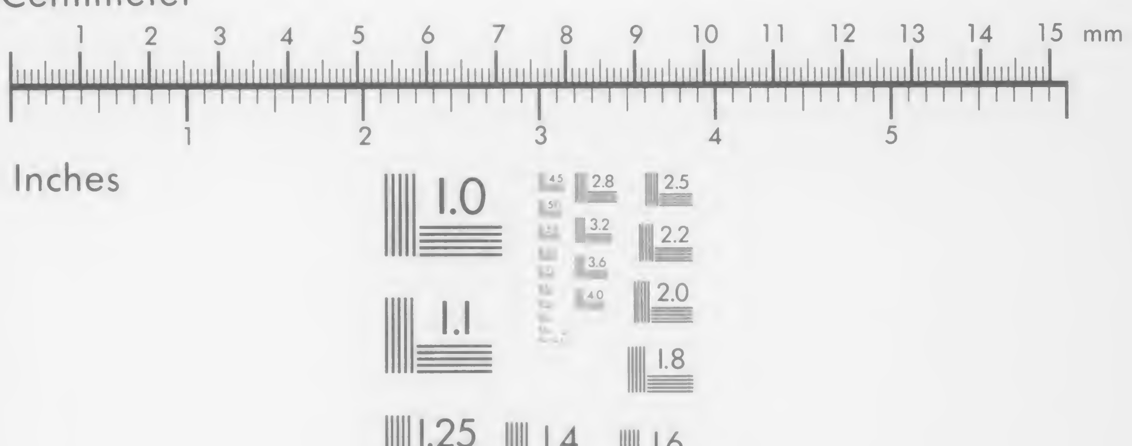
AIIM

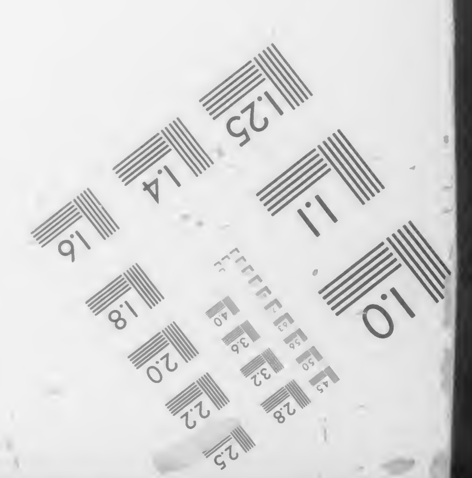
Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

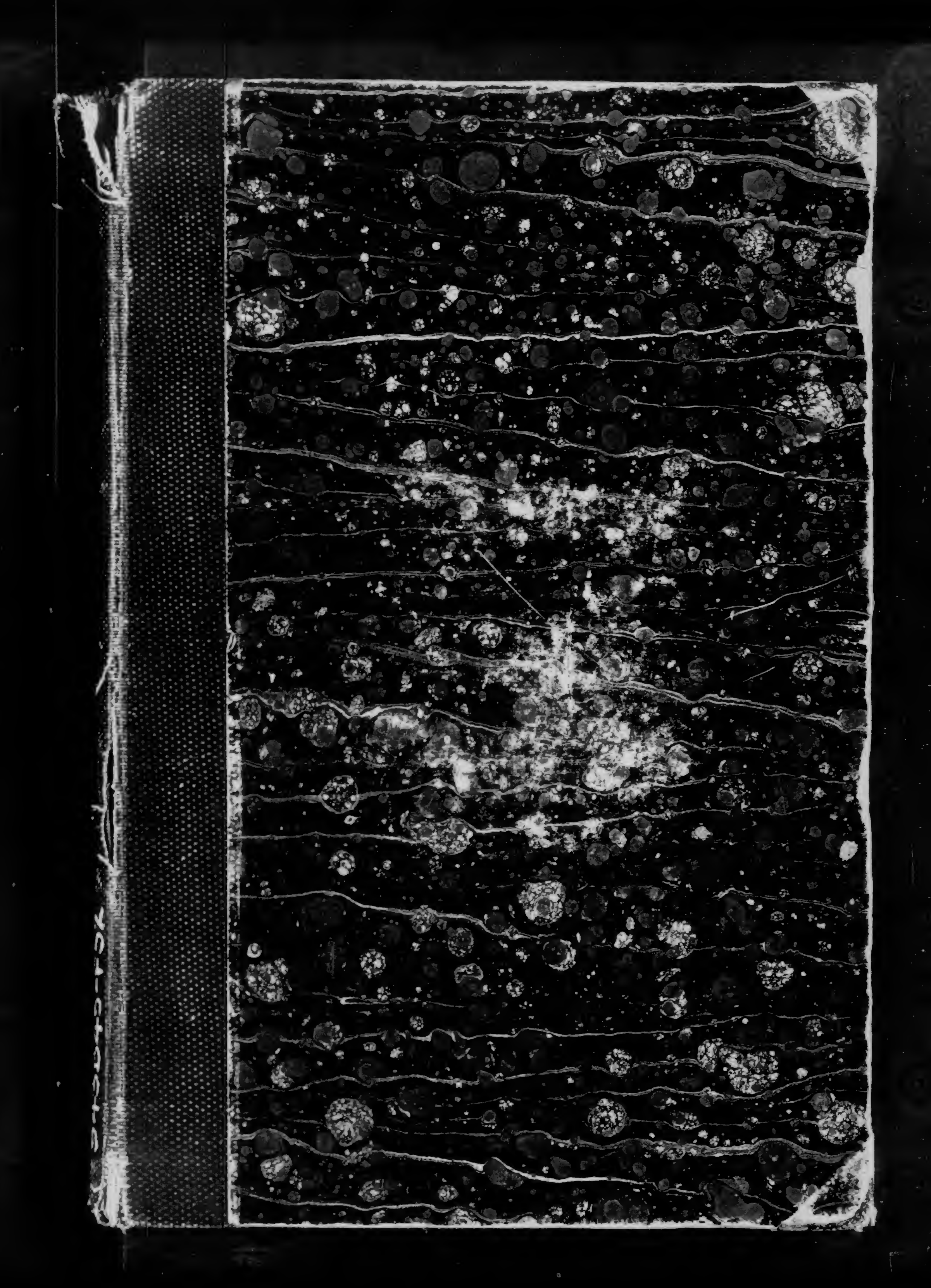
301/587-8202







MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.



Aus
Berlins Vergangenheit.

Gesammelte Aufsätze
zur Kultur- und Litteraturgeschichte Berlins.

Von

Dr. L. H. Fischer.



Berlin 1891.
L. Oehmigke's Verlag.
(R. Appelius.)

Vorwort.

Die folgenden Aufsätze sind bereits sämtlich an anderer Stelle veröffentlicht, die meisten in der Vossischen Zeitung, die übrigen in der National-Zeitung, im Bär und in der Allgemeinen Zeitung. Zu ihrer Sammlung bin ich durch den von mehreren Seiten ausgesprochenen Wunsch, einzelne derselben in einer handlichen Form zu besitzen, ebenso veranlaßt als durch die Erwägung, daß das in den meisten verarbeitete handschriftliche und urkundliche Material eine sorgfältigere Aufbewahrung und leichtere Benutzbarkeit beanspruchen dürfte, als der Abdruck in einer Zeitung oder Wochenschrift zu gewähren vermag. Besonders gilt dies von Tiecks Briefwechsel, soweit er in einer Anzahl der nachfolgenden Arbeiten zum ersten Mal von mir veröffentlicht worden ist.

Alle Aufsätze sind noch einmal durchgesehen, einige nach Bedarf erweitert oder gekürzt; zu einer Vermehrung der bibliographischen Nachweisungen lag keine Veranlassung vor, denn das Buch wendet sich trotz seiner wissenschaftlichen Grundlage in erster Reihe nicht an den Gelehrten, sondern an den großen Kreis der Gebildeten. Deshalb sind auch rein fachwissenschaftliche Arbeiten wie „Das Königliche Pädagogische Seminar in Berlin 1787—1887“ (Zeitschrift für das Gymnasialwesen, XLII, 1) und „Die Entwicklung des Berliner Volksschulwesens“ (Festschrift zum 8. Deutschen Lehrertage in Berlin 1890, S. 49—108), welche ihrem Inhalt nach sich wohl in den Rahmen dieser Sammlung gefügt hätten und ursprünglich zur Aufnahme in dieselbe bestimmt waren, nicht mit abgedruckt worden.

Möge das Buch auch seinerseits dazu beitragen, die erfreulich sich ausbreitende Anteilnahme an der Vergangenheit unserer Reichshauptstadt zu fördern.

Berlin, im April 1891.

L. H. Fischer.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	III
Berliner Schulhalter im 18. Jahrhundert	1
Die Schulen und Erziehungsanstalten Berlins vor hundert Jahren	19
Salomon Maimon in Berlin	61
Berliner Wochenschriften im vorigen Jahrhundert	73
Friedrich Wilhelm Marpurg, der Herausgeber der ältesten musikalischen Wochenschrift Berlins	82
Die Inschrift auf dem Denkmal des Großen Kurfürsten	92
Ein litterarischer Zwist auf der Berliner Hofbühne	96
Ludwig Tieck am Hofe Friedrich Wilhelms IV.	107
Ludwig Tieck und die Berliner Hofbühne	141
Ludwig Tieck und Adam Oehlenschläger	162
Träume und Visionen in Ludwig Tiecks Leben und Schriften	168
Ludwig Tieck und Justinus Kerner	180
Maria Stuart auf der Berliner Hofbühne	191

Berliner Schulhalter im 18. Jahrhundert*).

Mitteilungen aus den Akten des Königlichen Geheimen Staatsarchivs in Berlin.

Die hohe Entwickelungsstufe, auf der sich das Elementarschulwesen in Preußen befindet, hat nicht bloß in der unermüdlichen Fürsorge, mit welcher der Staat und die großen Stadtgemeinden um Errichtung und Ausstattung der Schulen, sowie um die Verbesserung der Lehrerbesoldungen sich bemühen, sondern nicht zum geringsten Teil in der vorzüglichen Ausbildung der Volksschullehrer ihren Grund. Dieser Aufschwung unseres Volksschulwesens beginnt im Anfang dieses Jahrhunderts, als während der Fremdherrschaft der Gedanke Steins zur Anerkennung gelangt war, daß von der Schule die Wiedergeburt des Volkes und Staates ausgehen müsse, und die preußische Regierung für Volkserziehung und Lehrerbildung selbstthätig zu sorgen begann.

Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts war es mit der Vorbildung der Volksschullehrer auch in Preußen sehr schlecht bestellt. Zur Zeit Friedrichs des Großen war die einzige wirkliche Bildungsanstalt für Lehrer die 1748 durch Hecker in Berlin gegründete und mit der Königlichen Realschule vereinigte Anstalt, deren nächster Zweck war, Lehrer für die Parochialschulen der Dreifaltigkeitskirche und für die unteren Klassen der Realschule auszubilden. Als der König dieses Seminar zu einer öffentlichen Anstalt erhob, bestimmte er, daß die Küster-

*) Zuerst gedruckt „Vossische Zeitung", 1887, Sonntagsbeilage Nr. 46 und 47.

und Schullehrerstellen auf 8—10 Meilen um Berlin nur mit „Subjekten aus der Realschule", die des Seidenbaues kundig wären, besetzt werden sollten. Aber auch in diesem Seminar war von einer planmäßigen Einrichtung des Unterrichts nicht die Rede. Die Dauer der Bildungszeit war unbestimmt wie auch die Zahl der Seminaristen. Die Aufnahme und Entlassung war nicht an feste Bedingungen geknüpft. Meist waren die Zöglinge Handwerker, die nur so viel lernen wollten, um Schulhalten als einen Nebenerwerb betreiben zu können, denn ausschließlich von dem Ertrag einer Schulstelle zu leben, war nicht denkbar. Erst viel später wurde durch Privatbemühung, durch die katechetische Übungsanstalt für Predigt- und Schulamtskandidaten des Professor Hartung (1788) und durch das sogenannt Küstersche Seminar (1801) für eine allgemeinere seminaristische Vorbildung des Lehrerstandes in Berlin gesorgt. Es mußten vorher diejenigen, welche sich dem Lehrfach widmen wollten, die nötigen Fertigkeiten dadurch erwerben, daß sie bei irgend einem Schulhalter als Hilfslehrer eintraten. Ihre erste Thätigkeit bestand im Federschneiden und Vorschreiben, im Überhören der Aufgaben, im Nachsehen der schriftlichen Leistungen und in der Aufrechterhaltung der Ordnung. So wurden sie mit den Äußerlichkeiten des Schulhaltens vertraut und suchten daneben nach eigener Einsicht oder unter Leitung ihrer Lehrherren ihre Kenntnisse zu erweitern. Die so vorgebildeten Lehrer gehörten noch zu den brauchbarsten. Vielfach widmeten sich heruntergekommene Handwerker, entlassene Soldaten, verkrüppelte und zur Ausübung eines Handwerks unfähige Personen, verkommene Studenten, alte und gebrechliche Mädchen und Frauen, überhaupt „jeder, der sonst keine Ressource weiß", dem Lehrfach. So war es überall, so war es auch in Berlin. Die Akten des Königlichen Geheimen Staatsarchivs und des Magistrats in Berlin enthalten zahlreiche Beweise für die gedrückte Lage und mangelhafte sittliche und wissenschaftliche Befähigung vieler derjenigen Leute, denen der Unterricht der ärmeren Kinder in Berlin anvertraut war. Manche dieser Aktenstücke beanspruchen eine allgemeinere, geschichtliche und kulturgeschichtliche Bedeutung.

Im Königlichen Geheimen Staatsarchiv (R. 47. B. 4b. Berlin 1701—1795) findet sich folgende Eingabe an den König Friedrich II.:

„Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr!

Ich bin der Welt bekante Hungarische Exulant Emanuel Boltz, der wegen der Religion Von dem romischen Clero alda im Hungarn um seine zeitliche Wohlfahrt und um alle daß seine gebracht worden; Weilen aber am Wienerischen Hofe mit Klagen wieder die Römische Clerisei nichts erhalten können, obgleich Von unterschiedenen hohen Vornehmen Puissancen intercessionales nacher Wien außgebracht, so habe mich alhier in Berlin vor dem spandauer Tohr häußlich niedergelaßen, mein Brod mit mühsamen schulhalten zu erwerben, da ich nun einige Jahren mich Kümmerlich, aber doch ehrlich und redlich damit ernähret, so bin auch um solches gebracht, durch den hiesigen Stadtschreiber Wackenrod, weil seinem Vetter mit Nahmen Gottschalck nicht informiren wollen, der ein gottloser Knabe und mit Ihm nicht umzugehen war, bin deßwegen mit Gewalt durch die Stadt Knechte zu Rathhause geholet worden, so doch Kranck war und nicht außgehen konte, ja die Stadt Knechte und der Raths Diener giengen auch sehr hönisch mit meinen Schulkindern um, in dem sie der unschuldigen Jugend mit spottigschen Fragen zusetzten, als nemlich, ist euer Schulmeister Calvinisch oder ist er Catolisch, da den die Kinder vor Angst und Schrecken nicht wusten, waß sie antworten solten, und anstatt, daß mich hier in Berlin meine glaubens Genoßen hätten sollen unter die Arme greiffen und mit Trost an die Hand gehen, anstatt Deßen hat der umbarmhertzige StadtSchreiber Wackenrod mich armen Betrübten alten Kranken Verlaßenen Menschen unschuldigerweise um mein Brodt gebracht; weiln nun Salva venia ScharffrichterKnechtsh . . . . und Soldaten Weiber Schulhalten, so auch leute betrogen, von hier weg gelauffen, so solte mir auch vergönnet sein worden Schulzuhalten, weil würdiger und geschickter dazu bin, wie jene; Ich habe mich zwar in die Stadt

begeben zu wohnen, nach dieser abscheuligen infamen prostitution ferner mein Brodt mit Schulhalten zu erwerben, allein weil so verächtlich und spöttisch mit mir umgegangen worden, so will auch mein Schulhalten auch in der Stadt nicht fortgang haben, den Eltern und Kinder haben einen Abscheu, weil so schimpflich mit mir umgegangen worden, und da endlich auß der RathsStube mit Vielen Flehen und Bitten frey und loß Kahme, so wurde doch draußen vor der RathsStube denen StadtKnechten und Rathsdiener wieder Preiß gegeben, denen so viel Geld geben muste als sie verlangten, als ich nun nicht so viel Geld bey mich hatte, so erbarmete sich ein Burger, gab so viel Geld denen StadtKnechten als sie verlangten. Da nun bey meinem betrübten Zustande weder zu beißen noch zu brechen habe; alß bitte Ew. Königl. Majest. Ich aller unterthänigst gehorsahmst über mich Armen alten Verlaßenen Mann zu erbarmen und oben gedachten Stadtschreiber anzuhalten, mich Unterhaltung zu geben, biß ich Gelegenheit habe, mein Brodt wieder ehrlich und redlich zu erwerben, und stellen Ew. Königl. Majest. Ich übrigens anheim, ob sie den Vor gedachten Stadt Schreiber Wackenrodt wegen dieses Excesses nicht nachdrücklich bestraffen wollen. Damit solche gottlosen Practiquen unschuldige Leute auß Affecten zu verderben und ums Brodt zu bringen nachbleiben möge, Ich ersterbe dafür Ew. Königl. Majest. aller unterthänigster gehorsahmster Emanuel Boltz, Ein Hungarischer Exulant. Berl. d. 12ten Junij 1743."

Zum Verständnis dieses Schriftstückes sei bemerkt, daß der König Friedrich Wilhelm I. 1738 ein „Reglement wegen der Teutschen Privat-Schulen in denen Städten und Vor-Städten" erlassen hatte, in dem bestimmt wurde:

„Es muß sich niemand des Schulhaltens eigenmächtig anmassen, sondern ein jeder bei dem Inspectore und denen Predigern des Kirchspiels, wo er Schule halten will, sich melden, von ihnen sämtlich examiniret werden, und wenn er tüchtig befunden, auch deshalb ein schriftliches Testimonium erhalten, respective sich dem Evangelisch-Reformirten Kirchen-Directorio und Magistrat allhier sistiren, und Confirmation suchen, ohne solch Testimonium des Ministerii wird keiner angenommen."

Trotzdem entstanden zahlreiche Winkelschulen. Wurde ein solcher Schulhalter beim Magistrat angezeigt, so beauftragte dieser einen Nuntius, von dem Thatbestande Kenntnis zu nehmen und Bericht zu erstatten. Erwies sich nach dieser Untersuchung die Anzeige als begründet, so wurde der Beklagte nach dem Rathause berufen, wo ihm das fernere Schulhalten streng untersagt wurde. Erschien er auf die Vorladung nicht, so wurde er, wie in diesem Falle, von den Stadtknechten nach dem Rathaus geholt. Gewöhnlich kehrte er sich aber nicht weiter an das Verbot und hielt nach wie vor Schule. Dann wurde ein Diener des Magistrats angewiesen, sich an Ort und Stelle zu begeben, die etwa heraushängende Tafel fortzunehmen und die vorhandenen Kinder fortzuschicken. Aber auch das half selten. Schon am folgenden Tage wurde meist wieder wie zuvor unterrichtet, und es dauerte oft lange Zeit, ehe solchen Leuten das Handwerk gelegt wurde. Ja oftmals wurde ihnen, wenn sie sich vor dem geistlichen Inspektor ihres Sprengels einer Prüfung unterwarfen, nachträglich doch noch die Erlaubnis zum Schulhalten erteilt.

Auf jene Eingabe des E. Boltz erhielt am 30. Juni 1743 der „Hofrat und Syndikus Wackenröder" eine Abschrift der Beschwerde und den „allergnädigsten Befehl", binnen 14 Tagen seine Verantwortung einzusenden. Am 12. Juli geht darauf folgendes Schreiben des Magistrats an den König:

„Berlin den 12. Julij 1743.

Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr!

Was Ew. Königl. Majestaet ad Instantiam des hungarischen Exulanten Boltzen unter dem 30. Junij c. an den Hoff Rath und Syndicum Wackenroder ergehen zu lassen, allergnädigst geruhet, haben wir demselben unterm 6ten hujus insinuiret, welcher die anbefohlene Verantworthung gebührend

einzusenden, auch nicht ermangeln wird. Da wir inzwischen aus des Supplicanten übergebener Vorstellung vom 12. Junij ersahen, auf was vor unzuverlässige Art derselbe den Hof Rath und unseren Syndicum Wackenroder mit denen strafbahrsten Ausdrückungen anfeindet, und zwar einer Sachen wegen, welche nicht Er, der Syndicus, sondern das gantze Collegium veranlaßet hat, So müßen wir mit Ew. Königl. Majestät allergnädigsten Erlaubniß anzeigen, daß der Supplicante vor einiger Zeit eine Schule vor dem Spandauer Thore zu halten sich angemaßet, ohne sich vorhero, dem errichteten und von Ew. Königl. Majestät confirmirten Reglement von dergleichen Schulen zu Folge, bey denen Predigern des Districts zu melden noch auch Permission darzu vom Magistrat zu haben. Als wir nun solches in Erfahrung gebracht, indem sich so wohl die Prediger, als die recipirten Schulhalter darüber bey Uns beklagten, haben wir ihm solches untersagen lassen, und alß er nicht Folge leisten wollen, ihm vor ohngefehr 6 Monathen zu Rathhause citiren laßen, dieses aber wollte alles nichts helfen, er fuhr mit Schulhalten fort, gestellete sich den ergangenen Citationen nicht vor uns, konnten dahero nicht anders, als ihn realiter citiren zu lassen, da er dann in Collegio eine Weisung seines Ungehorsams wegen bekommen, mit der Auflage sub poena carceris fernerhin nicht zu informiren, sondern sich zu gedulden, biß etwa eine Schulhalter Stelle aufkommen möchte, als dann er nach producirten Attestatis derer Prediger wohl recipiret werden könte. Ob? und wer ihm unerlaubte Gebühren damahls abgefodert? wißen wir nicht, hätte er solches uns angezeiget, würde derjenige, so solches gethan, gestraffet seyn worden, wiewohl er auch nicht einmahl jetzo wie viel von ihm die Stadt Diener an Gelde genommen anzugeben vermag.

Ew. Königl. Majestät werden hieraus allergnädigst ermeßen, wie bey diesen Umständen der unruhige Supplicant um desto strafbahrer gehandelt, daß er dieses alles verschwiegen und ein Membrum Collegii nun vornimmt, solches mit den ehrenrührigsten Worten anfeindet, und ihm eine That affigiret, woran weder das Collegium selbst noch der Hof Rath Wackenroder

allein nimmer gedacht. Es würde ein jedes Collegium, und jedes Membrum desselben, dergleichen gewißenlosen Leuten jederzeit exponiret leben müßen, wenn Ew. Königl. Majestät heilsame Edicta nicht solchen Calumnianten Einhalt thäten.

Dahero auch Ew. Königl. Majestät wir allerunterthänigst demüthigst bitten, diesen Emanuel Boltzen als einen bekannten sehr unruhigen Menschen' gleichfalß deshalb anzusehen und den Hoff Rath Wackenroder als unserm Syndico rechtl. Satisfaction zu verschaffen.

Die Wir in tiefster Devotion ersterben Ew. Königl. Majestät Allerunterthänigst treugehorsamste Bürgermeister und Rath allhier Cocki. Reichhelm. Kircheisen."

Wackenroder selbst hatte den Tag vorher seine Verantwortung an den König geschickt. Nach den einleitenden Worten schreibt er:

„Nun Allergnädigster König und Herr! ist mir von allen denen imputatis nichts bekand, ich kenne auch den Supplicanten nicht einmahl, und weiß dahero nicht, wie ich ihn solte außer Brot gesetzet haben.

Wenn er aber darüber, daß er zu Rathhause geholet worden (welches etwa vor ein halbes Jahr geschehen) doliret ist mir darunter so wenig, da ich, qua Syndicus, keine Jurisdiction exerciren kann, etwas zur Last zu legen, als vielmehr der Magistrat solches, wegen seines Ungehohrsams, da er sich, praevia citatione, nicht sistiren wollen, wie Rechtens, veranlaßet hat, und wird derselbe sein factum, wenn es erfordert wird, genugsam zu justificiren wißen; Woraus denn auch die angegebene falsche Ursache der Real Citation, als wenn er meinen Vetter Gottschalck nicht informiren wollen, von selbst hinwegfällt.

Denn ich habe hierselbst keine Verwandte und wenn dergleichen bei mir hätte, ist wohl die Praesumtion, daß solche noch gute Oerther in der Stadt, nicht aber vor dem Thor nach einer Klip-Schule, und bey einen nicht recipirten Schulmeister, umb etwas zu lernen, senden würde; Es ist auch begreifflich,

daß Keiner deßfalß wird realiter citiret werden, wenn er jemand die verlangte Unterweisung abschlagen solte, da selbige vor Geld überall zu erlangen stehet.

Hat indeßen die vormahlige verwittibte Prediger Gottschalcken (so jedoch nunmehro an ein Viertel Jahr außer Berlin, und auswärts, an einen Prediger verheurathet) ihren Sohn, vor dem, bey dem Boltze, in die Schule gethan, ist mir solches unbekannt, und gehet mir auch nichts an."

Zum Schluß wiederholt Wackenroder, es seien also die Anschuldigungen des Boltz sämtlich grundlos. Darauf ergeht unter dem 25. Juli 1744 an den E. Boltz ein königliches Schreiben, in dem unter Beifügung der beiden Verantwortungen in Abschrift ihm nachdrücklich verwiesen wird, „daß er sich nicht geschämet, in öffentlichen Schriften seine Vorgesetzten durchzuziehen".

Aber Boltz beruhigt sich bei diesem Bescheide nicht. Die Akten enthalten folgende neue Bittschrift an den König:

„Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr!

Vor die mir allergnädigst communicirten Bericht und Verantwortung des Magistrats und Syndici Wackerods alhier statte hiermit allerunterthänigsten Dank ab. Da nun in diesem Bericht und Verantwortung ganz ungleiche und wieder die Wahrheit lauffende Sachen angeführet, und Sie die Sache nur zu trainiren suchen, ich aber nicht im Stande bin es zur Weitläufftigkeit kommen zu lassen; Alß bitte allerunterthänigst gehorsambst mich auff meiner Gegner Kosten ad Custodiam bringen zu laßen, und eine unpartheiische Commission allergnädigst zu verordnen geruhen, welche die Sache in der Kürze untersuchen und mir Recht angedeyen laßen möchte. Denn ich habe weder zu Beißen noch zu Brechen, der Wirth will mich auch nicht länger im Hauße haben, weil ihm die Miethe, da man mich außer Brot gesezet, nicht abführen kann. Der ich mir allergnädigster Erhörung getröste und in tieffster Submission

ersterbe Ew. Königl. Maj. allerunterthänigster gehorsambster Emanuel Bolz, ein Hungarischer Exulant. Berlin den 5. August 1743."

Auf diese Eingabe wird ihm unter dem 11. August 1743 geantwortet, daß er sich nur beruhigen solle und das Vertrauen haben könne, „daß ihm weder an seiner Persohn, noch seiner Arbeit keine Hindernüße von dem Syndico Wackenröder in den Weg geleget werden". Die weiteren Schicksale dieses „hungaschen Exulanten" sind unbekannt.

Weniger milde zeigte sich Friedrich der Große gegen einen anderen Schulhalter Namens Gestrich. Aus den Akten über diesen Fall (Königl. Geheimes Staatsarchiv R. 47. 2a.) teile ich Folgendes mit.

Am 27. Oktober 1754 machten die Berliner Bürger Daniel Timmann, Gottfried Carchow, Balthasar Ackermann, Jos. Christ. Gradcke und Genossen eine Eingabe an den König, deren Anfang lautet:

„Ew. Königl. Majestät müssen wir in aller Unterthänigkeit vorstellen, wie wir von des seel. Schultzens, Prediger zu St. Gertrauten, hinterbliebener Gemeine wegen der schlechten Beschaffenheit der mehrsten Schulen sind genöthigt worden, uns zusammen einen Mann zu erwählen, der unsere Kinder sowohl in Gottes Wort alß auch Gottes und des Königs Reiche nötigen Wissenschaften unterrichtete". Nun habe aber das Oberkonsistorium sie mit ihrer Bitte abschläglich beschieden; „wiewohl nun anderen nicht nur untüchtigen Mannes- sondern auch Weibes-Personen von den sogenannten Geistlichen erlaubet wird, Schule zu halten, so sind sie uns doch hierinnen zuwider, und zwar aus der Feindschaft, weil so wohl wir, als auch der von uns erwählte Schulmeister durch den seel. Schultzen, welchen uns Ew. Königl. Majestät allergnädigst zum Lehrer geschenket haben, in Gottes Wort und der alten evangelischen Lutherischen Lehre unterrichtet sind."

Obgleich 24 Bürger nochmals vorstellig geworden seien, wie sie nicht jeder einen eigenen Informator zu halten ver-

möchten, auch in ihren Wohnungen „wegen ihrer Nahrungen“ die Gelegenheit nicht hätten, ihre Kinder unterrichten zu lassen, und deshalb bäten, den von ihnen gewählten Mann Namens Gestrich nach Gottes Wort zu examinieren und ihn dann ihren Kindern zum Lehrer zu geben, seien sie abgewiesen worden. Sie bitten nun den König um Erfüllung ihres Wunsches. Der König verfügt (29. Oktober 1754) darauf an den Geheimen Staatsminister Freiherrn von Danckelmann, daß dieser „die Uhrsachen des Consistorii, ob und wie weit solche gegründet seyn oder nicht, unpartheyisch examiniren“ und ihm demnächst seinen pflichtmäßigen Bericht erstatten solle. Dieser fordert das Oberkonsistorium zum Bericht an den König auf, und schon am 31. Oktober wird diesem Verlangen genügt.

Gestrich, seiner Profession nach ein Schneider, habe sich angemaßt, auf dem Nikolaikirchhof eine Schule anzufangen, ohne vorher von einem Inspektor examiniert zu sein, ob er die Fähigkeiten habe, die Kinder in Religion und Wissenschaften zu unterrichten. Der Magistrat habe den Landesgesetzen entsprechend dem Gestrich das Schulhalten untersagt, und dieser sich deshalb an das Oberkonsistorium gewandt. Dasselbe habe sich entschlossen, es bei dem Verbot des Magistrats zu belassen, „weil der Gestrich mit Verlaßung seiner Schneider-Profession und als ein bekannter Anhänger der Mausfeldischen Sekte auf Ausbreitung schwärmerischer Irrthümer sich leget, denen Bürgern gegen Kirchen und Schulen widrige Gesinnungen beybringet, öffentliche bestellte Kirchen-Diener mit anzüglichen Beschuldigungen unrichtiger Lehre bereits münd- und schriftlich angezapfet, und die schon einigemahl zu öffentlichen in der Getrauds-Kirche vorgefallenen Unruhen ausgeschlagene Schwärmereyen unter denen Bürgern zu unterhalten suchet.“

Auch der Magistrat war aufgefordert worden, seine Gründe für die Abweisung des Gestrich anzugeben. Dieser Bericht wird unter dem 8. November geliefert. Er enthält im wesentlichen dasselbe, wie der des Oberkonsistoriums; doch wird hier noch besonders hervorgehoben, daß bei einer durch den Oberkonsistorialrat und Probst Köppen vorgenommenen Visitation der

Gestrichschen Schule sich herausgestellt habe, „daß benannter Schneider Gestrich die zum Schulhalten erforderliche Geschicklichkeit und Conduite gar nicht besitze.“ Auch über die Museseldsche Sekte werden hier noch einige Bemerkungen gemacht.

„Und da dieser Gestrich zu der so genannten Museseldschen Secte sich bekennt, deren irrige Lehren so weit gehen, daß sie denen Predigern auf der Cantzel und bey administrirung des Abend Mahles öffentlich und laut obloquiren, tumulte und Aufwiegelung, ja sogar Schlägerey gegen diejenigen, so ihren Lehren nicht beistimmen, in und vor denen Gottes Häußern anrichten, wie solches aus denen an Ew. Königl. Majestät Ober Consistorium eingesandten Untersuchungs Acten, worin dieser Gestrich, als einer der Rädelsführer unter anderen sehr graviret ist und dabey abgestatteten Bericht vom 3. Septb. und 24. Octbr. a. c. des mehreren erhellet; Ferner haben die Lehren dieser schwärmenden mehrentheils den Müßigang liebenden, ihr Handwerk verlassenden und dadurch in Armuth gerathenden Museseldter das unzeitige Menschen Bekehren zum Deck-Mantel, weshalb sie sich in die Häuser dringen, conventicula halten, die Einfältigen, so ihre Lehren nicht gleich annehmen, verdammen, als wodurch die Leuthe in Verzweiflung gerathen, wie denn schon ein Exempel vorhanden, daß auf dergleichen von solchen Schwarmgeistern geschehenes Verdammen der Zeugmacher Kunert dergestalt wegen Verzweiffelung an seiner Seeligkeit und der Gnade Gottes in desperation verfallen, daß er sich selbst entleibet und dadurch seine arme Frau und Kinder zu Wittwen und Waysen gemachet, folglich dem Publico höchst schädlich, wenn diese Secte weiter ausgebreitet, und zu derselben Ausbreitung sogar Lehrer und Schulhalter für die Jugend, als welche ohnedem, was sie von ihren Lehrern hören und lernen für Heiligthümer halten, mithin solcher, wenn sie auch auf Excessus pertinaciter anhangen, geordnet werden sollte.“

Danckelmanns Bericht an den König (10. November 1754) enthält insofern etwas Neues, als er außer den schon an-

geführten Thatsachen die Mitteilung bringt, daß Gestrich auch schon früher zu Sonnenburg einen Tumult erregt habe.

Der König erläßt darauf an Danckelmann folgende Kabinetsordre:

„Mein lieber würcklicher Geheimer Etats-Ministre freyherr von **Danckelmann**. Ich ertheile Euch auf euren wegen eines gewissen Schulhalters, nahmens **Gestrich**, unterm 10. dieses abgestatteten Bericht hierdurch zur Resolution, wie es bei denen angeführten Umständen am besten seyn wird, den Menschen eine Zeitlang in ein Corrections-Hauß setzen und ihn die Schwärmerey ausarbeiten zu laßen, auch wenn er sich alsdann nicht ändern und beßern will, denselben mit guter Manier gantz aus dem Lande zu schaffen. Ihr habt also an den Magistrat hiernach das nöthige weiter zu verfügen, und Ich bin Euer wohl affectionirter König F. Potsdam, den 13. Nov. 1754."

Über den mehrfach genannten Sektenstifter **Musefeld** gab J. A. **Eberhard** im 3. Bande der „Berlinischen Monatsschrift" (1784) umfassende Mitteilungen und es möge gestattet sein, nach diesen die Geschichte der „Bekehrung" dieses Berliner Sektierers hier einzuschalten, die zugleich für die den Musefeldern zur Last gelegten Unruhen eine Erklärung bietet. Schon auf der Wanderschaft, welche Musefeld als Schneidergeselle unternahm, befiel ihn, wie er Eberhard bei einer Unterredung erzählte, oftmals eine unaussprechliche Unruhe, und eine innere Stimme sagte ihm, er sei nicht selig. So blieb es, als er in Berlin Meister geworden war und sich verheiratet hatte. Er ging bald in diese, bald in jene Kirche, ohne Ruhe zu finden. „An einem Sonntage führte mich", so berichtete er weiter, „Gott in die Böhmische Kirche, da eben deutscher Gottesdienst darin gehalten wurde. Der Prediger stand schon auf der Kanzel und legte die Geschichte aus, wie sich Joseph seinen Brüdern zu erkennen giebt; und auf einmal fiel es mir wie ein Stein vom Herzen, ich fühlte mich seelig. Ich sehnte mich, den Mann näher kennen zu lernen, der mir das so herrlich ausgelegt hatte, um mich weiter mit ihm über meinen Seelenzustand zu unterreden; allein ich

konnte nicht erfahren, wer er sei. Da ging ich traurig nach Hause und machte mich wieder an meine Arbeit. Ich war wohl, aber immer quälte mich der Gedanke: wer ist der Mann, der dich seelig gemacht hat? In diesen Gedanken vertieft saß ich einst an meiner Werkstätte und arbeitete. Es war Mittwoch. Auf einmal sagte etwas in mir: Geh in die **Spittelkirche**. Ich wollte mir das aus dem Sinn schlagen, aber es rief immer fort: Geh in die Spittelkirche. Ich nahm also meinen Rokelor, um fortzugehen. Kaum hatte ich ihn umgethan, so zupfte mich etwas, als ob es mich zurückhalten wollte. Allein die Stimme ließ nicht nach. Ich ging; aber so wie ich ging, fuhr auch das Zupfen fort und hörte nicht eher auf, als bis ich den Fuß in die Kirche setzte; da verschwand es plötzlich. . . . Die Kirche war schon angegangen, und der Prediger stand auf der Kanzel. Wie groß war meine Freude, als ich ihn anblickte und sah, daß es derselbige war, der es in der Böhmischen Kirche ausgelegt hatte, wie sich der Heiland der gläubigen Seele zu erkennen giebt. Ich beschloß sogleich den nächsten Sonntag bei ihm zur Beichte zu gehen. Sein Beichtstuhl war sehr zahlreich, und er pflegte immer bei zwanzig bis dreißig auf einmal in die Sakristei zu nehmen und sogleich zu absolviren. Ich ging mit den letzten hinein, um wenn die übrigen würden hinaus gegangen sein, allein mit ihm sprechen zu können. Kaum waren wir allein, so redete er mich mit den Worten an: „Ist er seelig?" „Ja", war meine Antwort. „Nun! Gott sei gedankt", fuhr er mit aufgehobenen Händen fort, „er ist der zweite, den ich dieses Jahr seelig gemacht habe." Ich erzählte ihm, wie ich es geworden und er beschied mich in die Erbauungsstunde, die er des Montags in seinem Hause mit einigen Seeligen zu halten pflegte." Bald darauf versuchte Musefeld auch andere selig zu machen. Er begann bei seiner Frau und seinem alten Vater und sammelte allmählich eine kleine Schar von Anhängern um sich. Aber vielleicht hätte er nicht daran gedacht, eine eigene Gemeinde zu gründen und sich an ihre Spitze zu stellen, wenn nicht der Prediger **Augustin Schulze** durch eigene Unvorsichtigkeit dazu Gelegenheit gegeben hätte. Da derselbe eine sehr

zahlreiche Gemeinde hatte und oft durch Amtsgeschäfte mitten aus der Stunde gerufen wurde, so pflegte er, wenn er wegging, einem aus den Zuhörern, den er für den geschicktesten und beredtesten hielt, aufzutragen, seinen Vortrag fortzusetzen. Dieses Los traf immer Musefeld; und da dieser fand, daß ihm das fromme Schwatzen trotz dem Herrn Schulze von der Hand ging, so glaubte er nicht mehr unter einem andern arbeiten zu dürfen. Er errichtete eine Gemeinde auf eigene Hand und erweiterte sie bald dergestalt, daß sie die Aufmerksamkeit der Obrigkeit auf sich zog. Welches die nähere Veranlassung zu der über ihn verhängten Untersuchung und welches der Ausgang derselben gewesen, hat sich nicht ermitteln lassen.

Doch nun zurück zu unseren Schulhaltern.

Daß von solchen Leuten wie Boltz und Gestrich weder eine gewissenhafte Förderung in den Kenntnissen, noch eine heilsame Einwirkung auf die Sinnesart ihrer Zöglinge zu erwarten war, ist selbstverständlich. Wir haben aber auch Beispiele, daß die Kinder teils durch die Unwissenheit, teils durch die Gewissenlosigkeit ihrer Schulhalter geradezu zum Schlechten geführt werden. 1784 beklagt sich der Schulhalter Beyer in der Klosterstraße, daß der Kanonier Pries ihm gegenüber in dem Hause des Maurermeisters Leitner eine Schule ohne Konzession eröffnet habe, in der die Kinder des Leitner, des Oberbaurats Baumann, des Gastwirts Bischoff, des Schlossermeisters Krause, des Kaufmanns Bohm, des Schmieds Ritze u. a. unterrichtet würden. Auf eine Anfrage des Magistrats erklärt der Maurermeister Leitner, daß der Unterricht des Pries Privatunterricht sei und daß Beyer unfähig sei, seiner Kinder Unterricht zu leiten. Zum Beweis legt Leitner zwei Briefe vor, die Beyer den kleinen Kindern diktiert habe. Der eine*) von ihnen lautet:

*) Akten des Magistrats, betr. die Schulen der Nikolai- und Marien-Parochie Vol. III., mitgeteilt von Rittershausen in den Märkischen Forschungen Band IX, 266.

„Mein lieber Herr Gefatter.

Was ich doch für ein liederlicher Kerl bin, daß ich mich schämen muß dir zu schreiben, daß alle mein Geld verspielet habe, der Wirth will mir nicht mehr borgen, meine Uhr hat der Jude, und meinen Rock der trödler, hast du mich noch lieb, helf mir mit zehn Thaler, damit ich nur mit Ehren hier wegkomme. Ich bezahle dich auf Ostern als ein ehrlicher Kerl, oder du solst nicht sagen, daß ich dein Bruder bin. Ich bite dich nochmahls verlaß mich nicht, oder ich laß mich den blauen Rock anziehen. verbleibe dein getreuer Bruder J. F. Bischof. Berlin, den 12. Febr. 1784."

Welche Anforderungen an solche Leute gestellt wurden, die ein Schulamt übernehmen, eine Schule oder Erziehungs- und Pensionsanstalt eröffnen wollten, ergiebt sich aus Zeugnissen und Prüfungsarbeiten, die sich bei den Akten befinden.

Das folgende Zeugnis wurde allerdings nicht für einen Berliner Lehrer, sondern für den Küster und Schulmeister in Garzin, einem Dorfe in der Nähe von Buckow in der Mark 1739 ausgestellt, verdient aber doch hier mitgeteilt zu werden, da es in Ermangelung eines Dokumentes für die gleichzeitigen Berliner Verhältnisse einen Schluß auf diese gestattet. Das Zeugnis findet sich unter den Akten der Gräflichen Amtsregistratur zu Buckow und lautet:

„Actum Straußberg d. 29. April 1739. Auf Ersuchen des hochgräflichen Amtsrahts Wiesenhafers und deß Herrn Pastoris in Garzien tit. H. Mangebers habe ich Martin Königsstädt, gebürtig in Berlin, eines Soldaten Sohn im WaisenHauße daselbst erzogen, 32 Jahr alt, der das Schneider Handwerk gelernet und darauff gereiset hat, tentiret, ob er die zum Küster und Schulmeister erfoderte Wißenschaft besitzet. Da ich denn folgender gestalt seine profectus befunden habe.

1) Lieset er distincte, laute und vernehmlich. Buchstabieret auch recht und gut.
2) Im Aufschlagen der H. Bibel, und wie die Bücher A. und N. Testaments auff einander folgen, ist er nicht

erfahren und geübt. Will sich aber darinn üben, und lernen.

3) Den Catechismum Lutheri hat er zwar den Worten nach inne, an dem rechten Verstande deßelben fehlet es noch und ist die Heylß-Ordnung von der Buße und Glauben ihm wenig bekannt. Wiewohl so viel erhellet, daß in der Jugend er wohl sey angeführet und unterrichtet worden; hernach ist bey seines Handwerks Betrieb vieles vergeßen. Er verspricht aber unter Göttlichem Beystand Fleiß anzuwenden und des H. Pastoris Instruction zu folgen, damit das Vergeßene wieder hergestellet und durch fleißige Uebung er ein mehreres noch dazu lernen möge.
4) Sind auß der Rechenkunst das 1 mahl ein und die vier Species ihm bekannt. Von seiner Schreibart liegt die probe hiebey.
5) Die Art zu singen gefällt mir wohl, Weil er nach den auffgegebenen Melodeyen fertig, rein, deutlich und helle singet."

Hinzugefügt wird, daß, wenn er die versprochenen Sittenzeugnisse beigebracht haben würde, seiner Anstellung nichts hinderlich wäre.

Fünfzig Jahre später, am 22. September 1789, wendet sich Johann Friedrich Költz, „Kandidat der Gottesgelahrtheit und Vorsänger bei Ihro Majestät der Wittwe Königin" an das Oberschulkollegium mit der Bitte um die Erlaubnis, in der Judenstraße eine Erziehungsanstalt und Pension junger Leute anlegen zu dürfen. Er habe in seiner Jugend das graue Kloster frequentiert, auch in den Jahren 83 bis 85 die theologischen Kollegien in Halle absolvieret. Ferner habe er seit vier Jahren teils in öffentlichen Anstalten, teils in Privatschulen oder auch in Privathäusern unterrichtet und sei Vorsänger Ihrer Majestät der Königin-Witwe, durch Allerhöchst dero Huld und Gnade er zu diesem seinem Unternehmen aufgemuntert werde. Er melde sich zur Prüfung. Die Prüfungsarbeit liegt vor (Königl. Geh. Staatsarchiv R. 76. I. No. 528. Fol. 147.) und giebt von der erstaunlichen Unwissenheit des Kandidaten Kunde. Als erste Aufgabe wird ihm gestellt, in lateinischer Sprache niederzuschreiben, was er von Cicero wisse. In ganz fehlerhaftem Latein bringt der Kandidat die Titel einiger Ciceronianischer Schriften zusammen. Die zweite Aufgabe lautet: Aus Ludwig XIV. Leben ist französisch aufzusetzen, was dem Kandidaten bekannt ist. Er schreibt wörtlich: Je ne sais rien de cet Histoire, mais bien de l'histoire Romain ou celle du Grec: Car javois jamais l'occasion dans cet Histoire d'informer. Ebenso lautet die Antwort auf die dritte Frage: Wann und wie bildete sich der Staat der vereinigten Niederlande? Aussi de cet Histoire je ne sais rien de dire. Einiges wenigstens weiß der Kandidat auf die folgenden Fragen zu antworten: Kurze geographische und statistische Beschreibung Englands und: Wie kann man Kinder zur Fertigkeit, ihre Gedanken und Empfindungen schriftlich auszudrücken, bringen? Die letzte Aufgabe lautete: Wenn der Scheffel 2 rthl. 5 gr. 6 pf. kostet, was werden dann $3^1/_2$ Winspel kosten? Die Ausrechnung ist umständlich und verworren, daß sich nicht erkennen läßt, ob der eingeschlagene Weg der richtige war. Ein Ergebnis ist nicht herauszufinden.

Leider ist aus den Akten nicht ersichtlich, ob dem Kandidaten Költz die nachgesuchte Erlaubnis erteilt worden ist. Man muß es vermuten, wenn man nach dem Ergebnis einer anderen, fünf Jahre später stattgehabten Prüfung urteilen darf.

Im Jahre 1794 legte ein A. F. Schüler, um die Erlaubnis zur Errichtung einer Privatschule im Königsviertel zu erhalten, vor dem Ober-Konsistorialrat Zöllner eine Prüfung ab; da er bei der mündlichen Prüfung seltsame Antworten giebt, läßt ihn Zöllner einige Fragen schriftlich beantworten, was er folgendermaßen thut:*)

*) Akten des Magistrats, betr. die teutschen Privat- und Armenschulen im Königs- und Stralauer Viertel, Vol. I.; mitgeteilt von Rittershausen, Märkische Forschungen IX, 279.

1. Frage: Welches sind die vornehmsten Flüsse Deutschlands und welche stehen mit einander von Natur oder durch Kunst in Verbindung?

Antwort: Die Elbe, Ronne, Schwienemünde.

2. Frage: Was ist unter Cosmographie zu verstehen?

Antwort: Die Weltbeschreibung, hierzu bedient man sich zweier Kugel, die eine die Himmels und die andere die Erd-Kugel, der Himmel wird in zwei Theile eingetheilet, erstlich in das Firmament, wo sich die Sonne Mond und Sterne befinden, zweiten in dem Empyräischen oder höchsten Himmel, wo jener unermeßliche Raum, wozu unsere einbildungs-Kraft zu schwach dieses zu ergründen, nachdem giebt es auch die Admosphäre oder Dunst Kreiß, welches uns gleichsam zu einer Decke diene.

3. Frage: Wie werden die natürlichen Körper (Naturalien) in der Naturgeschichte eingetheilt?

Antwort: Auf den Körper des Menschen und in denen Pflanzen, und andern producter, als Caffee, Reiß u. s. w. wie und wo selbige wachsen, und wie deßen Früchte beschaffen.

4. Frage: Wozu soll den jungen Leuten die Geographie und Cosmographie nützen?

Antwort: Sie dient dazu, das sie in der Folge wißen, wie weit eine oder die andere Stadt oder Fluß von einander entfernt oder auch denen Handlungs Leuten, damit sie wißen wie und auf weßen Art wann Sie ihre Waare verschreiben, am bequemsten und besten Herzunehmen sei. —

Trotz dieser Antworten wurde dem Bewerber die Erlaubnis zur Anlegung der Schule erteilt, allerdings mit der Einschränkung, daß er selbst außer dem Rechen-Unterricht keinen Unterricht in seiner Anstalt geben dürfe.

Es wäre sehr verkehrt, wollte man aus den aufgeführten Beispielen einen Schluß auf die sittliche und wissenschaftliche Befähigung aller Berliner Schulhalter im vorigen Jahrhundert machen. Es ist nur natürlich, daß aus einer Zeit, in welcher eine geregelte Beaufsichtigung des gesamten Schulwesens fehlte, sich mehrfach Aktenstücke erhalten haben, die besondere Mängel zu unserer Kenntnis bringen, während normale oder hervorragende Einrichtungen und Kenntnisse selten erwähnt werden.

Trotzdem wissen wir, daß gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die damals in der Pädagogik zur Geltung gelangten philanthropistischen Ideen und besonders Rochows praktische Einrichtungen auch in manchen Berliner Schulen Eingang gefunden hatten.

Freilich zu Ende des 18. Jahrhunderts gewährte der Gesamtzustand des Berliner Schulwesens kein erfreuliches Bild. Wenngleich von der Regierung manche lobenswerte Anordnung getroffen worden war, wenn auch die neuen pädägogischen Grundsätze von strebsamen Lehrern angenommen und angewendet wurden, so fehlte es doch an einem ausreichend, gleichmäßig und methodisch vorgebildeten Lehrerstand, an einheitlichen und eingehenden Vorschriften über Einrichtung und Lehrziele der verschiedenen Arten von Schulen sowie an einer genügenden Schulaufsicht, also an den notwendigsten Erfordernissen für eine gedeihliche Entwickelung des Schulwesens. Der niedrige Stand des Berliner Elementarschulwesens gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ließ die Blüte desselben zu unserer Zeit nicht voraussehen.

Die Schulen und Erziehungsanstalten Berlins vor hundert Jahren*).

Unter Benutzung der Akten des Königlichen Geheimen Staatsarchivs zu Berlin.

Ein Fürst erfüllt nur halb seinen Beruf, heißt es im Antimacchiavel, wenn er sich nur mit dem Kriegshandwerk beschäftigt. Diesem Grundsatze gemäß hatte Friedrich der Große nach dem siebenjährigen Kriege seine Aufmerksamkeit in höherem Maße auf

*) Zuerst gedruckt „Vossische Zeitung", 1889, Sonntagsbeilage No. 24—28.

die Hebung der Bildung seines Volkes, als es ihm vorher möglich war, gelenkt, sich selbst eingehend litterarisch und praktisch mit pädagogischen Fragen beschäftigt und zur Ausführung seiner erleuchteten Ansichten 1771 den Freiherrn Karl Abraham v. Zedlitz-Leipe an die Spitze der Unterrichtsverwaltung berufen. 17 Jahre wirkte dieser Mann nachhaltig und segensreich für die Umgestaltung und Verbesserung des preußischen Schulwesens, bis er, zwei Jahre nach dem Tode Friedrich des Großen, in der Leitung des lutherisch-geistlichen Departements durch Wöllner ersetzt wurde.

Friedrich Wilhelm II. hatte trotz seiner Abneigung gegen die aufklärerische Richtung des Ministers von Zedlitz die auf die Schulverbesserung gerichteten Bestrebungen desselben noch während der ersten Zeit seiner Regierung nicht nur geduldet, sondern auch reichlich mit Geld unterstützt, so daß gegen Ende 1788 die im Sinne des großen Königs unternommene Schulreform sich auf der Höhe ihrer Entfaltung befand. Nun aber unternahm Wöllner seine Zerstörungsarbeit, und wenn es ihm auch nicht gelang, das Werk zu vernichten, so beginnt doch mit Anfang 1789 ein zeitweiliger Rückschritt in der Entwickelung des preußischen Schulwesens. So rechtfertigt sich wohl der Versuch, ein Bild der Schuleinrichtungen zu entwerfen, welche vor 100 Jahren in Preußens Hauptstadt bestanden. Besonders begünstigt wird das Unternehmen durch den Umstand, daß — während über die vorangehende Zeit die Nachrichten ziemlich dürftig fließen — gerade 1788 genaue Erhebungen über die in Berlin zahlreich vorhandenen Privatschulen stattgefunden haben und die Akten des Ober-Schulkollegiums ausführliche Mitteilungen über diese damals besonders wichtige Art von Unterrichtsanstalten enthalten.

Zedlitz war wie sein König Anhänger der Aufklärung; den auf Rousseaus Ideen zurückgehenden Erziehungsreformen Basedows, deren Erfolge im Philantropin zu Dessau Aufsehen erregten, stand er freundlich gegenüber, während ihm die klassischen Studien, wie sie durch Joh. Matth. Geßners Bemühungen auf der neugegründeten Göttinger Universität damals in Deutschland wieder erweckt wurden, fremd geblieben waren. Aber er ließ sich für diese neue litterarische Strömung gewinnen, lernte noch als Minister bei Fr. Gedike Griechisch und suchte auch dem neuen Humanismus in die preußischen Schulen Eingang zu verschaffen. So bildete sich eine spezifisch Berlinische Verbindung von Humanismus und Aufklärung, unter deren Einfluß die höheren Lehranstalten Berlins vor 100 Jahren mehr oder weniger standen.

Das älteste Gymnasium Berlins, das Berlinische Gymnasium zum grauen Kloster (vgl. Heidemann, Geschichte des grauen Klosters zu Berlin), wurde vor hundert Jahren von Anton Friedrich Büsching geleitet. Es befand sich damals, wie heute, in den Räumen des 1270 erbauten, 1539 nach Einführung der Reformation aufgehobenen Franziskanerklosters der grauen Brüder, wo der kurfürstliche Leibarzt und Alchymist Leonhard Thurneisser Wohnung, Laboratorium und Buchdruckerei gehabt hatte. Noch während Thurneisser hier sein Wesen trieb, hatte auf Antrag des Magistrats Kurfürst Johann Georg den dritten Teil des Klosters am Mittwoch nach Estomihi 1574 zur Einrichtung einer neuen Schule hergegeben, die als allgemeine Landesschule (gymnasium in coenobio leucophaeo) am Margaretentag (13. Juli a. St., 25. Juli n. St.) mit 5 Klassen eröffnet wurde. Mit ihr waren die Parochialschulen der beiden evangelischen, bis in das 13. Jahrhundert zurückreichenden Pfarrkirchen von Alt-Berlin (der St. Nikolai- und St. Marienkirche) samt ihren Einkünften aus dem Kirchenkasten vereinigt worden. Nahezu 200 Jahre hatte das Gymnasium in segensreicher Wirksamkeit bestanden, als 1766 Büsching zu seiner Leitung und Umgestaltung berufen wurde. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts waren die höheren Lehranstalten Berlins im Rückgange begriffen. Es trat diese Erscheinung nicht in Berlin allein zu Tage und war hier nicht durch die leitenden Persönlichkeiten verschuldet, sondern sie zeigte sich überall dort, wo man den Frankeschen Bestrebungen entsprechend den Realien und den neuen Sprachen einen nicht unbedeutenden Platz im Stundenplan eingeräumt, aber nicht gewagt hatte, veraltete Lehrgegen-

stände zu verdrängen, und wo man an jenen rhetorischen Übungen und Akten, welche den Fleiß der Schüler stark in Anspruch nahmen, ohne ihre geistige Kraft zu entwickeln, als an einem unveräußerlichen Bestandteil des gymnasialen Unterrichts festhielt. Außerdem blieben in Preußen die Kriege Friedrichs nicht ohne hemmenden Einfluß auf die Schulen. Der Staatsminister v. Münchhausen, ein Vorläufer Zedlitz', hatte deshalb nach dem Tode des Rektors am Gymnasium zum grauen Kloster Johann Jakob Wippel den Präsidenten des Konsistoriums v. Reffenbrink und den Probst Spalding beauftragt, im Verein mit einem Deputirten des Magistrats — Kriegsrat und Bürgermeister Dietrich wurde dazu ersehen — eine Untersuchung der Berliner Gymnasien vorzunehmen und über die Mittel sich zu einigen, durch welche ihr Zustand verbessert werden könnte. Die Vorschläge dieser Kommission betrafen im wesentlichen die äußere Einrichtung der Schulen. So wurde bestimmt, daß die höhere Lehranstalt des Stadtteils Kölln, das Petriner oder Köllnische Gymnasium, welches seit 1762 keine Prima besaß, mit dem Berlinischen zu einer Anstalt verschmolzen werde, der Rektor des Köllnischen Gymnasiums Damm mit vollem Gehalt in den Ruhestand trete und der vereinigten Anstalt ein Direktor vorgesetzt werde. In dieses neue Amt wurde Büsching berufen. Das Köllnische Gymnasium, welches damals seine Selbständigkeit einbüßte, ist mit Unrecht als das älteste Gymnasium der Hauptstadt und Provinz bezeichnet worden, denn die älteste Nachricht über die Schule der St. Petrikirche, aus der das Gymnasium hervorgegangen ist, stammt nicht von 1276, sondern von 1476. Die Verhältnisse, unter denen Büsching im Oktober 1766 sein Amt antrat, schildert er anschaulich in seiner Lebensgeschichte (Halle 1789). „Das Gehalt der Lehrer verschaffte ihnen, auch wenn sie unverheiratet waren, geschweige denn, wenn sie Familien hatten, nicht einmal die Nothdurft, und daß es ihnen an derselben fehlte, sah man an ihrer Kleidung, ihrem Hausgeräth und ihrem Büchervorrath. Ihre Wohnungen waren so schlecht, daß sie in einer mittelmäßigen Provinzialstadt nicht schlechter gefunden werden konnten. Das Berlinische Gymnasium hatte

nicht eine einzige gute Klasse. Als sie mir der Kriegsrat und der erste Bürgermeister Riediger zeigte, sagte er, sie seien gut zu Weinkellern, und damit hatte er allerdings Recht, denn sie waren alle kellermäßig, unangenehm und ungesund, weil sie einige Ellen tiefer als Straße und Hof in der Erde lagen. Zwei dieser elenden Klassen waren nur durch einige Ellen hohe Bretter von einander getrennt, daß man in keiner laut sprechen durfte, um die Nebenklasse nicht zu stören. Die Zugänge zu den Klassen waren, wie die Klassen selbst, offenbar seit Jahrhunderten nicht geweißt worden. Katheder und Bänke waren in elendem Zustande. In der Schreibklasse standen nicht einmal ein paar Tische, sondern die Schüler mußten ihre Schreibebücher auf die niedrigen Bänke legen und vor denselben zum Schreiben niederknieen. Weil der Unterricht gewöhnlich um $^1/_2$8 Uhr begann, war im Winter Licht nöthig; nun fehlten aber die Leuchter, deren Stelle die Hände der Schüler vertreten mußten.“ Neben der inneren Organisation der beiden Anstalten betrieb Büsching aufs eifrigste die Errichtung neuer freundlicher Schulräume, aber erst 1788 wurden die nötigen Um- und Neubauten vollendet.

Der an die Kirche stoßende quadratische Kreuzgang wurde zum größten Teile niedergelegt und statt der nördlichen Seite des Kreuzganges ein Gebäude mit Klassenzimmern und Räumen für die Streitsche Gemäldesammlung und den physikalischen Apparat errichtet. Ferner entstand ein neues dreistöckiges Gebäude, jetzt Klosterstraße 74, mit den Wohnungen des Direktors und der beiden ersten Professoren. Einen Umbau erfuhr ferner das jetzt nicht mehr vorhandene Wohngebäude und das an der Neuen Friedrichstraße gelegene Hinterhaus des Gymnasiums. 1788 wurden die neuen Räume bezogen.

Inzwischen war auch die Reorganisation der vereinigten Gymnasien abgeschlossen. Die Lehrer und Schüler der oberen Klassen des Köllnischen Gymnasiums waren zum Berlinischen übergetreten, nur die drei unteren Klassen waren in den alten Räumen verblieben und als eine besondere Köllnische Stadtschule eingerichtet worden. Ebenso war auch am Grauen Kloster aus den drei unteren Klassen eine besondere Berliner Stadtschule

gebildet; wie die Köllnische hatte sie die doppelte Aufgabe, ihre Schüler für die oberen Klassen in den alten und neuen Sprachen und in allen übrigen Gegenständen vorzubereiten und zugleich denjenigen Knaben, welche die oberen Gymnasialklassen nicht besuchen wollten und deshalb vom lateinischen und griechischen Unterricht befreit werden konnten, eine gewisse abgeschlossene bürgerliche Bildung zu geben. Dagegen verblieb den drei oberen Klassen durchaus ihr gymnasialer Charakter, und es wurden in ihnen die Lehrgegenstände vorgetragen, die heute noch der Lektionsplan der Gymnasien aufweist. Außerdem aber behielt Büsching noch einige der Fächer bei, welche im 17. und 18. Jahrhundert in den höheren Schulen gelehrt wurden: Heraldik, Geschichte der Philosophie und der Wissenschaften u. dgl. m. Bedeutender noch als diese äußere Umgestaltung war der entschiedene Bruch mit dem früheren Schulsystem, der unter seiner Leitung sich vollzog. Vorher schieden sich die Lehrstunden in öffentliche und private, von denen jene frei waren, diese bezahlt wurden. Büsching beseitigte alle Privatlektionen. Jetzt gab es nur noch öffentliche Lektionen, die der Direktor den einzelnen Lehrern zuerteilte und die er selbst beaufsichtigte. Die Lehrpensa, welche in einem bestimmten Zeitraum zu erledigen waren, wurden fest umgrenzt. Die wöchentliche Stundenzahl, die früher auf 26 beschränkt worden war, behielt Büsching bei. Die Unterrichtsstunden verlegte er auf die Zeit von 8—11 und von 2—4 Uhr, während in früherer Zeit manche Lektionen schon um 6 Uhr begannen. Um die Lehrer für den Ausfall, den ihre Einnahmen durch die Aufhebung der Privatlektionen erhielten, zu entschädigen, führte Büsching ein Schulgeld ein, welches jährlich 12 Thaler für die Schüler betrug, die an allen Unterrichtsstunden Teil nahmen, und 6 Thaler für die übrigen. Die Ferien verlegte er auf die Wochen, in welche die hohen Feste und das öffentliche Examen fielen, während sie früher mit den Jahrmärkten zusammenlagen. Sommerferien gab es damals noch nicht, Büsching aber bestimmte, daß während der heißen Jahreszeit zweimal in der Woche der Nachmittagsunterricht ausfiel, auch gab er an klaren,

sonnigen Wintertagen Lehrern und Schülern die Zeit zu gemeinsamen Spaziergängen frei.

Als Büsching am grauen Kloster seine Thätigkeit begann, fand er aus einer viel früheren Zeit eine Einrichtung vor, die neben den veralteten Lehrgegenständen zu einer wirklichen Überbürdung der Schüler Veranlassung gab; es war Sitte, bei den Schulfesten die Schüler mit selbst gefertigten Reden oder Gedichten in deutscher oder einer fremden Sprache öffentlich auftreten zu lassen. Da die Stoffe der Vorträge mehr und mehr des anregenden Gehalts entbehrten, ja nicht selten außer dem Gesichtskreise der Schüler lagen, waren diese Redeakte zu rein formalen Redeübungen herabgesunken, die gleichwohl hohe Anforderungen an den Fleiß der Schüler stellten. Büsching schaffte sie vollständig ab, um aber die Verbindung, welche bisher durch diese öffentlichen Übungen zwischen Schule und Haus unterhalten war, nicht völlig zu lösen, sollten die Eltern der Schüler Gelegenheit erhalten, bei den öffentlichen Prüfungen sich von den Leistungen der Schüler und Lehrer zu überzeugen. Er bestimmte deshalb, es solle bei diesem Examen jedem der Anwesenden gestattet sein, den Gegenstand, in dem die Schüler geprüft werden sollten, zu bezeichnen. Das führte aber zu so vielen Unzuträglichkeiten, daß 1788 diese Neuerung wieder abgestellt wurde. Einen anderen Übelstand konnte Büsching, so sehr er sich auch bemühte, nicht beseitigen. Schon die nach Wippels Tode von Münchhausen eingesetzte Kommission hatte vorgeschlagen, daß das öffentliche Umhersingen der Kurrendeschüler des Berlinischen und Köllnischen Gymnasiums aufhören sollte. Friedrich der Große hatte aber an den Rand der Eingabe geschrieben: „Das Singen muß bleiben.“ Büsching versuchte mehrfach die Schüler von dieser Verpflichtung zu lösen, da gerade dieser Einrichtung wegen an manchen Tagen die Lektionen ausgesetzt oder beschränkt werden mußten. Aber des Königs Vorliebe für den Kurrendegesang und die Sitte der Zeit, die Verstorbenen unter feierlichem Gesang der Schuljugend zur letzten Ruhe zu geleiten, waren mächtiger als seine Bemühungen für die Abschaffung der Kurrende. Selbst die Bestimmung, daß die Schüler des Gymnasiums bei

den Aufführungen im königlichen Opernhaus als Choristen mitwirken und der Proben wegen zuweilen schon um 3 Uhr das Gymnasium verlassen mußten, vermochte Büsching nicht zu beseitigen. Noch mag einer Einrichtung, die am Gymnasium zum Grauen Kloster vom Rektor Wippel getroffen war und von Büsching beibehalten wurde, und auch an den übrigen Berliner Gymnasien vor 100 Jahren bestand, Erwähnung geschehen. Es war das Fachklassensystem, nach dem ein Knabe entsprechend dem Maß seiner Kenntnisse in den einzelnen Fächern verschiedenen Klassen angehören, z. B. im Lateinischen Schüler der Prima, in der Mathematik Schüler der Tertia sein konnte. Dies ließ sich nur dann durchführen, wenn zu derselben Zeit in mehreren Klassen derselbe Gegenstand betrieben wurde. Büschings Bedeutung für die Wissenschaft seiner Zeit, besonders für die Erdbeschreibung, ist bekannt. Nicht geringer sind seine Verdienste um die ihm unterstellten Lehranstalten: nannten ihn doch seine ihn überlebenden Amtsgenossen den Unvergeßlichen.

Was Büsching für das Graue Kloster, war J. H. Meierotto für das Joachimsthalsche Gymnasium. Diese Anstalt hatte Joachim Friedrich nach dem Vorbilde der sächsischen Landesschulen 1607 am 24. August a. St. zu Joachimsthal in der Uckermark gestiftet und reichlich auch mit Grundeigentum ausgestattet. Nachdem 1636 Stadt und Schule von kursächsischen Soldaten zerstört worden waren, wurde vom Großen Kurfürsten 1650 die Anstalt als kurfürstliches Joachimsthalsches Gymnasium nach Berlin verlegt. 1717 erhielten die Gebäude in der Burgstraße No. 21/22 und Heiligegeiststraße 5/6, welche dem Gymnasium überwiesen waren und bis vor wenigen Jahren seinen Sitz ausmachten, die äußere Gestalt, die sie etwa 160 Jahre bewahrt haben. Damals konnte der Rektor von der Anstalt sagen: Collegium a strepitu urbano et civico et militari remotum.

Erst von da ab wurde wieder ein Alumnat mit der Schule verbunden.

Nach dem Abgange des Rektors Ferd. Stosch 1771 hatte die Gesamtheit der Professoren die Leitung der Anstalt in der

Weise übernommen, daß wöchentlich zwei Professoren die Rektoratsgeschäfte erledigten. Diese Einrichtung war für die Disziplin sehr nachteilig. Über die Zustände im Joachimsthalschen Gymnasium, bevor Meierotto seine bessernde Thätigkeit begann, giebt sein Biograph F. L. Brunn folgende zuverlässige Nachricht. Es herrschte dort ein sehr roher und wilder Renommistenton. Die Neuankommenden auf das gröbste zu mißhandeln, die Inspektoren zu verhöhnen und öffentlich zu beschimpfen, ja selbst manche Lehrer in den Klassen und im Speisesaale auszuzischen und auszutrommeln, Karzer- und Arreststrafen für eine Ehre zu halten — das alles war so ziemlich in der Regel. Im Äußern zeichneten sich die Alumnen aus durch lange, bis weit über das Knie gehende, gewichste Stulpstiefel, durch gelbe lederne Beinkleider und durch große Hüte, deren Krempe auf der einen Seite fast die Schultern berührte. Die Schüler der unteren Klassen mußten sich von den Primanern und Sekundanern alles gefallen lassen, und die geringste Widersetzlichkeit zog ihnen körperliche Mißhandlungen zu. Fremde und vornehmlich die Vorbeigehenden wurden häufig beleidigt und gekränkt. Des Abends in großen Gesellschaften Tabak zu rauchen, was nach den Gesetzen durchaus verboten war, dabei Bier im Übermaße zu trinken und rohe Studentenlieder zu singen, und oft ganze Nächte zusammen zu bleiben, um Karten zu spielen, war nichts Ungewöhnliches. Ja es kam selbst mehrere Male zu wirklichen Ausbrüchen wilder Roheit. Die Gymnasiasten standen in der Stadt in dem übelsten Rufe, und Eltern und Vormünder fingen an, dem Institute ihr Vertrauen zu entziehen, wovon eine merkliche Abnahme der Zahl der Schüler die unmittelbare Folge war. Am 25. April 1775 wurde Meierotto, der vier Jahre vorher noch Kandidat gewesen war, feierlich als Rektor in sein Amt eingeführt. Seinem Eifer und Mut, sowie seiner Umsicht gelang es, den gerügten Übelständen abzuhelfen, und unter seiner Leitung erhob sich das Joachimsthalsche Gymnasium aus einem bedenklichen Niedergang zu der Höhe einer vorbildlichen Stellung unter den Schwesteranstalten. In einer Kabinetsordre vom 5. September 1779 hatte Friedrich der Große die von seinem

Minister, dem Freiherrn v. Zedlitz, entwickelten Grundsätze für eine Umgestaltung des höheren Unterrichts zur bindenden Form für die Unterrichtsverfassung erhoben und die unverzügliche Aufnahme der dadurch bedingten Reformen befohlen. Als wesentliche Stücke des Unterrichts wurden in derselben das Lateinische und Griechische, sowie Logik und Rhetorik hingestellt. Das Joachimsthalsche Gymnasium gehörte zu den auserwählten Anstalten, an welchen der Freiherr v. Zedlitz seine Pläne zu erproben gedachte.

Das bereitwillige Entgegenkommen und das Verständnis Meierottos für diese Bestrebungen bewirkten, daß schon am 1. November desselben Jahres zum Heile der Anstalt die neuen Bestimmungen in Kraft traten. Während in den alten Sprachen schon seit Meierottos Rektorat sich ein erhebliches Steigen der Leistungen gezeigt hatte, trat ein höherer Aufschwung im Deutschen und in den Wissenschaften erst seit der neuen Verfügung hervor. Meierotto hatte das Fachklassensystem eingeführt, und zwar gab es fünf lateinische Klassen, von denen die drei obersten zugleich französischen Unterricht hatten, doch so, daß unter gewissen Bedingungen auch die anderen Schüler daran teilnehmen konnten, ferner fünf griechische, zwei theologische, drei philosophische, drei mathematisch-physikalische, zwei rhetorische und drei historisch-geographische Klassen. Diese „wissenschaftlichen Klassen" erhielten gewissermaßen als Unterbau drei vorbereitende deutsche und vier Rechenklassen. Dazu kam kalligraphischer Unterricht in verschiedenen Abteilungen. Den Unterricht in der deutschen Sprache und Litteratur sowie in der Philosophie gab der Verfasser des „Philosophen für die Welt", Engel. Mit der Anstalt war auch seit 1731 ein theologisches Seminar verbunden, in dem 12 Alumnen für den reformierten Kirchendienst vorbereitet wurden. Das Alumnat enthielt nach der ursprünglichen Stiftung 120 Stellen; im Jahre von Meierottos Amtsantritt (1775) betrug die Zahl der Alumnen nur 60, wozu 109 Hospiten kamen, bei Meierottos Tode (1800) zählte die Anstalt 113 Alumnen und 198 Hospiten. Von 1613 bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts mußten die Lehrer reformierter Konfession sein.

Auch die dritte höhere Lehranstalt Berlins, das Friedrich-Werdersche Gymnasium, hatte vor 100 Jahren einen hochbedeutenden Schulmann zum Direktor. Dies war Friedrich Gedike. 1681 hatte der große Kurfürst, nachdem der Anbau des Friedrich-Werders begonnen hatte, dem Magistrat befohlen, dort eine öffentliche Schule anzulegen. Diese befand sich ursprünglich in dem oberen Stock des Werderschen Rathauses, wo unter einem Dache Kirche, Schule, Rathaus, Gerichtsstube, Gefängnis, Folterkammer, Brotscharren und Stadtkeller vereinigt waren. Nachdem das Rathaus in der Nacht vom 26. zum 27. November 1794 abgebrannt war, mußte die Anstalt mehrfach Mietsräume benutzen, bis sie 1800 in das Eckhaus Oberwasserstraße 10 verlegt, dann 1825 in dem nun auch verschwundenen Fürstenhause Kurstraße 52/53 untergebracht wurde. Seit dem 13. Oktober 1875 hat das Friedrich-Werdersche Gymnasium den Prachtbau in der Dorotheenstraße inne. 1746 wurde das auf Befehl Friedrich Wilhelms I. 1740 gestiftete, aber wegen unzulänglicher Ausstattung und geringer Frequenz nicht lebensfähige Friedrichsstädtische Gymnasium mit dem Friedrich-Werderschen Gymnasium vereinigt. Unter dem Rektorate Georg Gottfried Küsters, der von 1732—1776 die Schule leitete, verfiel das Gymnasium bedenklich. Im Dezember 1749 hatte die Anstalt noch 59 Schüler gehabt, 1764 ging diese Zahl gar auf 27 herab, um in den späteren Jahren wieder etwas zu steigen. Nach Küsters Tode wurde der Prorektor Johann Philipp Heinius Direktor des Gymnasiums, und nun versuchte man nach dem Wunsche des Magistrats den traurigen Zuständen mit Eifer und Sorgfalt ein Ende zu machen, aber die fast ununterbrochene Kränklichkeit des Rektors ließ es über Versuche nicht hinauskommen. Erst Friedrich Gedike, der als blutjunger Mensch 1776 das Subrektorat übernommen hatte und nach Heinius' Pensionierung 1781 vom Magistrat zum Direktor gewählt worden war, brachte das Friedrich-Werdersche Gymnasium zur Blüte. Wie Büsching hatte sich auch Gedike aus ärmlichen und unscheinbaren Verhältnissen durch eigene Kraft trotz der größten Hindernisse zu geistiger Bedeutung und äußerem Rang emporzuheben

gewußt. Sein organisatorisches Talent hat nicht nur das Friedrich-Werdersche Gymnasium umgestaltet und zu neuem Ansehen geführt, sondern auf das Schulwesen überhaupt einen Einfluß geübt, dessen Spuren noch heute nicht verwischt sind. Im Einklang mit Zedlitzs Ideen hob er in kurzer Zeit das Gymnasium aus seiner Versunkenheit und steigerte die Frequenz auf 311. Er begann seine Thätigkeit als Direktor mit der Einführung einer sicheren, einheitlichen, durchgreifenden Leitung und bemühte sich, alle einzelnen Teile der Anstalt zu einem festen Ganzen zu verbinden. Täglich unterrichtete er sich aufs genaueste über alles, was in der Schule vorging. Zu diesem Zweck besuchte er sämtliche Klassen, führte Tagebücher ein, aus denen er sich stets über das Betragen der Schüler unterrichten konnte, und ließ die Lehrer monatlich schriftliche Berichte über ihre Zöglinge anfertigen. Am Anfang jedes Monats wurden alle Schüler zu einer bestimmten Stunde in den Hörsaal berufen und jedem vom Direktor eine Beurteilung seines Verhaltens und Fleißes vorgelesen. Außerdem ließ er noch vierteljährlich Zensuren viererlei Art in der Größe eines Kartenblattes austeilen. Auf der ersten stand: „Zeugnis vorzüglicher Zufriedenheit der Lehrer", auf der zweiten: „Zeugnis der Zufriedenheit der Lehrer", während das dritte „Zeugnis der Mittelmäßigkeit" und das vierte „Zeugnis der Unzufriedenheit" hieß. Die Primaner und Sekundaner aber erhielten nur ein halbjährliches, schriftliches und detailliertes Zeugnis. Er selbst ließ sich in bestimmten Zwischenräumen die schriftlichen Arbeiten der Schüler vorlegen, hielt regelmäßige Konferenzen mit den Lehrern ab und entwarf den Lehrplan, für dessen Abfassung es damals noch kein Schema gab. Die Zahl der wöchentlichen Stunden waren 30, darunter waren in Prima Wasserbaukunst, bürgerliche Baukunst, hydrostatische Aerometrie u. a. m. Beim Antritt seines Direktorats fand Gedike nur vier Klassen vor, da Prima und Sekunda vereinigt waren; er erhöhte die Zahl auf fünf, und als 1787 das Königliche pädagogische Seminar für gelehrte Schulen mit dem Gymnasium verbunden wurde, schuf er eine sechste. Statt des Klassensystems herrschte ebenfalls das Fachsystem; wie am

Grauen Kloster war der Unterschied zwischen öffentlichen und privaten Lehrstunden aufgehoben und ein Schulgeld von 8—4 Thalern eingeführt. Der Unterricht in der Reinigkeit und Richtigkeit der deutschen Sprache wurde von der untersten Klasse an betrieben. Die Bildung des Geschmackes und des deutschen Stils, sowie die Kenntnis der neuen deutschen Litteratur sollte auch eine von Gedike gestiftete Lesebibliothek für Gymnasiasten fördern helfen. Über die Grundsätze, nach denen er die Disziplin in seiner Anstalt handhabte, sagt er selbst: „Die Disziplin muß schlechterdings auf festgestellten psychologischen Grundsätzen beruhen, nicht auf augenblicklichen Launen und hin und her wankenden Einfällen. Wir suchen die Mittelstraße zwischen tyrannischer Strenge und anarchischer Lizenz zu halten."

Von den vielen Einrichtungen, die zur Zeit Gedikes und unter seiner Mitwirkung ins Leben traten, ist die des Abiturientenexamens, die gegen Ende des Jahres 1788 getroffen wurde, eine der wichtigsten.

Widersetzlichkeit gröberer Art wurde in den unteren Klassen mit körperlicher Züchtigung, in den oberen mit zeitweiliger Degradierung in eine tiefere Klasse oder mit Einsperren bestraft. Das haben alle Mitteilungen über Schuleinrichtungen der älteren wie der neueren Zeit gemein, daß sie den Geist einer Anstalt, den Ton, der im Umgang der Schüler untereinander und der im Verkehr der Schüler mit den Lehrern herrscht, nicht deutlich erkennen lassen. Aus allerlei Andeutungen kann man wohl schließen, daß vor hundert Jahren den Lehrern die Aufrechterhaltung einer guten Disziplin größere Schwierigkeiten bereitet haben mag als heutzutage. So hatte Gedike geglaubt, die Einrichtung treffen zu müssen, daß für jede der drei unteren Klassen neben den Fachlehrern ein Lehrer der oberen Klassen als Spezialaufseher bestellt und diesem noch als Gehilfe ein Mitglied des Seminars an die Seite gegeben wurde, um besonders vor dem Anfang der Lehrstunden allen Unordnungen durch ihre Aufsicht vorzubeugen. Ferner war es eine Pflicht der Mitglieder des pädagogischen Seminars, in manchen zahlreich besetzten Klassen in den Schreib- und Zeichenstunden zur Erleichterung

des Schreib- und Zeichenmeisters die Aufsicht zu übernehmen, um diesen Stunden allgemeine Ruhe und Ordnung zu erhalten. Die Einrichtung mag recht nötig gewesen sein, denn selbst die Gegenwart des Schuloberhauptes vermochte nicht immer die Neigung zu mutwilligen Streichen zurückzudrängen. Ludwig Tieck erzählte noch im Alter gern von seinen Erlebnissen als Schüler des Friedrich-Werderschen Gymnasiums und unter anderen auch folgende Geschichte: „Oft geschah es, daß auswärtige Schulmänner den berühmten Reformator besuchten, um seine Weise an Ort und Stelle kennen zu lernen. Einst erschien, von Gedike selbst begleitet, ein ernster, stattlicher Mann in einem langen, grauen Rocke. Er setzte sich als Zuhörer auf eine der Bänke nieder und breitete dabei die bauschigen Schöße seines Rockes mit vieler Würde aus. Einige Buben, die vorher mit einem Kaninchen ihren Mutwillen getrieben hatten, schoben ihm dieses leise in die Tasche, während er aufmerksam dem Gange des Unterrichts folgte. Mit Schrecken fühlte er plötzlich in seinem Rocke etwas Lebendiges rascheln. Entsetzt fährt er in die Höhe und mit den Händen in die Taschen. Die Gegenwart des Schulherrschers konnte einen allgemeinen Aufstand, in den Spott und Schrecken sich mischten, nicht hemmen. Glühend vor Zorn und Beschämung donnerte er dazwischen. Voll Verwirrung bemühte sich der Fremde, das Kaninchen aus dem Abgrund der Tasche heraufzuholen. Da trat einer der boshaftesten Übelthäter, sich zierlich verneigend, auf ihn zu und sagte: „Erlauben Sie, mein Herr, daß ich Ihnen behilflich bin. Kaninchen faßt man immer bei den Ohren.“ Selbst wenn diese kleine Erzählung, wie die meisten Schulgeschichten, nur eine idealisierte Wirklichkeit wiederspiegelt, zeigt sie doch, mit welchen Dingen sich damals unter Umständen die Unterrichtsfächer in die Aufmerksamkeit der Schüler teilen mußten.

Ebenfalls auf dem Friedrichs-Werder befand sich das Französische Gymnasium, damals unter der Leitung des Ober-Konsistorialrats Professor J. G. Erman. Schon der große Kurfürst hatte die Absicht gehabt, für die nach Aufhebung des Edikts von Nantes (1685) in seinen Landen auf-

genommenen französischen Reformierten nach dem Muster der Gelehrtenschulen zu Saumur und Sedan eine höhere Schule auf Staatskosten zu errichten; der Plan wurde von seinem Sohne, dem Kurfürsten Friedrich III. 1689 ausgeführt und das Collége royal français mit drei Klassen eröffnet. Die Schule befand sich anfangs in der Stralauer Straße, ward 1703 nach dem Friedrichs-Werder und zwar nach der Niederlagstraße, in das Haus des Generals v. Wangenheim verlegt. Jetzt hat die Anstalt die neuen Räume Dorotheenstraße 41 inne. Das französische Konsistorium hatte für einen Beitrag von 100 Thalern zu den Unterhaltungskosten das Recht, aus seiner Mitte die Prediger zu bestimmen, die mit dem Direktor des Collége die anzustellenden Lehrer prüfen, den Unterricht überwachen und die sonstigen Angelegenheiten der Schule besorgen sollten. 1703 wurde die Leitung einem neungliedrigen akademischen Rat übertragen, der von dem Minister für das französische Kolonie-Departement abhängig war. Seit 1766 mußte jeder bemittelte Schüler jährlich 4 Thaler Schulgeld bezahlen. 1770 wurde mit der Anstalt ein theologisches Seminar verbunden, zur Ausbildung von Zöglingen für den geistlichen Stand. Junge Leute von 12 Jahren und darüber wurden entweder umsonst oder für eine geringe Pension aufgenommen; sie wohnten in dem französischen Kirchenhause, nahmen am Unterricht im Gymnasium teil und bekamen außerdem besondere Unterweisung von den Predigern in den ihnen nützlichen Wissenschaften. Sie blieben im Seminar, bis sie zum geistlichen Amt berufen wurden. Das geschah unter Umständen ziemlich früh und veranlaßte den tadelsüchtigen Verfasser der vor 100 Jahren erschienenen Beschreibung von Berlin „Schattenriß von Berlin“ zu folgender Äußerung: „Unter den Pasteurs finden sich zuweilen Kinder, die wenige Jahre, bevor sie die Kanzel bestiegen, noch auf dem Steckenpferde ritten. Einen eigenthümlichen Anblick gewährt es, dergleichen Kinder mit Mäntelchen und Kragen unter den Linden und an jeder Seite ein halbes Dutzend junge Mädchen und Weiber zu sehen, alle Arm in Arm und das Kind in der Mitte. Es ist bei der Kolonie so eingeführt, daß die jungen Studenten, gleich nachdem

sie die Schule verlassen haben, die Kanzel besteigen können, weil sie alsdann ganz nach dem Ton ihrer Lehrer gestimmt sind. Besser wäre es wohl, wenn man diese Kandidaten, wo nicht auf Universitäten, doch wenigstens nach der Schweiz, nach Holland oder ins Hannöversche weisen ließe, um sich durch den Unterricht und das Beispiel der dortigen geistlichen Redner und Prediger einen größeren Schatz von Kenntnissen zu erwerben." Erman, selbst ein Schüler der Anstalt, hatte seit 1766 das Direktorat inne. Er hatte das französische Gymnasium in einem Zustande des Verfalls übernommen, denn die Zahl der Schüler betrug 1765 nur 35. Von dem französischen Konsistorium und dem Minister von Dornville unterstützt, wußte Erman von dem sparsamen Friedrich II. für seine Anstalt größere Geldmittel zu erwirken, wodurch die Berufung neuer und die bessere Besoldung schon angestellter Lehrer ermöglicht wurde. 1788 besuchten 123 Schüler das französische Gymnasium. Das Französische beherrschte vor 100 Jahren den Unterricht im Collége nicht so sehr, wie heute; in dem von Erman 1789 veröffentlichten Bericht lesen wir u. a. folgende Bestimmungen. Das Morgengebet wird in den unteren Klassen französisch, in den oberen lateinisch gesprochen; nach dem Gebet wird ein Abschnitt aus der Bibel gelesen, und zwar in Prima Griechisch, in Sekunda, Tertia, Quarta Lateinisch, in Quinta und Sexta Französisch.

Während 1746 das Friedrichstädtische Gymnasium, weil es nicht in Aufnahme kam, mit dem Friedrich-Werderschen Gymnasium vereinigt werden mußte, wurde ein Jahr später in dem für das Friedrichstädtische Gymnasium erbauten Hause Kochstraße 66 die ökonomisch-mathematische Realschule von dem Prediger an der Dreifaltigkeitskirche Johann Jul. Hecker, einem Schüler A. H. Frankes, eröffnet. Es sollte eine Universal-Unterrichts-Anstalt für die Jugend aller Stände und beider Geschlechter werden und eben sowohl die lateinische, wie die gemeine deutsche Schule in sich schließen.

Vor hundert Jahren stand an der Spitze dieser Anstalt der Neffe des Stifters, der Ober-Konsistorialrat Andreas Jakob

Hecker; er führte die Bezeichnung königliche Realschule ein und behielt die von seinem Vorgänger vorgenommene Sonderung der Schule in 4 Abteilungen bei. Man unterschied 1) das Pädagogium oder die gelehrte Schule (das heutige Friedrich-Wilhelms-Gymnasium), 2) die Kunstschule, die für künftige Künstler, Ökonomen, Kaufleute, Baubeflissene, Militärs u. s. w. bestimmte Anstalt, 3) die Mädchenschule (die heutige Elisabethschule) und 4) die deutsche oder Handwerkerschule. Da viele Zöglinge von auswärts kamen, war ein Pensionat mit der Realschule verbunden; der erste Pensionär war Friedrich Nicolai. Wer zum Studieren bestimmt war, mußte zuerst die unteren Klassen der Kunstschule durchmachen. Im Pädagogium wurde Theologie, Philosophie, Mathematik, Historie, Geographie, Beredsamkeit, Poesie, Deutsch, Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Französisch; in der Kunstschule Mathematik, Rechnen, Zeichnen, Lateinisch, Französisch, Briefschreiben, Ökonomie, Handlungswissenschaft, in der deutschen Schule Lesen, Rechnen und Schreiben und für die Knaben eine Kenntnis von Handwerken, für die Mädchen aber Nähen und Stricken gelehrt. Mit der deutschen Schule war auch ein Lehrer-Seminar verbunden, das 1817 nach Potsdam, 1851 nach Köpenick verlegt wurde. Die Frequenz der Schule war sehr bedeutend, sie betrug 1768 schon 1267, darunter 100 Pensionäre, 448 Realschüler, 719 sogenannte deutsche Schüler und Schülerinnen, und nahm später noch zu. Der Anschauungsapparat der Anstalt bestand aus unzähligen Modellen in einem geräumigen Saale; die Werkstätten der Handwerker und Fabrikanten wurden besucht und die Meisterstücke in der Schule vorgezeigt. Eine Maulbeerplantage für den Seidenbau, ein botanischer Garten, eine privilegierte Buchhandlung und Buchdruckerei, wo eine Zeit lang auch eine besondere Zeitung für die Schüler gedruckt wurde, dienten ebenfalls den Zwecken der Realschule. Und dabei hatte die Anstalt keine festen Einnahmen. Die Mittel ergaben sich hauptsächlich aus den Zuwendungen der Freunde und Gönner des Unternehmens und aus dem Ertrage des Schul- und Pensionsgeldes.

So standen die höheren Lehranstalten Berlins vor hundert

sie die Schule verlassen haben, die Kanzel besteigen können, weil sie alsdann ganz nach dem Ton ihrer Lehrer gestimmt sind. Besser wäre es wohl, wenn man diese Kandidaten, wo nicht auf Universitäten, doch wenigstens nach der Schweiz, nach Holland oder ins Hannöversche weisen ließe, um sich durch den Unterricht und das Beispiel der dortigen geistlichen Redner und Prediger einen größeren Schatz von Kenntnissen zu erwerben." Erman, selbst ein Schüler der Anstalt, hatte seit 1766 das Direktorat inne. Er hatte das französische Gymnasium in einem Zustande des Verfalls übernommen, denn die Zahl der Schüler betrug 1765 nur 35. Von dem französischen Konsistorium und dem Minister von Dornville unterstützt, wußte Erman von dem sparsamen Friedrich II. für seine Anstalt größere Geldmittel zu erwirken, wodurch die Berufung neuer und die bessere Besoldung schon angestellter Lehrer ermöglicht wurde. 1788 besuchten 123 Schüler das französische Gymnasium. Das Französische beherrschte vor 100 Jahren den Unterricht im Collége nicht so sehr, wie heute; in dem von Erman 1789 veröffentlichten Bericht lesen wir u. a. folgende Bestimmungen. Das Morgengebet wird in den unteren Klassen französisch, in den oberen lateinisch gesprochen; nach dem Gebet wird ein Abschnitt aus der Bibel gelesen, und zwar in Prima Griechisch, in Sekunda, Tertia, Quarta Lateinisch, in Quinta und Sexta Französisch.

Während 1746 das Friedrichstädtische Gymnasium, weil es nicht in Aufnahme kam, mit dem Friedrich-Werderschen Gymnasium vereinigt werden mußte, wurde ein Jahr später in dem für das Friedrichstädtische Gymnasium erbauten Hause Kochstraße 66 die ökonomisch-mathematische Realschule von dem Prediger an der Dreifaltigkeitskirche Johann Jul. Hecker, einem Schüler A. H. Frankes, eröffnet. Es sollte eine Universal-Unterrichts-Anstalt für die Jugend aller Stände und beider Geschlechter werden und eben sowohl die lateinische, wie die gemeine deutsche Schule in sich schließen.

Vor hundert Jahren stand an der Spitze dieser Anstalt der Neffe des Stifters, der Ober-Konsistorialrat Andreas Jakob

Hecker; er führte die Bezeichnung königliche Realschule ein und behielt die von seinem Vorgänger vorgenommene Sonderung der Schule in 4 Abteilungen bei. Man unterschied 1) das Pädagogium oder die gelehrte Schule (das heutige Friedrich-Wilhelms-Gymnasium), 2) die Kunstschule, die für künftige Künstler, Ökonomen, Kaufleute, Baubeflissene, Militärs u. s. w. bestimmte Anstalt, 3) die Mädchenschule (die heutige Elisabethschule) und 4) die deutsche oder Handwerkerschule. Da viele Zöglinge von auswärts kamen, war ein Pensionat mit der Realschule verbunden; der erste Pensionär war Friedrich Nicolai. Wer zum Studieren bestimmt war, mußte zuerst die unteren Klassen der Kunstschule durchmachen. Im Pädagogium wurde Theologie, Philosophie, Mathematik, Historie, Geographie, Beredsamkeit, Poesie, Deutsch, Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Französisch; in der Kunstschule Mathematik, Rechnen, Zeichnen, Lateinisch, Französisch, Briefschreiben, Ökonomie, Handlungswissenschaft, in der deutschen Schule Lesen, Rechnen und Schreiben und für die Knaben eine Kenntnis von Handwerken, für die Mädchen aber Nähen und Stricken gelehrt. Mit der deutschen Schule war auch ein Lehrer-Seminar verbunden, das 1817 nach Potsdam, 1851 nach Köpenick verlegt wurde. Die Frequenz der Schule war sehr bedeutend, sie betrug 1768 schon 1267, darunter 100 Pensionäre, 448 Realschüler, 719 sogenannte deutsche Schüler und Schülerinnen, und nahm später noch zu. Der Anschauungsapparat der Anstalt bestand aus unzähligen Modellen in einem geräumigen Saale; die Werkstätten der Handwerker und Fabrikanten wurden besucht und die Meisterstücke in der Schule vorgezeigt. Eine Maulbeerplantage für den Seidenbau, ein botanischer Garten, eine privilegierte Buchhandlung und Buchdruckerei, wo eine Zeit lang auch eine besondere Zeitung für die Schüler gedruckt wurde, dienten ebenfalls den Zwecken der Realschule. Und dabei hatte die Anstalt keine festen Einnahmen. Die Mittel ergaben sich hauptsächlich aus den Zuwendungen der Freunde und Gönner des Unternehmens und aus dem Ertrage des Schul- und Pensionsgeldes.

So standen die höheren Lehranstalten Berlins vor hundert

Jahren in einer für jene Zeit hohen Blüte. Ganz anders die übrigen Schulen, die mehr oder weniger dem Elementarunterricht dienten und zumeist Privatunternehmungen waren. Nach der Art ihrer Konzessionierung lassen sich diese in fünf Gruppen scheiden, in Parochialschulen, Armenschulen (Freischulen), eigentliche Privatschulen, Garnisonschulen und Winkelschulen. Die Entstehung der Parochialschulen ist unbekannt. Die zur Zeit der Reformation in Berlin vorhandenen zwei Parochialschulen, welche zur Nikolai- und Marienkirche gehörten, waren schon 1538 aus der Hand der Ordensgeistlichen in die des Magistrats übergegangen, konnten mithin als eigentliche Stadtschulen gelten. Von ihrer Vereinigung mit dem Gymnasium zum Grauen Kloster ist berichtet. Erst nach dem dreißigjährigen Kriege, als die weltliche Obrigkeit von der Sorge um die darniederliegenden materiellen Interessen vollauf in Anspruch genommen wurde und weder Geld noch Verständnis für die Bedürfnisse der Schule hatte, fiel die Sorge für die Jugenderziehung wieder der Kirche zu, in deren Händen sie vor der Reformation im wesentlichen gewesen war. Um die Jugend des Pfarrsprengels nicht ohne alle Zucht und Lehre aufwachsen zu lassen, sah sich der Geistliche veranlaßt, teils selbst für den nötigen Unterricht zu sorgen, teils irgend eine geeignete Person damit zu beauftragen. Der Erste und nächste dazu war der Kantor. Aber bald reichte eine derartige Schule für die stetig anwachsende Kinderzahl nicht mehr aus, und nun gab der Pfarrer einzelnen seiner Ansicht nach geeigneten Personen die Erlaubnis, in der Parochie eine Schule zu eröffnen. Gewöhnlich waren dann mit dem Schulamt zugleich die niedrigen Kirchendienste des Säckelträgers, Leichenbitters u. s. w. verbunden, der Schullehrer also zugleich auch Kirchenbedienter und somit nach jeder Richtung vom Geistlichen abhängig. Die Parochial-Schullehrer nahmen Kinder für Geld auf, hatten aber dabei die Verpflichtung, eine Anzahl armer Kinder, welche ihnen vom Prediger zugewiesen wurden, zu unterrichten, wofür sie ein Geringes von der Kirche erhielten. Auch war in den älteren Zeiten dem Schulmeister gestattet, alle Quartale am Tage nach der heiligen Kommunion mit einer Büchse zu den vermögenden Mitgliedern der Gemeinde zu gehen und für sich zu sammeln. Dieser Gebrauch kam später in Wegfall. (Vergl. Rittershausen, Beiträge zur Geschichte des Berliner Elementar-Schulwesens, 1865, S. 97 ff. Märkische Forschungen Band 9.) Durch das von Friedrich Wilhelm I. 1738 erlassene „Reglement wegen der Teutschen Privatschulen in denen Städten und Vorstädten" wurde dem einzelnen Prediger das Recht, nach seinem Belieben Schulmeister einzusetzen, genommen, es mußte vielmehr das Kirchenministerium die sich Meldenden prüfen und ihnen ein schriftliches Zeugnis geben, womit sie sich dem evangelischen Kirchen-Direktorium vorzustellen und vom Magistrat die Erlaubnis zur Eröffnung einer Schule zu erbitten hatten. Später wurden diese Prüfungen vom Probst und den Superintendenten in ihren Diözesen gehalten.

Die Parochialschulen bekamen eine etwas veränderte Gestalt, als sie 1781 das Erbe der Armenschulen antraten. Diese waren um 1700 auf Veranlassung des Armenpredigers Johann Raue entstanden und hatten sich im Laufe der Zeit durch mannigfache Zuwendungen wohlthätiger Bürger bis auf vierzehn (im Jahre 1760) vermehrt, in denen 972 Kinder unterrichtet wurden. Hier wurde der Katechismus, ferner Buchstabieren, Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt. Auf Verfügung des Ober-Konsistoriums wurden 1781 diese Armen- oder Freischulen, soweit sie nicht auf besonderen Stiftungen beruhten, aufgehoben, da man es für unmöglich hielt, daß ein einziger Prediger bei seinen übrigen Amtsverrichtungen die in einer so großen Stadt zerstreuten Schulen gehörig übersehen könnte. Es wurde nun die Einrichtung getroffen, daß diejenigen Kinder, welche diese Freischulen besucht hatten, durch die Aufsicht führenden Pröbste und Inspektoren der nächsten Parochialschule überwiesen wurden; für sie bezahlte das Armen-Direktorium aus der Haupt-Freischul-Kasse, in welche die vorhandenen Fonds der aufgehobenen Freischulen flossen, das Schulgeld, gewöhnlich mit 6 Pf. für das Kind wöchentlich. Durch das Hinzuströmen der Armenkinder verloren die Parochialschulen an Ansehen und vielfach auch die Kinder aus den besser gestellten Bürgerkreisen. Ein bestimmter

Lehrplan war für diese Lehranstalten, wo Mädchen und Knaben zusammen unterrichtet wurden, nicht festgesetzt; jeder Schulhalter ordnete den Unterricht, so gut er es verstand. Meist hatten diese Schulen nur eine Klasse und gaben ihren Zöglingen eine höchst mangelhafte Bildung. Nur einige, die von tüchtigen Männern geleitet wurden, zeichneten sich vorteilhaft aus. Zu diesen gehörte vor hundert Jahren: die von *Duchstein* geleitete Schule Nikolaikirchhof 3, in der außer im Lesen, Rechnen, Schreiben, in Religion, Geographie, Geschichte, im Zeichnen, im Französischen, Lateinischen und in Allem, „was sonst einem Litteratus zu wissen nötig ist," unterrichtet wurde. Andere Parochialschulhalter aus dieser Zeit sind: *Koebicke*, Markgrafenstraße 83, *Ludwig*, Dragonerstraße 22, *Pahl*, in der früheren Bernauer, jetzigen Neuen Königstraße 46, Joh. Friedrich *Michaelis*, in der Rixdorfer (Dresdener) Straße u. a. m. Während die lutherischen Freischulen aufgehoben waren, dauerten die der übrigen Konfessionen damals noch fort, und zwar gab es 12 reformierte Freischulen, welche unter Aufsicht des reformierten Kirchendirektoriums standen, und die von der Frau Geh. Rat *Schindler* gestiftete Armenschule in der Klosterstraße 32. Ferner hielt die böhmische Gemeinde zwei, die katholische Gemeinde eine Freischule. Die beiden Freischulen der französischen Kolonie waren die im französischen Waisenhause und die école de Charité. Außerdem bestand die 1778 von *Itzig* und *Friedländer* gestiftete jüdische Freischule und die 1786 errichtete *Dina-Nauensche* Erziehungsanstalt. Diese Anstalten waren Elementarschulen, deren Vorsteher vor ihren Kollegen von den Parochialschulen den Vorzug hatten, daß ihnen eine bestimmte Einnahme gesichert war.

Mehrere von den Parochialschulen, wie auch die Berlinische und Köllnische Stadtschule und die Dorotheenstädtische Schule wurden von Kurrendeschülern besucht. Es waren dies arme Knaben, welche freien Unterricht und freie Kleidung erhielten und dafür in der Kurrende mitzusingen hatten. In einer gedruckten Nachricht des Kantors *Roßkemmer* über die Dorotheenstädtische Schule vom Jahre 1722 (Magistrats-Akten die

Schule auf der Dorotheenstadt betreffend) wird von der Dorotheenstädtischen Kurrende berichtet: „Gedachte Knaben werden in der Schule frei und umsonst informirt, ohne daß sie das Geringste im ganzen Jahre geben dörffen, und singen nur vor jeder Thür (nämlich der Häuser, deren Besitzer Kurrendauer-Beiträge zahlten) die Woche einmal, dazu sie um der Gesundheit willen vier Tage, als den Sonntag, Montag, Dienstag und Donnerstag gebrauchen. Sonnabends werden ihnen 5—6 Lieder, welche sich auf das kommende Evangelium schicken, und sie vor denen Thüren die Woche über singen sollen, wo keine gewisse Lieder bestellt sind, vorgegeben, welche sie den Sonnabend von 11—12 in der Schule durchsingen und sich bekannt machen müssen. Das Geld, so die Kinder in der ordinairen Büchsen bekommen, davon ihnen nicht ein Groschen entzogen wird, wie wohl in anderen Städten geschieht, ist bisher alle Quartal unter ihnen ausgetheilet, und die Einnahme und Ausgabe ordentlich in ein Buch eingeschrieben worden: auch hat ein jeder Knabe sein eigen Buch, in welches er selbst allemal einschreibt, wieviel er empfangen. Was sie aber in den drei Festtagen, als Weihnachten, Ostern und Pfingsten in einer besonderen Büchse geschenkt bekommen, wird allezeit den dritten Feiertag, nachdem sie die Stadt umsungen, unter ihnen ausgetheilet." Aus dem Ende des Jahrhunderts ist unter den Akten des Königlichen Geh. Staatsarchivs (R. 47. B. 4b.) der Etat der Kurrendekasse bei der Sophienkirche zu Berlin erhalten, der uns gleichfalls in die Verhältnisse einen Einblick gewährt. Es werden dort für die Zeit vom 1. Januar 1799 bis 31. Dezember 1801 folgende Einnahmen vorgesehen: An Zinsen 32 Thlr., aus den wöchentlichen Singehäusern 187 Thlr. 17 Gr. 9 Pf., aus den Quartalhäusern 16 Thlr. 10 Gr. 11 Pf., aus der Hochzeitsbüchse 45 Thlr. 2 Gr. 3 Pf., vom Leichen-Stützen-Tragen 10 Thlr 3 Gr. 8 Pf., aus der Kindtaufbüchse —, an Extraordinariis (unter diesem Titel zahlen Ihre Majestät die verwittwete Königin jährlich) 8 Thlr., an Geschenken —. Summa der Einnahme 299 Thlr. 10 Gr. 6 Pf. An Ausgaben werden gegenübergestellt: Dem Kantor Adelung für Führung der Rech-

nung und Besorgung der Kleidungsstücke 68 Thlr., dem Currendeführer Christian Beeskow Gehalt 21 Thlr., Neujahrsgeschenk 3 Thlr., für bey der Früh-Communion zu singen 10 Thlr., denen 12 Currende-Knaben jedem quartaliter 1 Thlr. 12 Gr. = 72 Thlr., den Currende-Knaben für Leichen-Stützen zu tragen die Hälfte der Einnahme 5 Thlr. 1 Gr. 10 Pf., für Kleidungsstücke 82 Thlr. 22 Gr. 9 Pf., Verschiedene Ausgaben 2 Thlr. 10 Gr. 8 Pf. Summa der Ausgaben 264 Thlr. 11 Gr. 3 Pf. Über den Wert der Kurrende waren die Einsichtigen nicht im Zweifel. Von Gedikes Hand befindet sich bei den Akten des Königlichen Geheimen Staatsarchivs (R. 76. I. No. 535) ein Bericht über die Schule in der Königsvorstadt, die ebenfalls von Kurrendeschülern besucht wurde. Hier war nur ein einziges Klassenzimmer vorhanden, wo bisweilen zu gleicher Zeit der Kurrendeführer die Kurrendaner, der Kantor aber die übrigen Schüler unterrichtete. Gedike tadelt diese Einrichtung und fährt dann fort: „Möchte doch überhaupt der Antrag geschehen, daß die Kurrenden, diese Pflanzschulen der liederlichsten, boshaftesten Straßenbuben, völlig aufgehoben würden. Sie helfen zu nichts in der Welt, und das armselige Benefizium, das einige arme Knaben dadurch genießen, kommt gegen die davon unzertrennliche Verwilderung und Sittenverderbnis gar nicht in Anschlag. Die Stiftungen, die dazu hie und da gemacht werden, könnten doch dem Zweck gemäß für arme Knaben zu ihrer Bekleidung und freiem Unterricht verwandt werden. Und wenn nun gleich, indem alsdann die Straßenbettelei der Kurrendeknaben aufhört, weniger Knaben jene Benefizien genössen, so ist es doch besser, daß wenige arme Knaben gut unterrichtet und erzogen, als daß viele, bloß des kleinen Benefiziums wegen, ganz verdorben werden. Ohnehin ist fast an gar keinen ordentlichen Unterricht der Kurrendeknaben zu denken, indem sie die Zeit, die sie in der Schule zubringen sollten, auf den Straßen verplärren und durch ihr gedankenloses und unverständiges Schreien und Brüllen den religiösen Gesang entehren.“ Und Büsching sagt in seiner „Abhandlung von den Kurrendeschülern“ im Programm des Gymnasiums zum Grauen Kloster 1791: „In großen, volkreichen und belebten Städten gehört es gar zu den Abscheulichkeiten, wenn auf den Straßen mit dem Geräusch und Getöse von Menschen, Pferden und Wagen sich der dem wilden Geschrei ähnliche Gesang der Currentschüler vermischt, und wer nicht erkennt, empfindet und gestehet, daß die Religion dadurch meist nicht nur nicht befördert, sondern vielmehr beschimpft und geschändet werde, der ist ein Mensch ohne Erkenntnis des Guten und Bösen, ohne Empfindung des Schönen und Häßlichen, ohne Tugend.“

Von den Parochialschulen unterschieden sich die übrigen Privatschulen nur dadurch, daß sie mit der Kirche in keinem Zusammenhange standen, sondern vom Magistrat unmittelbar konzessioniert wurden, und keine Armenkinder zugewiesen erhielten. Auch unter ihnen gab es ganz kleine Anstalten neben größern mehrklassigen, die sich mit unsern privaten höhern Knaben- und Mädchenschulen vergleichen lassen. Die bedeutendsten unter allen waren die Hartungschen Schulen. Professor Aug. Hartung, welcher die Domschule, eine zweiklassige reformierte Freischule, leitete, hatte 1785 noch zwei Schulanstalten eröffnet, eine Töchterschule, Brüderstraße 28, und eine Knabenschule, Brüderstraße 45, welche zu den besten ihrer Zeit gerechnet wurden. Hartung war es auch, der 1788 eine katechetische Übungsanstalt für Predigt- und Schulamts-Kandidaten, also ein Privat-Schullehrer-Seminar mit der Domschule verband.

In großem Ansehen stand auch die sogenannte Familienschule des Predigers Maier bei der Gertraudtenbrücke, eine Vorbereitungsschule zu den höheren Klassen der Gymnasien, mit der Maximalzahl von 40 Schülern, die in zwei Abteilungen unterrichtet wurden. Die Anstalt wurde völlig nach den Prinzipien Basedows geleitet; das Schulgeld betrug monatlich vier Thaler.

Eine andere bekannte Privatschule war die des Splittegarb (vergl. Ulrich, Bemerkungen eines Reisenden durch die Königlich Preußischen Staaten, in Briefen. Altenburg 1779. I. Teil. S. 566 ff.) in der Breiten Straße, der Kinder von 4 bis 12 Jahre aufnahm, welche ein monatliches Schulgeld von

2—3 Thalern zahlten. Einen Namen hatte auch die Schule von Benedictus in der Brüderstraße, später in der Breiten Straße, in welcher die Schüler bis zu den mittleren Klassen der Gymnasien vorbereitet wurden. Ueber den Zustand einiger dieser Schulen befindet sich ein Bericht aus dem Jahre 1788 in den Akten des Geheimen Staatsarchivs (R. 76. I. No. 515). Die Mitglieder des auf Gedikes Anregung Oktober 1787 errichteten Königl. Pädagogischen Seminars (vergl. meinen Aufsatz: Das Königliche Pädagogische Seminar in Berlin 1787 bis 1887. Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1888, Heft 1) mußten vierteljährlich eine pädagogische Abhandlung liefern; die ersten von diesen Arbeiten haben sich bei den Akten des Seminars vorgefunden und eine von J. C. F. Seger besteht in einer „Relation von verschiedenen hiesigen Privatschulen.“ Wenn der Berichterstatter auch wohl ein junger Mann ist, dessen Urteil nicht für entscheidend angesehen werden muß, so geben seine Aufzeichnungen doch eine Vorstellung von diesen Schulen. Die „Relation“ lautet: „Zuerst besuchte ich in Herrn Schabes Gesellschaft Herrn Hartungs Schule, welche die zahlreichste und bei weitem die vorzüglichste von allen andern ihrer Art ist, sowohl in Absicht des Unterrichts als der Disziplin. In der ersten Stunde, der wir beiwohnten, wurde durch Erklärung der Basedowschen Kupfertafeln Unterricht im Französischen ertheilt. Durch diese Methode, nach welcher die Schüler nicht eher etwas von der Grammatik erfahren, als bis sie die Sprache verstehen und sprechen können, wird allerdings die Erlernung einer Sprache ungemein erleichtert, indem die Kinder, denen die trockene Grammatik, womit sonst gewöhnlich der Unterricht angefangen wird, gar zu leicht Überdruß und Ekel verursacht, durch den Anblick und die Betrachtung der Gemälde auf eine leichte und angenehme Weise aufmerksam erhalten werden, sowie dies auch ein vortreffliches Mittel ist, den Kindern durch die Erklärung dieser Kupfertafeln allerlei nützliche Kenntnisse beizubringen. In einer andern Klasse wurden unterdeß die Kinder mit den geschriebenen Buchstaben und dem Zusammensetzen oder Buchstabieren derselben bekannt gemacht, so daß der Lehrer alle Buchstaben an

die Tafel schrieb, die Kinder diesen oder jenen Buchstaben nennen ließ, sodann ein ganzes Wort dabei setzte und die Kinder die einzelnen Buchstaben und Silben desselben aufsuchen ließ. Diese Methode hat auch den Nutzen, daß den Kindern dadurch, daß sie mit den geschriebenen Buchstaben bekannt werden, das Schreibenlernen ungemein erleichtert wird. Das Rechnen in Gedanken wurde darauf in der ersten Klasse geübt, so daß nur immer ein Theil der Klasse zugleich ein Exempel ausrechnen mußte. Zu dem Ende waren alle Schüler der ersten Klasse in fünf oder sechs Abtheilungen getheilt, und bei ihrer Abtheilung war beständig auf die Fertigkeit der Knaben im Rechnen und auf ihre Gleichheit gesehen. Die Namen derjenigen, die das Aufgegebene zuerst ausgerechnet hatten, wurden aufgeschrieben, ein vortreffliches Mittel, Aufmerksamkeit zu erhalten. Am Ende der Stunden wurden aber auch diejenigen, die sich gar nicht bemüht hatten, zuerst fertig zu werden, als Unachtsame im Tagebuch bemerkt. Am folgenden Tage wohnten wir zuerst dem Unterricht in der Mädchenschule bei. Auch hier war die Anzahl der Schülerinnen sehr groß. Sie mußten ein Stück aus dem Rochowschen Kinderfreund lesen, worüber nachher Fragen angestellt wurden, wobei die Mädchen mannigfaltige Kenntnisse und einen sehr guten Verstand verriethen. Endlich wurden ihnen (denn es war Sonnabends) ihre wöchentlichen Zeugnisse ausgetheilt, die sich nicht nur in Absicht des Inhalts, sondern auch in Absicht der Farbe unterschieden. Doch erhielten nur diejenigen Zeugnisse, mit denen die Lehrer zufrieden gewesen waren. In der folgenden Stunde wurden in der ersten Klasse der Knabenschule die Pflichten, die man sich selbst schuldig ist, ermittelt. Sie standen damals gerade bei der Arbeitsamkeit, als einem Theil der Sorge für unsere Gesundheit. Es wurde ein Beispiel von Fleiß und Arbeitsamkeit vorgelesen, darauf hin und wieder erläutert, wiederholt, und sodann einige nützliche Vorschriften und Regeln hinzugefügt.

In der folgenden Stunde wurde, auch in der ersten Klasse, die brandenburgische Geschichte vorgetragen, und zwar so, daß in der ersten Hälfte der Stunde eine Wiederholung des Vor-

hergehenden angestellt, und in der zweiten Hälfte in der Geschichte weiter fortgefahren wurde. Diese Methode, die in allen dergleichen Stunden beobachtet wird, muß nothwendig sehr großen Nutzen haben, indem zwar dabei keine schnellen Fortschritte gemacht, aber die Kinder das, was sie lernen, gründlich einsehen, und in ihrem Gedächtniß aufbehalten werden. Nun erfolgte die Austheilung der wöchentlichen Zeugnisse, wobei die Knaben eine sehr große Ehrliebe bewiesen. Zuletzt wurden nun noch die Unordentlichen stufenweise, nach Maßgabe ihrer Vergehungen bestraft. Auch hierbei zeigte sich deutlich, wie schimpflich die Knaben ihre Strafe achteten, und was für ein Gefühl von Schande sie hatten. Das Betragen des Herrn Hartung, sowohl bei Austheilung der Zeugnisse, als auch bei Ankündigung der Strafen war so, daß es nothwendig einem jeden Begierde, sich ein Zeugniß zu erwerben, und Abscheu gegen die Vergehungen, die bestraft wurden, einflößen mußten.

Herrn Ludwigs Schule, die wir darauf besuchten, hatte schon beim ersten Anblick wenig Empfehlendes. An 40 Kinder, fast alle aus den niedrigsten Ständen, waren in ein kleines, dumpfiges Zimmer eingeschlossen, wo gar keine frische Luft hinein kommen konnte, denn man sah es an den Fenstern, daß sie in langer Zeit nicht geöffnet waren. Die Art des Unterrichts, der sich Herr Ludwig bediente, war zwar sehr gut. Er ließ zuerst ein Stück aus seinem Bürgerfreund lesen, und wiederholte es sodann mit den Kindern, allein er nutzte die Geschichte zu wenig, den Kindern allerlei mögliche Vorschriften zu geben, und nahm die Beispiele, die er zur Erläuterung brauchte, zu wenig aus dem Gesichtskreis der Kinder her. Die Ungleichheit seiner Schüler, über die er so sehr klagte, war freilich sehr groß; aber bei dieser Geschichte, die er vorlesen lies und die er nachher wiederholte, hätte er sie sehr gut alle beschäftigen können. Statt dessen aber verstattete er den Kleinen allerlei Unordnungen und Unruhen, die ihn nothwendig sehr stören mußten. Überhaupt ist der Mann zu sanft und gelassen, als daß er eine etwas strengere Disziplin in seine Schule einführen sollte. Es fehlt derselben allerdings noch sehr an Vollkommenheit.

Herr Splittegarb schien anfangs nicht recht Lust zu haben, uns an seinem Unterricht Theil nehmen zu lassen, als wir ihn um Erlaubniß baten, seine Schulanstalt besehen zu dürfen. Er ließ uns blos die Knaben betrachten und sagte kein Wort. Endlich aber fing er doch an, einige Proben seines Unterrichts zu geben. Er ließ die Kinder aus dem Rochowschen Kinderfreund buchstabiren, aber so unverständlich, daß man fast keine Silbe davon verstehen konnte. Darauf ließ er uns seinen Unterricht im Französischen mit anhören, der aber zu sehr ins Spielende und Kindische fiel. Das Lateinische lehrte er so, daß er den Kindern einzelne Wörter, wie sie nach der Konstruktion aufeinander folgten, vorsagte, und dann den Kindern die deutsche Übersetzung davon hersagen ließ. In Ansehung der lateinischen Grammatik beobachtete er die Methode, daß er sie auf eine Deklinir-Tabelle hinwies, und daß sie auf solche Weise nach und nach sich die Deklinationen einprägen müssen. In der ersten lateinischen Klasse war der Unterricht noch mechanischer. Da lernten die Kinder bloße Wörter, ohne daß auf die Schärfung ihres Verstandes Rücksicht genommen wurde. Herr Splittegarb besitzt zu viel Phlegma und zu wenig Gaben zu einem praktischen Schulmann, und er behandelte alles, was er vortrug, mit der größten Gleichgiltigkeit.

Endlich besuchten wir noch die Schule des Herrn Benediktus. Das Äußere derselben ist sehr glänzend; sie besteht aus drei Klassen und ist ziemlich zahlreich. Der Unterricht selbst aber ist blos mechanisch und an Verstandesübungen wird nicht gedacht. Die erste Stunde, der wir beiwohnten, war eine Lesestunde. Herr Benedikt war sehr stolz auf seine Methode. Er überläßt es den Kindern, sich selbst ein Stück aus einem Buch, einer Zeitung oder dergleichen auszusuchen, das sie dann in der Schule herlesen müssen, um sie, wie er sagte, zu gewöhnen, allerlei Schrift zu lesen. Da las denn der eine eine Zitation der Kreditoren, ein anderer eine Ankündigung einer Auktion, der dritte die Ankunft gewisser Fuhrleute und Schiffer, u. dergl., und Herr Benediktus erklärte ihnen auch nicht ein einziges Wort von dem, was sie lasen! Er führte uns darauf in eine franzö-

sische Klasse, wo ein Paar Knaben ein Gespräch herplapperten, davon sie nichts verstanden, wodurch sie zwar einige Übung in der Aussprache erhielten, aber blos ihr Gedächtniß, nicht ihr Verstand geschärft wurde. In der Rechenklasse war der Unterricht ebenso mechanisch, ganz nach der gewöhnlichen Art wurde die Regeldetri gerechnet. In Gedanken rechnen zu lassen, meinte Herr Benediktus, erfordere zu viel Zeit, die man besser brauchen könnte und deshalb übe er seine Schüler gar nicht darin. Kurz, er schickt sich gar nicht zum Erzieher. Aber durch sein gefälliges, einschmeichelndes Betragen weiß er sich eine für die Beschaffenheit seiner Schule sehr große Menge Schüler und fast alle aus den angesehensten Ständen zu verschaffen."

Auffallend ist die Äußerung über die Ludwigsche Schule. Ihr Vorsteher war vom Freiherrn von Zedlitz aus Halberstadt nach Berlin berufen und erhielt hier auf dessen Veranlassung ein jährliches Gehalt von 120 Thalern und 30 Thaler zur Hausmiete, damit er die Absichten seines Gönners, dem für die Reform der Bürgerschulen keine Geldmittel zur Verfügung standen, in seiner „Normalschule" verwirklichte.

Die Soldatenschulen hatten die Aufgabe, für den Unterricht der Soldatenkinder Sorge zu tragen. Die bedeutendste war die Garnisonschule in der Neuen Friedrichstraße in den Räumen, welche vorher dem Obersten v. Glasenapp zur Wohnung gedient hatten. Seit 1784 hatte durch den Gouverneur v. Möllendorf eine Reform dieser Schule stattgefunden, wodurch sie auf drei Klassen erweitert worden war. In ihr lernten die Soldatenkinder der bei der Garnisonkirche eingepfarrten Regimenter Lesen, Schreiben, deutsche Sprache, Rechnen, Religion, Geographie, vaterländische Geschichte und etwas Naturgeschichte. Außerdem bestand bei jedem Regiment eine besondere Schule; bei dem Infanterie-Regiment von Pfuhl gab es sogar deren zwei, von denen die in der Kaserne befindliche nach Nicolais Äußerung besondere Aufmerksamkeit verdiente. Über ein Examen in dieser Schule im Jahre 1788 liegt ebenfalls ein Bericht bei den Akten des Königlichen pädagogischen Seminars. Derselbe lautet: „Relation von dem Examen der Pfuhlschen Regimentsschule." „Die Prüfung der Kinder aus der Garnisonschule des hiesigen Pfuhlschen Infanterie-Regiments, welche am Sonnabend in der hiesigen Köpnicker Kirche vorgenommen wurde, fiel sehr zum Ruhme dieser Schule aus und machte der Direktion des Herrn Feldprediger Mörschel viel Ehre. Alle seine neuen Einrichtungen haben den Zweck, auch den Soldatenstand zu vernünftigen und nachdenkenden Menschen zu bilden; zu diesem Ende hat er mehrere Methoden eingeführt, den Verstand der Kinder zu schärfen und sie an ein richtiges Urtheil von jeder Sache zu gewöhnen. Proben hiervon mußten sie auch an diesem ihren Prüfungstage verschiedentlich ablegen. Die erste Probe von Verstandesübung bestand darin, daß der Lehrer sie den Unterschied zwischen Winter und Sommer aufsuchen und dabei verschiedene nützliche Bemerkungen machen ließ. Zu den Unterscheidungszeichen des Winters und des Sommers wurde nun u. a. auch gerechnet, daß man sich im Winter wärmer kleide als im Sommer, und das gab Gelegenheit, von dem Nutzen der Kleidungsstücke, von der allzu ängstlichen und ungesunden Verwahrung vor Kälte und von der Gewöhnung an Ertragung aller Strapazen, die besonders für einen Soldaten höchst nothwendig sei, zu reden. Eine andere Art von Verstandesübung war die, daß der Lehrer den Kindern eine kurze lehrreiche Geschichte erzählte, sie sich darauf von ihnen wieder erzählen ließ, sie dann auf die Bemerkung der in diesem Beispiel vorgestellten Fehler des Ungehorsams, der Unbedachtsamkeit und Unvorsichtigkeit führte und endlich Regeln für sich aus dieser Erzählung abstrahiren ließ. Noch eine dritte Art von Verstandesübungen bestand darin, daß der Lehrer einige von den Kindern ein Beispiel von Patriotismus aus dem siebenjährigen Kriege vorlesen ließ, welches zugleich eine Übung im richtigen Lesen sein sollte, dann das vorgelesene Beispiel mit den Kindern wiederholte, die dunklen Stellen ihnen erläuterte, das Gute und Nachahmungswürdige darin aufsuchen ließ und sie zur Nachahmung dieser so erhabenen und besonders für einen Soldaten so vortrefflichen Tugend ermunterte. Alle diese Arten von Verstandesübung können in der That zur Erreichung ihres Zweckes nicht besser

gewählt werden, und sie zeigen, so wie alle übrigen Proben, die vom Unterricht der Kinder abgelegt wurden, von der vielen Mühe und Sorgfalt, die der Herr Prediger Mörschel auf die Verbesserung dieser Schule verwendet. Nun wurden von den Kindern auch Proben des Fleißes im Rechnen abgelegt, die Knaben wurden im Rechnen auf der Tafel, die Mädchen im Rechnen in Gedanken geprüft. Aus was für Ursachen man die Übung, in Gedanken zu rechnen, nicht auch bei den Knaben anwendet, sehe ich nicht ein, da doch diese eben so wohl als jene oft in die Lage kommen können, wo ihnen dies sehr zu Statten kommen würde. Indessen hatten auch die Knaben eine große Fertigkeit, auf der Tafel zu rechnen. Doch noch größere Fertigkeit im Rechnen hatten diejenigen Kinder, die nachher auftraten, denen von den Anwesenden einige Fragen vorgelegt wurden, deren Beantwortung gewiß schon eine große Übung im Rechnen voraussetzte und die doch von ihnen ohne Fehler beantwortet wurden. Einige von den Knaben mußten indessen auf ihren Tafeln kleine Briefe und andere Aufsätze machen und sie nachher vorlesen, welches für eine Garnisonschule allerdings etwas außerordentliches ist. Nun wurden auch einige Proben vom Unterricht in der Naturgeschichte gegeben, der ebenfalls sehr faßlich war und worin die Kinder schon sehr viel Kenntnisse verriethen; nur däuchte mir, macht man die Kinder mit Sachen bekannt, deren Kenntniß ihnen zu nichts hilft, statt daß man sie mit reelleren Gegenständen beschäftigen könnte. So z. B. wußten die Kinder so vielerlei Arten von Pflanzen, Steinen &c. herzunennen, welches ihnen nichts nutzte. Aber die Methode, wie ihnen alle diese Kenntnisse beigebracht werden, ist vortrefflich. Der nun folgende Religionsunterricht war ebenfalls sehr gut und für den Verstand der Kinder sehr faßlich. Der Lehrer fing mit der einen Frage nach der Ursache unserer Bestimmung an, kam sodann auf die Wohlthaten, die uns Gott genießen läßt, und auf die Art, wie wir Gott gefällig werden müssen, und endlich auf die Fortdauer nach dem Tode und zukünftige Belohnung und Bestrafung. Darauf mußten zwei von den Knaben auftreten und einige von Gleims Kriegsliedern deklamieren, die

hernach von allen Kindern gesungen und mit Instrumentalmusik begleitet wurden. Die Deklamation der Knaben war sehr gut, wenigstens nach dem, was man von einem solchen Knaben erwarten kann. Die ganze Prüfung wurde damit beschlossen, daß die Mädchen und die Knaben aus der ersten Klasse zensirt wurden, wobei, wie Herr Feldprediger M. versicherte, die strengste Unparteilichkeit herrschte. Endlich wurden noch diejenigen, die sich besonders durch Fleiß und Aufführung ausgezeichnet hatten, beschenkt."

Von dem größten Einfluß auf die Erziehung der Berliner Jugend vor hundert Jahren waren die **Winkelschulen**. Schon 1768 hatte der Ober-Konsistorial-Rat Büsching in einem für den König bestimmten Berichte über die Zunahme der unkonzessionierten Privatschulen geklagt und sich geäußert: „Die Winkelschulen werden von verdorbenen Predigern und Kandidaten, von Soldaten, Handwerksleuten und Weibern gehalten, sind theils deutsch, theils französisch, ohne Methode, ohne Zucht, ohne Aufsicht, ein unleugbares Verderben für unsere Stadtkinder und die ganze Stadt."

Trotz der Bestimmungen im „Reglement wegen der Teutschen Privatschulen" vom Jahre 1738 gab es neben den aufgezählten Arten der Privatschulen eine große Zahl allerlei Winkelschulen. Bei dem Tode eines Parochialschullehrers betrachteten es dessen Witwe oder auch einer der nächsten Verwandten als ihr gutes Recht, aus einem Teile der Kinder eine neue Schule zu bilden, wenngleich ein Nachfolger des Verstorbenen seitens der Behörde bestellt worden war. Ferner begnügten sich die Soldatenschulen nicht mit den ihnen bestimmungsmäßig zukommenden Schülern und Schülerinnen, sondern nahmen auch Kinder von Zivilisten auf. Ebenso verfuhren die zahlreich vorhandenen sogenannten französischen Schulen. Diese von dem französischen Konsistorium konzessionierten, ursprünglich für Kinder der französischen Kolonie bestimmten, recht oft von ganz ungeeigneten Persönlichkeiten (Bedienten, Friseuren, Schneidern, Tanzmeistern) geführten Lehranstalten fanden auch seitens der Kinder der eingeborenen Bevölkerung lebhaften Zuspruch. Rechnet

man hinzu, daß die meist von Personen weiblichen Geschlechts gehaltenen Kleinkinderschulen ihre Zöglinge nicht selten über das schulpflichtige Alter hinaus behielten, daß die eigens für den Unterricht in den weiblichen Handarbeiten bestimmten Anstalten auch in anderen Lehrgegenständen unterrichteten und daß außerdem hin und wieder hier und da Leute, die sich auf andere Weise ihren Lebensunterhalt nicht zu verschaffen wußten, auf eigene Faust eine Schule aufthaten, so kann man sich denken, wie kümmerlich bei einem solchen Wettbewerb die armen Parochialschulhalter sich durchschlagen mußten. Zwar schritt der Magistrat auf ihre häufigen Anzeigen gegen die Winkelschulhalter ein, aber ohne nennenswerten Erfolg.

Das unter Friedrich Wilhelm II. noch auf Zedlitz' Veranlassung 1787 eingesetzte Oberschulkollegium suchte diesem Unwesen ein Ende zu machen und forderte in einer Verfügung vom 23. September 1788 den Magistrat auf, „von allen Privatschulen und Pensionsanstalten, sowohl für Knaben, als Töchter . . . nach einem vorgeschriebenen Schema die nöthigen Nachrichten fördersamst einzuziehen.“ Die Fragen, deren Beantwortung verlangt wurde, waren folgende: 1) Name des Schul- oder Pensionshalters, 2) In welchem Viertel der Stadt, 3) Wann und von wem er Konzession erhalten, 4) Worin unterrichtet werde, 5) Was für Schulbücher gebraucht werden, 6) Wie weit die Schüler oder Schülerinnen gebracht werden, 7) Was für Gehilfen und Nebenlehrer an der Schule mitarbeiten, 8) Wie groß die Zahl der Schüler und Schülerinnen sei, 9) Was für den Unterricht bezahlt werde und, wenn es eine Pensionsanstalt ist, wie hoch sich die Pension belaufe.

Weiter bestimmte jene Verfügung: „Und da es auch zur Genüge bekannt ist, wie sehr das Publikum durch dergleichen Privat-Institute getäuscht worden, so kann und will unser Ober-Schul-Kollegium, dem nach seiner Instruktion auch eine allgemeine Aufsicht über alle dergleichen Privat-Institute zukommt, nicht ferner zugeben, daß die Zahl solcher Privatschulen ohne Noth und zum Nachtheil nicht nur der öffentlichen Schulen, sondern überhaupt des Publikums vermehrt werde, noch weniger aber, daß, wie bisher häufig geschehen sein soll, jeder, der sonst keine Ressource weiß, ohne allen innern und äußern Beruf und ohne Prüfung und Autorisation eine neue Schule eröffne und ankündige, bei der das Publikum oft Gefahr läuft, die Erziehung und Unterweisung seiner Kinder einem unfähigen und ungeschickten Lehrer zu übergeben.“ „Vorläufig wird indessen schon festgestellt, daß künftig niemand ferner eine solche Privatschule oder Pensionsanstalt errichten könne, ohne dazu durch Unser Ober-Schulkollegium nach vorgängiger, von demselben zu verfügender Prüfung autorisirt zu sein.“ Infolge dieser Verfügung veranlaßte der Magistrat die geistlichen Inspektoren zum Bericht über die in ihren Diöcesen vorhandenen Schulen, und da diese Berichte nicht zu einer vollständigen Übersicht, besonders der Winkelschulen, hinreichten, mußten die Polizeikommissarien die nötigen Ermittelungen anstellen.

Diese Berichte geben ein lehrreiches Bild von dem Berliner Elementarschulwesen jener Zeit. Schulen, welche ohne jede Konzession gehalten wurden, gab es 24, französische Schulen, die vom französischen Ober-Konsistorium Erlaubnis erhalten hatten, 66 und gegen 80 beaufsichtigte Elementarschulen. Unter den 24 unkonzessionierten Schulen (Winkelschulen) wurden 19 von Frauen, meist Witwen geleitet; viele von diesen hatten das 60. Lebensjahr überschritten, und bei der Mehrzahl wird in dem Bericht ausdrücklich betont, daß sie zu schwach seien, um sich auf andere Weise zu ernähren. Von den unkonzessionierten Schulhaltern ist einer ein verabschiedeter Soldat, ein anderer ein Seidenwirker, der durch einen Fall sich den Arm zerquetschte und zur Ausübung seiner Profession untauglich wurde, ein dritter der Sohn eines Kammerdieners, wegen körperlicher Gebrechen unfähig, ein Handwerk zu erlernen. Manche dieser Schulen bestehen schon ziemlich lange; die eine 26, eine andere 40 Jahre. Die Unterrichtsfächer in den einzelnen Anstalten sind sehr mannigfaltig. Manche Schulen unterrichten nur im Buchstabieren, Stricken und Nähen. Andere nehmen Schreiben und Rechnen hinzu. Wieder eine Anzahl vermehrt die Lehrfächer um den Religionsunterricht. Andere Lehrgegenstände sind: Rechtschreibung, deutsche Aufsätze,

Geographie, Welt- und Naturgeschichte, Musik und Singen, die Anfangsgründe des Französischen und Lateinischen. Eine der Schulen hat gar Tanzen, eine andere Wirtschaftslehre auf ihrem Lektionsplan. Die Ziele der einzelnen Schulanstalten sind natürlich ebenfalls sehr verschieden; meist begnügt man sich mit der Fertigkeit im Lesen und Schreiben und im Rechnen mit den vier Spezies; eine der Schulen will die Kinder dahin bringen, „daß sie zum allgemeinen Umgang die nöthigen Welt- und Menschenkenntnisse erlangen.“ In den meisten dieser Anstalten hat der Schulhalter oder die Schulhalterin keine Lehrgehilfen, in einer assistiert bei dem Unterricht in der lateinischen und französischen Sprache der älteste Sohn, Schüler der ersten Klasse des Joachimsthalschen Gymnasiums, in einer anderen unterrichtet der Sohn, ein Schüler des Grauen Klosters, im Schreiben, bei einer dritten endlich unterweist der Ehemann die Kinder im Schreiben und Rechnen. Von diesen Anstalten nahmen zwei nur Knaben, vier nur Mädchen auf, die übrigen unterrichteten Knaben und Mädchen in den verschiedensten Lebensaltern gemeinsam; eine von ihnen zählte 18 Knaben und 5 Mädchen im Alter von 6—16 Jahren.

Als niedrigste Frequenzziffer wird von 2 Schulen 6 Schüler und Schülerinnen genannt. Auch das Schulgeld war in diesen Anstalten sehr verschieden; in vielen wird es wöchentlich entrichtet und schwankt zwischen 6 Pf. und 12 Silbergroschen, in anderen wird es monatlich bezahlt und beträgt hier von 8 Silbergroschen bis zu 2 Thalern.

Einen besonders feindlichen Ton schlagen die geistlichen Inspektoren gegen die Schulen der französischen Kolonie an. Der Inspektor Küster fordert dringend, daß den französischen Schulen Schranken gesetzt werden möchten, und der Direktor der königlichen Realschule Hecker bittet ebenfalls gegen die Winkelschulen der Dreifaltigkeitsparochie vorzugehen. Die meisten dieser Winkelschulhalter seien französische Ouvriers oder Deutsche, welche sogenannte Französinnen geheiratet hätten und von dem französischen Ober-Konsistorium zur Anlegung solcher Schulen berechtigt zu sein vorgäben. Diese zögen aber auch Kinder

deutscher Eltern an sich und verdürben sie; besonders werde der Unterricht in der Religion, in der deutschen Sprache und in anderen ihnen nötigen Kenntnissen ganz vernachlässigt. Der Versuch des Oberschulkollegiums, diese Übelstände zu beseitigen, scheiterte an dem Widerspruch des französischen Oberkonsistoriums. Das Oberschulkollegium verlangte, daß die französischen Schulhalter, sobald sie auch deutsche Kinder aufnehmen wollten, hierfür durch eine Prüfung ihre Fähigkeit nachwiesen, wie andererseits, wenn ein deutscher Schulhalter Kinder aus der französischen Kolonie unterrichten wollte, er die Fähigkeit dazu bei dem französischen Konsistorium darlegen sollte. Es sei ferner entweder von einer Kommission, in der sich auch Mitglieder des französischen Oberkonsistoriums befinden sollten, oder von einem Kommissarius des Oberschulkollegiums die Prüfung aller unkonzessionierten Schulhalter vorzunehmen und die unfähigen am ferneren Unterrichten zu hindern. Das französische Konsistorium erklärte sich sehr entschieden gegen die vorgeschlagenen Maßregeln; erstens widersprächen diese den Privilegien der französischen Kolonie und zweitens würden durch die Forderung, daß die französischen Schulhalter auch der deutschen Sprache mächtig sein sollten, der ferneren Niederlassung und Existenz neuer aus Frankreich einwandernder Familien, welche ihren Unterhalt durch Verwertung ihrer Unterrichtsgeschicklichkeit finden wollten, Hindernisse in den Weg gelegt, endlich aber würde man die deutsche Nation eines großen Vorteils berauben, nämlich des Vorteils, daß sie ihre Kinder in Schulen schicken könne, wo sie nur französisch sprechen hörten und so diese Sprache schnell erlernten. Alle weiteren Verhandlungen waren nutzlos, und so sah sich das Oberschulkollegium genötigt, 1792 nur „wegen der Berlinischen Privatschulen oder vielmehr wegen der Privatschulen und Pensionsanstalten, welche von Zivilpersonen deutscher Nation errichtet werden oder künftig errichtet werden dürften“, eine Verfügung zu erlassen, welche die Einschränkung der deutschen Winkelschulen zum Zweck hatte. Dieser Zweck scheint aber nicht erreicht zu sein. Gegen die französischen Schulen wurde vom Oberschulkollegium 1799 bei Gelegenheit der Übersendung eines General-

tableaus der Stadt- und Landschulen in der Kurmark an das Ministerium der Geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten ein neuer Ansturm versucht.

Besonders feindlich gegen die französischen Schulen und die französische Kolonie stellt sich der Inspektor Küster in einer seinem Bericht angefügten Beilage. (Akten des Königl. Geh. Staatsarchivs R. 76. I. 474. fol. 73 ff.) Wenngleich diese Beilage schwerlich auf volle Objektivität Anspruch machen kann, so mag sie doch hier mitgeteilt werden, weil sie die Abneigung breiter Schichten der Berliner Bevölkerung gegen das Überwiegen französischer Einflüsse zum Ausdruck bringt. Die „Beilage“ hat folgenden Wortlaut:

„Daß es in Berlin eine sehr große Menge von Nebenschulen giebt, ist eine bekannte Sache, allein ich kann nicht mit Sicherheit annehmen, daß man bisher die Zahl derselben für so groß gehalten habe, als sie in der That ist, weil man sonst wohl schon ernstlichere Maßregeln zur Unterdrückung der hier gleich den Pilzen aufwachsenden Schulanstalten würde getroffen haben. In meiner hiesigen Inspektion, also auf dem Werder, der Dorotheenstadt und der Hälfte der Friedrichsstadt sind drei und fünfzig mir bekannte Schulen und gewiß noch viele, die ihr Unwesen treiben, ohne daß sie zu meiner Kenntniß gekommen sind. Ungefähr die Hälfte derselben sind konzessionierte und daher unter Aufsicht stehende Schulen; die andere Hälfte hingegen, die ich unter dem gemeinschaftlichen Namen Französische und Winkelschulen zusammenfasse, sind von aller Aufsicht frei und diese sind auch vornehmlich die Verkrüppelungs-Institute des jugendlichen Verstandes. Ich habe bisher ihrem Anwachs mit stillem Mißmuth zugesehen und nur auf eine schickliche Gelegenheit gewartet, um als Ankläger derselben aufzutreten. Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, da sie nach meinen Hoffnungen wieder in ihr Nichts zurückfallen und da ihre Vorsteher das Lehramt wieder mit den mechanischen Geschäften, welchen sie entlaufen sind, vertauschen müssen. Nachdrucksvoll muß jeder Freund der Jugend seine Stimme gegen sie erheben und ohne Schonung muß der Staat seine Gewalt zu ihrer Ausrottung gebrauchen, wenn er nicht seine Jugend durch Menschen, die sich ohne Talente, ohne vorher erworbene Bildung und ohne Prüfung eigenmächtig zu Lehrern aufgeworfen haben, will verderben lassen. In meiner Inspektion giebt es der konzessionirten Privat-, Parochial-, Regiments- und Industrie-Schulen zusammen neunundzwanzig und der Französischen und Winkelschulen, die mir bekannt geworden sind, vierundzwanzig. Gegen diese letzteren ist meine Anklage gerichtet.

Was zuerst die eigentlichen Winkelschulen oder diejenigen betrifft, welche durchaus gar keine Konzession haben, so müssen sie gänzlich aufgehoben werden. Dies ist die Sache der Polizei. Diese ist allein im Stande, sie kennen zu lernen und diese hat, vermöge ihres Amtes, die Mittel zur Unterdrückung derselben in Händen. Aber sie ist nicht immer strenge genug, und wenn ich den mir zugekommenen Nachrichten trauen darf, so haben sich die Kommissarien zum öfteren durch Geld oder Mitleiden (wie wohl mir dies letztere unwahrscheinlich ist) bewegen lassen, sie in ihren Revieren zu dulden. Ich wünschte daher, daß die Polizeibeamten ernstlich angewiesen würden, keine unkonzessionirte Schule zu dulden, sondern gegen sie ebenso nachdrücklich zu verfahren, als es gegen die unkonzessionirten Bierschänker und Trödler geschieht. Wenn es der Polizei nur ein rechter Ernst ist, so können gar keine Winkelschulen aufkommen. Aber alsdann muß auch der Polizei ein sicheres Kennzeichen gegeben werden, wonach sie zu beurtheilen im Stande ist, ob eine Schule sich mit Genehmigung des Staates etablirt habe oder nicht. Und hierzu schlage ich unmaßgeblich vor, daß jeder Schulhalter, er sei schon angesetzt oder werde noch angesetzt, eine gedruckte, von der Behörde unterschriebene und besiegelte Vollmacht zur Eröffnung einer Schule erhalte. Die Autorisationen müssen zwar nach Maßgabe der verschiedenen Klassen der Schulen in Ansehung des Materiellen verschieden sein, aber in der Form und dem Äußern nach sich alle durchaus gleichsehen, damit die Polizeibeamten sich um so weniger irren oder mit einem vorgefallenen Irrthum entschuldigen können. Auf diese Art kann am sichersten dem Unwesen der Winkelschulen gesteuert werden.

Nun komme ich auf die eigentlichen französischen Schulen; jedoch fürchte ich schon im Voraus, daß an diesen hartnäckigen Übeln unserer Stadt auch die heilsamsten und wohlthätigsten Vorschläge scheitern werden. Denn wer es mit der französischen Kolonie aufzunehmen wagt, muß sich auf einen verzweifelten Feind gefaßt machen. Indessen siegt doch vielleicht das allgemeine Beste über die zur höchsten Ungebühr ausgedehnten Privilegien der Kolonie, die sogleich als ein Palladium herbeigeholt werden, wenn ein deutscher Angriff auf französische Mißbräuche geschieht. Darum trete ich dreist mit meinem Vorschlage hervor, dem einzigen, wodurch das Übel der Écoles françaises vertilgt werden kann. Meine Anklage geht gar nicht dahin, daß die französischen Schulhalter keine Konzession aufzuweisen hätten, denn diese wird den wenigsten fehlen, sondern vielmehr dahin, daß das französische Oberkonsistorium so viele Konzessionen ertheilt und sie durchaus keinem verweigert, der sie begehrt. Dieses ist eine Störung der guten Ordnung unter dem Scheine des Rechts. Es liegt den Vorstehern der französischen Kolonie nicht daran, etwa das Beste der deutschen Jugend befördern zu wollen, denn dieses ist ihnen gleichgiltig, wie alles, was ihre deutschen Gastfreunde angeht, sondern sie wollen nur ihre Koloniebürger so gut als möglich versorgen und sich immer mehr Einfluß in deutschen Familien verschaffen. Darum sehen sie es auch gern, wenn alle Straßen von französischem Schulgeschrei ertönen. Aber soll dieses noch länger geduldet werden? Die Privilegien der Kolonie erlauben ihr, Schulen anzulegen, aber sie erlauben es wahrlich nicht, mehr Schulen als die Kolonie nöthig hat und zum Schaden unserer deutschen zu etabliren. In diesem Punkte muß nun der Staat mit allem Nachdruck die ungebührliche Ausdehnung der Kolonie-Privilegien einschränken und zu dem Ende thue ich folgende Vorschläge:

1) Die jetzt existirenden französischen Schulen müssen, wenn sie nicht konzessionirt sind, durchaus mit einem Mal aufgehoben werden, gleich den deutschen Winkelschulen, und sind sie konzessionirt, mit dem Tode ihrer jetzigen Vorsteher und Vorsteherinnen allmählich eingehen.

2) In keinem Viertel der Stadt darf mehr als Eine französische Schule geduldet werden, höchstens kann man in den drei größeren Vierteln: Berlin, Kölln und Friedrichsstadt Zwei erlauben. Diese 12 französischen Schulen sind für die Kolonie hinreichend und mehr kann sie nicht fordern, als daß ihre Jugend in jedem Viertel Gelegenheit finde, sich zu bilden. Es ist wahre Unverschämtheit, daß das französische Oberkonsistorium in manchen Straßen z. B. der nicht großen Kronenstraße drei, ich sage drei Schulen konzessionirt hat.

3) Jeder französische Schulhalter muß eine Autorisation erhalten, die dem Materiellen und der Form nach ebenso beschaffen ist, als die deutschen, nur daß sie natürlicherweise in französischer Sprache abgefaßt ist.

4) Dem Ober-Schulkollegium muß alle Jahre von dem französischen Konsistorium die Liste der vorhandenen, der abgegangenen und neu angesetzten Schulhalter eingereicht werden, und diese muß, wie die Liste der deutschen Schulen, der Polizeibehörde, auch ebenfalls den Inspektoren zugefertigt werden.

Wenn man durch diese oder ähnliche, aber in jedem Fall durchgreifende Maßregeln der französischen Schulmeisterwuth die nöthigen Grenzen setzt, dann erst läßt sich für das Beste der deutschen Jugend sorgen. Behält aber das französische Konsistorium das Recht, so viel Schulmeister anzusetzen als es will, dann wird auch das französische Unwesen ferner wie bisher fortdauern und es wird immer eine Menge schlechter Schulen geben, die viele Kinder an sich reißen und — verderben.

Berlin, den 30. Januar 1799.

Küster."

Eine endgiltige Änderung der in Rede stehenden Verhältnisse brachte erst das Reglement von 1812.

Die in Berlin vor 100 Jahren ziemlich zahlreich vorhandenen Pensionsanstalten für Söhne und für Töchter gebildeter Stände entziehen sich naturgemäß unserer genauen Kenntnis. In den Berichten wird zwar die eine oder die andere erwähnt, aber ausführliche Nachrichten werden nicht gegeben.

Der Verfasser des anonym erschienenen Buches „Bemerkungen eines Reisenden durch die königlich preußischen Staaten", Johann Heinrich Ulrich, reformierter Prediger bei der Friedrichwerderschen und Neustädtischen Kirche in Berlin, äußert sich im 1. Bande dieses Werkes auch über diese Art der Erziehungsanstalten. Während er an den Pensionsanstalten für Knaben, von denen er mehrere genauer bezeichnet, nur das eine auszusetzen hat, daß ihre Zöglinge nicht für die Universität, sondern nur für größere Schulen vorbereitet werden, sagt er von den „Frauenzimmerpensionen" (S. 578): „Außer der französischen Sprache, welche aber nur mechanisch gelehrt und erlernt wird, werden die für ein Frauenzimmer nöthigen und nützlichen Kenntnisse ganz und gar versäumt. Zum Theil abgeschmackte Lehrer, theils unkundige Aufseherinnen, zu große Anzahl der Kinder, alle diese Umstände zusammengenommen verunstalten Viele, ja die Meisten, die in solchen Anstalten erzogen werden."

In demselben Werke (I. S. 573) wendet sich der Verfasser mit der größten Feindseligkeit gegen die französischen Erzieherinnen:

„Viele französische Erzieherinnen sind dieses Namens in jeder Beziehung unwürdig. Die französische Sprache verstehen sie oft nur sehr unvollkommen: sie sprechen elend und schreiben noch elender. Es ist nicht selten, daß sie asteure schreiben statt à cette heure oder j'ai Vous an demente parton, wenn sie meinen: je vous en demande pardon; falsche Konstruktionen, die gröbsten Sprachfehler und fehlerhafte Aussprache gehören nur allzuoft zu ihren Eigenthümlichkeiten.

Der Unterricht der Kinder in nützlichen Kenntnissen ist nicht ihre Sache, wohl aber verderben sie das, was der Hofmeister oder ein anderer Lehrer — die außerhalb des Hauses wohnenden Lehrer nennen sie Maîtres — gut gemacht hat.

Und wenn sie nur wenigstens wüßten, was es mit der Ausbildung des Charakters für eine Bewandniß hat! Eine Verbeugung à la mode française, ein Emporheben des Kopfes 3 Zoll nach dem Rücken zu, einige französische Komplimente ohne Saft und Kraft, enge Kleider, ein Schnürleib oder Korsett,

welches, je höher es nach dem Halse geht, immer enger wird, eine Frisur, wie sie in Paris getragen wird, Auflegen von Puder nach dem feinsten Geschmack, Kleider, Bandschleifen und ähnliches — das nennen sie monde und lehren es die ihnen anvertrauten jungen Mädchen.

Dabei sind sie herrschsüchtig und tyrannisiren das Gesinde bis aufs Blut, vergessen oft die Ehrerbietung, welche sie ihrer Herrschaft schuldig sind, und werden manchmal Barbaren gegen ihre Zöglinge. „Galanterie", feine „Badinage", witzige „Plaisanterie", ein bon mot, eine attrape, ein impromptu, ein schalkhafter Blick auf die Stutzer, holdes Liebäugeln oder erhabenes Kopfnicken als Zeichen der Billigung dessen, was jemand in Gesellschaft sagt oder thut, eine „Arie" oder ein „Chanson", Geschmack für die belles lettres, das heißt für Feengeschichten, Romane, verliebte Fabeln und ähnliches — das alles verstehen sie meisterlich. Nur gelingt ihnen oft der Unterricht in sofern nicht, als die jungen Mädchen in ihrem 12. Jahre häufig schon klüger sind, als die Französin in ihrem 34. — denn in diesem Alter pflegen die Erzieherinnen zu stehen.

Die Jugend würde gewinnen, wenn alle Französinnen abgeschafft würden, oder was das allerbeste wäre, wenn die Mütter die Erziehung selbst übernähmen.

Sehr viele Herrschaften in Berlin denken edel genug, die Männer zu schätzen, welche das Wohl ihrer Söhne begründen und befördern sollen. Manche dagegen sind leider unvorsichtig genug, die französische „Mamsell" dem klugen Mentor ihrer Söhne nicht nur vorzuziehen, sondern auch bei jeder Gelegenheit derartig zu belohnen, daß sich die stolze Dame wie ein Pfau brüstet, den Hofmeister kaum ansieht und vom Dünkel geplagt, durch ihr gebieterisches und ungerechtes Wesen alles Gute zerstört, was jener mit saurer Mühe gepflanzt und zum Keimen gebracht hatte.

Erhält die unnütze, ja höchst schädliche Mamsell Kleider und andere kostbare Geschenke, so muß sich der Hofmeister sehr oft mit einem abgetragenen Rocke des gnädigen Herrn begnügen. Ihr wird mit großer, augenfälliger Achtung begegnet, er kaum

über die Schulter angesehen — sie hat nichts zu thun, er alles — sie commandirt, er gehorcht, — sie ist nach der gnädigen Frau die erste Dame im Hause, er rangiert kaum mit dem ersten Livreebedienten — sie schläft nach der neuesten französischen Sitte bis halb neun, er muß die Briefe des gnädigen Herrn schon um halb sieben conzipirt haben, — sie fährt aus, so oft es ihr beliebt, er darf kaum darauf rechnen, immer ausgehen zu dürfen, — sie befiehlt den Bedienten, er muß den Herrn Johann ergebenst bitten — sie veranstaltet für das oder die gnädigen Fräulein einen café coiffé, sobald sie Neigung fühlt, allerhand schönes Gebäck zu essen, er darf sich nur selten einen einfachen, höchstens von Zwieback und Napfkuchen begleiteten Kaffee machen lassen, — heirathet das Fräulein, so erhält sie Kleider und Schmucksachen, so wie eine lebenslängliche Pension — gehen die jungen Herren auf die Universität, und der Hofmeister begleitet sie nicht etwa, so bekommt er ein kleines Geschenk und muß sich binnen vier Wochen nach einer anderen Wohnung umsehen.“

Ein ähnliches Urtheil findet sich in der anonymen (vom Ritter von Steinsberg verfaßten) Schrift: Der 42jährige Affe, ein ganz vermaledeites Mährchen. Zweiter Theil. Berlin 1786, S. 129. Dort wird auch der französischen Erzieher mit folgenden Worten gedacht: „Die französischen Erzieher sind im Hauptzuge ihres Charakters den Gouvernanten bis auf die unmerklichsten Züge ähnlich. Man nennt sie Abbés. Sie sind größtentheils verkleidete Kammerdiener, Friseurs, Marqueurs, unglückliche Spieler von Profession, vergebliche Spaßmacher, bankerotte Modewaarenhändler, Pflastertreter, entsprungene Mönche oder Fechtmeister. Die Tanzmeister, die man in den ansehnlichsten Häusern sieht, sind keine Pariser, wie sie uns überreden wollen, sondern französische Deutsche.“

Diese Urteile, so sehr sie auch den Stempel der Übertreibung an sich tragen, sind doch wegen der in ihnen zu Tage tretenden nationalen Gesinnung beachtenswert. Freilich wenn viele Familien den Mahnungen dieser Männer hätten folgen und statt der französischen Erzieher und Erzieherinnen tüchtige

deutsche Lehrer oder Lehrerinnen in ihr Haus hätten nehmen wollen, so wäre ihr Vorhaben kaum ausführbar gewesen. Es wurde eben die Hauptforderung für eine gedeihliche Entwickelung des Schulwesens, planmäßige Ausbildung geeigneter Persönlichkeiten zum Lehrerberuf beinahe gar nicht erfüllt, so daß es nicht Wunder nehmen darf, wenn die sittliche und intellektuelle Bildung auch der deutschen Lehrer in Berlin und allerorten zu jener Zeit im allgemeinen eine recht mangelhafte war. Doch es fehlt nicht an einzelnen tüchtigen Lehrern, die bemüht waren, die neuen philanthropistischen Ideen und besonders Rochows praktische Einrichtungen zur Geltung zu bringen, ja mancherlei Bestrebungen, wie die Bemühungen des Predigers Koch in der Georgengemeinde um die Errichtung einer patriotischen Schule für Lehrlinge, die 1793 beginnende Bewegung zu Gunsten der Industrieschulen, die Verhandlungen über die Eröffnung einer Handelsakademie dürfen als Anzeichen für den Beginn eines frischeren Lebens auf dem Gebiete des Elementarschulwesens in Berlin angesehen werden. Doch erst das schwere Unglück, welches 1806 mit der Fremdherrschaft über Preußen hereinbrach, brachte die allgemeine Erkenntnis, daß nur durch wahre Bildung und Erziehung der Jugend eine sittliche Neugeburt des Volkes möglich sei und brachte die Erfüllung der Forderung, daß auch für die zweckmäßige Ausbildung der Volksschullehrer vom Staate Vorsorge zu treffen sei.

Salomon Maimon in Berlin*).

Bekanntlich war der Königsberger Philosoph Immanuel Kant ein eifriger Mitarbeiter an der von Gedike und Biester herausgegebenen Berlinischen Monatsschrift. Als ihm unter Wöllners Regiment 1793 der Berliner Censor den Abdruck

*) Zuerst gedruckt im „Bär“ XIV (12) 141—144.

einer Reihe für die Berlinische Monatsschrift bestimmter religions-philosophischer Abhandlungen verweigert hatte, ließ er dieselben in Königsberg unter dem Titel „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ als Sammelwerk erscheinen, löste aber die litterarische Verbindung mit der Berlinischen Monatsschrift nicht. Allerdings mußte er, besonders als er im Jahre 1794 durch eine Königliche Kabinetsordre offenen Tadel und ernste Verwarnung wegen seiner freisinnigen religiösen Ansichten empfangen hatte, auf Themen religionsphilosophischen Inhalts verzichten. Dieselbe Monatsschrift brachte nun gerade um diese Zeit einige philosophische Aufsätze des Mannes, der von Kant selbst als der bedeutendste unter seinen Gegnern anerkannt worden war. Er hatte bei der ersten Lektüre von Kants Kritik der reinen Vernunft die ihm aufstoßenden Bedenken und Gedanken niedergeschrieben und auf Anraten von Freunden 1790 unter dem Titel „Versuche über Transscendentalphilosophie“ herausgegeben. Dieser Mann war Salomon Maimon. Er war durch Moses Mendelssohn in die Kreise der Berliner Aufklärer eingeführt und hatte durch seine Gelehrsamkeit und Verstandesschärfe nicht geringes Aufsehen erregt, um so mehr als bekannt wurde, daß er völlig Autodidakt war. So erklärt es sich, daß der bekannte Berliner Schulmann und Litterat K. P. Moritz 1792 Maimons Selbstbiographie unter dem Titel herausgab: Salomon Maimons Lebensgeschichte von ihm selbst geschrieben. „Diese Lebensbeschreibung,“ so beginnt die Vorrede, „bedarf keiner Anpreisung, um gelesen zu werden. Sie wird für einen jeden anziehend sein, dem es nicht gleichgültig ist, wie die Denkkraft auch unter den drückendsten Umständen sich in einem menschlichen Geiste entwickeln kann, und wie der echte Trieb nach Wissenschaft sich durch Hindernisse nicht abschrecken läßt, die unübersteiglich scheinen.“ Und in der That ist diese Lebensbeschreibung sogar heute noch geeignet, unser regstes Interesse in Anspruch zu nehmen, denn wenn an sich schon der Lebenslauf eines Menschen, der aus eigner Kraft nach irgend einer Seite hin Bedeutendes erreicht, uns mächtig anzieht, so erhöhen in diesem Falle Schilderungen wenig bekannter Verhältnisse

und Zustände, sowie Darstellungen aus dem Leben der gebildeten jüdischen Kreise in Berlin vor 100 Jahren unsere lebhafte Teilnahme. Diese letzteren sollen, da Maimons Selbstbiographie außerhalb des Kreises der Fachgelehrten wenig bekannt ist, an dieser Stelle als ein Beitrag zur Kulturgeschichte Berlins mitgeteilt werden.

Salomon Maimon wurde im Jahre 1754 auf einem Radziwillschen Gute bei Mirz in polnisch Litthauen als der Enkel eines jüdischen Güterpächters und der Sohn eines Rabbiners geboren. Den ersten Unterricht erhielt er von seinem Vater, der ihm verbot, außer dem Talmud irgend ein Buch zu lesen. Allein der siebenjährige Knabe liest zur Nachtzeit heimlich ein astronomisches Buch und es gelingt ihm, obwohl er nie von den Elementen der Mathematik etwas gesehen und gehört hatte, sich eine Vorstellung vom Himmelsglobus zu verschaffen, ja er verfertigt sich selbst aus geflochtenen Ruten eine Hamillarsphäre. Der so befähigte Knabe bewies sich als solcher auch in der Talmudistenschule zu Iwenez; mit seinem elften Jahre hätte er schon einen Rabbiner abgeben können. In diesem Alter wurde er auch verheiratet, mit seinem 14. wurde er Vater. Aber Frau und Schwiegermutter behandelten ihn schlecht, so daß er das Haus verließ und sich als Privatlehrer erhielt. Für seinen Wissensdurst und seine Energie ist die Art und Weise bezeichnend, auf welche er deutsch lesen lernte. An einigen sehr umfangreichen hebräischen Büchern bemerkte er, daß zur Bezeichnung ihrer Bogenzahl das hebräische Alphabet nicht ausreichend gewesen war und daß neben den hebräischen noch andere Buchstaben, lateinische und deutsche, verwendet waren. Aus den daneben gesetzten hebräischen errät er den Laut der fremden Zeichen und lernt so deutsch lesen.

Um ein kabbalistisches Buch zu studieren, welches der Unterrabbiner von Neschwitz in der Synagoge verborgen hält, läßt er sich in die Synagoge einschließen und liest in dem geliebten Buche den ganzen Tag über, ohne zu essen und zu trinken, und setzt dies mehrere Tage fort. Auf seine Bitten leiht ihm der Unterrabbiner noch andere kabbalistische Bücher, so daß Maimon

bald in das Wesen der Kabbala eingedrungen ist. Sie erscheint ihm nach Abzug der phantastischen Einkleidung als ein pantheistisches System von der Art des Spinoza. Sogar ein Kommentar über die Kabbala wurde damals von ihm verfaßt. Um deutsche Bücher zu erhalten, macht er sich mitten im Winter zu Fuß auf den Weg nach einer benachbarten Stadt und geht zu dem daselbst wohnhaften Oberrabbiner, der ihm unter anderen Sturms Physik giebt. So ist er unter den traurigsten persönlichen Verhältnissen unablässig bemüht, seinen Wissensdurst zu stillen. Da dies aber in seiner Heimat auf die Dauer nur in unzureichender Weise geschehen kann, so beschließt er, nach Deutschland zu wandern, um Medizin zu studieren und Arzt zu werden. Er geht zuerst nach Königsberg, von dort zu Schiffe auf einer fünfwöchentlichen Seereise unter den größten Entbehrungen nach Stettin und von hier bettelt er sich, da sein letzter Sparpfennig aufgezehrt ist, nach Berlin durch. Hören wir nun seinen eigenen Bericht: „Endlich erreichte ich diese Stadt. Hier glaubte ich meinem Elende ein Ende zu machen und alle meine Wünsche zu erreichen, betrog mich aber leider sehr. Da wie bekannt in dieser Residenzstadt kein Betteljude gelitten wird, so hat die hiesige jüdische Gemeinde zur Versorgung ihrer Armen ein Haus am Rosenthaler Thor bauen lassen, worin die Armen aufgenommen, von den jüdischen Ältesten über ihr Gesuch in Berlin befragt und nach Befinden entweder, wenn sie krank sind, oder einen Dienst suchen, in der Stadt aufgenommen oder weiter verschickt werden. Auch ich wurde also in dieses Haus gebracht, das theils mit Kranken, theils aber mit liederlichem Gesindel angefüllt war. Lange Zeit sehe ich mich vergebens nach einem Menschen um, mit dem ich mich über meine Angelegenheiten hätte besprechen können. Endlich bemerkte ich einen Menschen, der nach seinem Anzuge zu urtheilen ein Rabbiner sein mußte; ich wandte mich also an diesen, und wie groß war nicht meine Freude, als ich von ihm erfuhr, daß er wirklich ein Rabbiner und in Berlin ziemlich bekannt sei. Ich unterhielt mich mit ihm über allerhand Gegenstände der rabbinischen Gelehrsamkeit, und da ich sehr offenherzig

bin, so erzählte ich ihm meinen Lebenslauf in Polen, eröffnete ihm mein Vorhaben in Berlin Medizin zu studieren, zeigte ihm meinen Kommentar über den More Newochim u. s. w." (More Newochim ist das berühmteste Buch des spanischen Rabbiners aus dem 12. Jahrhundert Moses Maimonides.) „Dieser merkte sich alles und schien sich für mich sehr zu interessiren. Aber auf einmal verschwand er mir aus dem Gesichte. Endlich gegen Abend kamen die jüdischen Ältesten. Es wurde ein jeder der Anwesenden vorgerufen und über sein Gesuch befragt. Die Reihe kam auch an mich und ich sagte ganz offenherzig, ich wünschte in Berlin zu bleiben, um daselbst Medizin zu studiren. Die Ältesten schlugen mein Gesuch geradezu ab, gaben mir einen Zehrpfennig und gingen fort. Die Ursache dieses Betragens gegen mich besonders war keine andere als diese. Der Rabbiner, von dem ich vorher gesprochen habe, war ein eifriger Orthodox. Nachdem er also meine Gesinnungen und Vorhaben ausgeforscht hatte, ging er in die Stadt, benachrichtigte die Ältesten der Gemeinde von meiner ketzerischen Denkungsart, indem ich den More Newochim kommentirt neu herausgeben wolle, und daß mein Vorhaben nicht sowohl sei, Medizin zu studiren und als Profession zu treiben, sondern hauptsächlich mich in Wissenschaften überhaupt zu vertiefen und meine Erkenntnis zu erweitern. Dies letztere sehen die orthodoxen Juden als etwas der Religion und den guten Sitten Gefährliches an, besonders glauben sie dieses von den polnischen Rabbinern, die durch einen glücklichen Zufall aus der Sklaverei des Aberglaubens befreit auf einmal das Licht der Vernunft erblicken und sich von jenen Fesseln losmachen. Dieses ist auch zum Theil wahr. Sie sind mit einem Menschen zu vergleichen, der nach lange ausgestandenem Hunger auf einmal an einen wohlbesetzten Tisch kommt, der also mit heftiger Begierde zugreifen und sich bis zum Überladen sättigen wird. Die Verweigerung der Erlaubniß in Berlin zu bleiben war für mich ein Donnerschlag. Das letzte Ziel aller meiner Hoffnungen, meiner Wünsche wurde mir auf einmal, da ich demselben so nahe war, verrückt. Ich befand mich in der Lage des Tantalus und wußte mir nicht zu

helfen. Besonders schmerzte mich das Betragen des Aufsehers dieses Armenhauses, der auf Befehl seiner Oberen auf meine schleunige Abreise drang und nicht eher nachließ, als bis er mich vor dem Thore sah. Hier warf ich mich auf die Erde nieder und fing an bitterlich zu weinen. Es war ein Sonntag, viele Menschen gingen wie gewöhnlich vor dem Thore spaziren. Die mehrsten kehrten sich an mich winselnden Wurm nicht; einigen mitleidigen Seelen aber fiel dieser Anblick sehr auf. Sie fragten mich nach der Ursache meines Wehklagens; ich antwortete ihnen, aber sie konnten mich theils wegen meiner unverständlichen Sprache, theils auch wegen häufiger Unterbrechung durch Weinen und Schluchzen nicht verstehen. Ich war so alterirt, daß ich in ein hitziges Fieber gerieth. Die Soldaten, die am Thore die Wache hielten, meldeten dieses in dem Armenhause. Der Aufseher kam und holte mich herein. Ich blieb den Tag über da und freute mich in der Hoffnung, recht krank zu werden und auf diese Art einen längeren Aufenthalt zu erzwingen, während welcher Zeit ich mehrere Bekanntschaften zu machen glaubte, wodurch ich Schutz und Erlaubniß in Berlin zu bleiben, zu erhalten hoffte. Aber leider wurde ich in meiner Hoffnung getäuscht. Den folgenden Tag stand ich wieder munter auf, ohne etwas Fieberhaftes zu spüren, ich mußte also fort. Aber wohin? das wußte ich selbst nicht. Ich nahm also den ersten besten Weg und überließ mich dem Schicksal.“ Er schließt sich einem Betteljuden von Profession an und wandert mit diesem nach Posen. Hier erlangt er unter seinen Glaubensgenossen wegen seiner Gelehrsamkeit großes Ansehen, übernimmt bei dem reichsten Mann der Stadt eine Hofmeisterstelle und bleibt in derselben zwei Jahre lang. Durch sein Streben, dem Aberglauben unter seinen Stammesgenossen zu steuern, macht er sich aber verhaßt und entschließt sich deshalb zu einer zweiten Reise nach Berlin. Diesmal fuhr er mit der Post dorthin. Über seine Ankunft in Berlin (etwa im Jahre 1773) äußert er sich folgendermaßen: „Da ich diesmal mit der Post nach Berlin kam, hatte ich nicht nöthig, vor dem Rosenthaler Thor zu bleiben und mich von den jüdischen Ältesten examiniren zu lassen; ich

fuhr ohne alle Schwierigkeit in die Stadt und konnte mich einquartiren, wo ich wollte. Mit dem Bleiben in der Stadt aber hatte es eine ganz andere Bewandtniß; die jüdischen Polizeibedienten (der damalige L. M. war ein fürchterlicher Kerl, der mit den armen Fremden ganz despotisch verfuhr) liefen täglich in alle Gasthöfe und andere zur Aufnahme der Fremden bestimmten Herbergen, erkundigten sich nach der Qualität, Verrichtung und vermutlichen Dauer des Aufenthaltes der Fremden und ließen sie nicht eher in Ruhe, bis sie entweder eine bestimmte Verrichtung in der Stadt gefunden, oder wieder aus der Stadt waren, oder — versteht sich von selbst. Ich hatte mich auf dem Neuen Markt bei einem Juden, der arme Reisende, die nicht viel zu verzehren hatten, in seinem Hause aufzunehmen pflegte, eingemiethet und bekam gleich den andern Tag eine solche Visite. Der jüdische Polizeibeamte L. M. kam und examinirte mich aufs strengste. Ich sagte ihm, daß ich Willens sei, in Berlin in eine Kondition als Hofmeister zu treten, und also die Zeit meines Aufenthaltes nicht so genau bestimmen könne. Ich kam ihm verdächtig vor; er glaubte mich einst hier schon gesehen zu haben und betrachtete mich als einen Kometen, der zum zweitenmal der Erde näher kommt, als zum erstenmal und die Gefahr also drohender macht. Da er nun noch dazu bei mir ein Mylath Hygoian oder eine hebräische Logik von Maimonides abgefaßt und von Mendelssohn kommentirt fand, so wurde er ganz rasend. „Ja, ja,“ schrie er, „das sind mir die rechten Bücher!“ und indem er sich mit einer drohenden Miene gegen mich wandte, „packen Sie sich so bald als möglich aus Berlin, wenn Sie nicht mit allen Ehren hinausgeführt sein wollen.“ Ich zitterte und wußte nicht, was ich dazu sagen sollte; da ich aber erfahren hatte, daß sich ein polnischer Jude, ein Mann von Talenten, Studirens halber in Berlin aufhalte und in den größten Häusern angesehen sei, so besuchte ich diesen.“ Wirklich nahm ihn dieser freundlich auf und machte ihn mit einigen jungen Leuten aus vornehmen jüdischen Familien bekannt. Dieser Verbindung verdankte er es, daß ihm die Erlaubnis in Berlin zu wohnen, erteilt und er von seinen Glaubens-

genossen thatkräftig unterstützt wurde. Mit der ganzen Energie seines Charakters war er nun bemüht, seine Kenntnisse zu erweitern. „Zufälligerweise kam ich einst," erzählt er, „in einen Butterladen und fand den Höker beschäftigt, ein ziemlich altes Buch zu seinem Gebrauche zu anatomiren. Ich blickte hin und fand zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß es Wolfs Metaphysik oder die Lehre von Gott, der Welt und der Seele des Menschen war. Ich konnte nicht begreifen, wie man in einer so aufgeklärten Stadt als Berlin mit solchen wichtigen Werken so barbarisch verfahren könne, wandte mich daher zu dem Höker und fragte ihn, ob er das Buch nicht verkaufen wolle. Für 2 Groschen war er dazu bereit. Ohne mich lange zu bedenken, gab ich sogleich diese Summe und ging voller Freuden mit meinem Schatz nach Hause." Er liest das Buch und setzt die Zweifel und Bedenken, die ihm bei der Lektüre aufgestoßen sind, in hebräischer Sprache auf, um das Schriftstück an Mendelssohn, von dem er schon so vieles gehört hatte, zu übersenden. Dessen sofortige Antwort lautet anerkennend und veranlaßt Maimon, eine metaphysische Disputation in hebräischer Sprache zu schreiben, in der er die Gründe der geoffenbarten, wie der natürlichen Theologie in Zweifel zog. Mendelssohn bat ihn nun um seinen Besuch. „Ich war aber so schüchtern," erzählt Maimon, „die Sitten und Lebensart der Berliner waren mir so neu, daß ich nicht ohne Schrecken und Verwirrung in ein vornehmes Haus hereinzutreten wagte. Als ich daher Mendelssohns Thür aufmachte, ihn und andere vornehme Leute, die zugegen waren, auch die schönen Zimmer und das geschmackvolle Ameublement erblickte, so bebte ich zurück, machte die Thüre wieder zu und wollte nicht herein. Mendelssohn aber hatte mich bemerkt, kam zu mir heraus, redete mich sehr liebreich an, führte mich in sein Zimmer, stellte sich mit mir ans Fenster, machte mir über mein Schreiben viele Komplimente und versicherte mich, daß, wenn ich auf diese Art fortfahren würde, ich in kurzer Zeit in der Metaphysik große Progressen machen könne, versprach mir auch meine Zweifel aufzulösen. Er begnügte sich nicht bloß damit, dieser würdige Mann, sondern sorgte auch für meinen Unter-

halt, empfahl mich daher den vornehmsten, aufgeklärtesten und reichsten Juden in Berlin, die für meine Beköstigung und übrigen Bedürfnisse Sorge trugen. Ihr Tisch stand mir frei und ihre Bibliotheken waren zu meinem Gebrauch offen." Hier wurde er auch mit dem Arzt und Philosophen Marcus Herz, dem Mann der Henriette Herz, bekannt. Maimon bezeichnet ihn zwar in seiner Selbstbiographie nur mit H . . ., aber es ist kein Zweifel, daß nur Marcus Herz, der ja auch ein Freund und Schüler Moses Mendelssohns war, gemeint sein kann. Er fand an Maimons Unterhaltung viel Behagen und unterredete sich oft mit ihm über die wichtigsten Gegenstände der Theologie und Moral. „Anfangs," sagt Maimon, „betrachtete mich dieser Freund als ein redendes Thier und ergötzte sich mit mir, wie man sich mit einem Hunde oder mit einem Staar, der einige Worte auszusprechen gelernt hat, zu ergötzen pflegt. Seine Einbildungskraft wurde mehr durch die seltsame Mischung des Thierischen in meinen Mienen, Ausdrücken und dem ganzen äußeren Betragen mit dem Vernünftigen in den Gedanken als sein Verstand durch den Inhalt solcher Unterredungen in Thätigkeit gesetzt. Nach und nach wurde aus dem Spaß Ernst. Er fing an auf die Sachen selbst aufmerksam zu werden, und da er seiner sonstigen Fähigkeiten und Kenntnisse unbeschadet kein philosophischer Kopf war und mehrenteils die Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft die Reife seines Urteils verhinderte, so kann man die Folgen solcher Unterredungen schon zum Voraus ahnen." Maimon erzählt auch an dieser Stelle von seinem „damaligen Benehmen im Diskuriren," wie er oftmals beim Sprechen, weil ihm der Ausdruck für den oder jenen Begriff mangelte, Sätze nicht vollendete und es liebte, alles durch Beispiele zu erläutern. Einst bemühte er sich dem Dr. Herz Spinozas System begreiflich zu machen, besonders den Gedanken, daß alle Gegenstände bloß Accidenzen einer einzigen Substanz sind. Jener unterbrach ihn und sagte: „Aber, mein Gott, sind Sie und ich nicht verschiedene Menschen, und hat nicht ein jeder von uns eine eigene Existenz?" „Macht die Fensterladen zu," rief Maimon auf diesen Einwurf. Dieser seltsame Ausruf setzte

Herz in Erstaunen, er wußte nicht, was damit gesagt werden sollte. Endlich erklärte sich Maimon: „Sehet, die Sonne scheint durch die Fenster. Dieses viereckigte Fenster giebt einen viereckigten und dieses runde einen runden Wiederschein; sind es deshalb schon verschiedene Dinge und nicht vielmehr ein und derselbe Sonnenschein? Macht die Fensterladen zu, so werden diese verschiedenen Wiederscheine gänzlich verschwinden.“ Bei einer anderen Gelegenheit verteidigte er Helvetius' System der Eigenliebe. Herz machte ihm den Einwurf, daß wir doch auch andere Menschen liebten. „Ich z. B.,“ sagte er, „liebe meine Frau,“ und um dieses zu bestätigen, gab er ihr einen Kuß. „Das beweist nichts gegen mich,“ erwiderte Maimon, „denn warum küßt Ihr Eure Frau? Weil Ihr Vergnügen daran habt.“ Außer Spinoza lernt Maimon jetzt auch Lockes Schriften kennen und schätzen und dringt tief in sie ein. Vermöge seines am Talmud geübten Scharfsinns versteht er jedes Buch, welches er liest gleich so, daß er es erklären, kommentieren, andere darin unterrichten und Einwürfe dagegen machen kann. Eben hat er Lockes Schrift kennen gelernt, da erbietet er sich auch schon dem, der es ihm geliehen hatte, Unterricht in der Lockeschen Philosophie zu geben, und ebenso macht er es mit Adelungs Sprachlehre. Zu den schönen Wissenschaften hatte er bisher nicht die geringste Neigung in sich gespürt, Mendelssohn aber empfahl ihm auf einem Spaziergange das Lesen der Dichter. Maimon erwiderte: „Nein ich mag keinen Dichter lesen; was ist ein Dichter anders als ein Lügner?“ Mendelssohn lächelte dazu und sagte: „Sie stimmen hier dem Plato bei, der alle Dichter aus seiner Republik verbannte. Aber ich hoffe, Sie werden mit der Zeit ganz anders davon denken.“ Und so geschah es auch. Maimon las Longins Schrift „Über das Erhabene“, Homer und Ossian in deutschen Übersetzungen. Von deutschen Dichtungen gefielen ihm besonders Geßners Idyllen. Aber er konnte sich nicht entschließen, in seinem Studium einem festen Plane zu folgen, wie es seine Freunde wohl wünschten, damit er sich auf diese Weise eine feste Lebensstellung schüfe, sondern er ließ sich in seinen Beschäftigungen nur von seiner Neigung leiten. Zwar

ließ er sich bereit finden, die Apothekerkunst zu erlernen, und einer seiner Freunde verschaffte ihm in der Apotheke der Madame Rosen eine Stelle als Lehrling, bezahlte auch das Lehrgeld von 60 Thalern, aber Maimon beschränkte sich darauf, zuzusehen, wie Arzneien bereitet wurden, ohne selbst Hand anzulegen, und obwohl er nach dreijähriger Lehrzeit ein Attest erhielt, daß er die Apothekerkunst vollkommen erlernt hätte, so hätte er doch niemals ausübender Apotheker werden können. Zudem forderte, wie Maimon selbst gesteht, der bisher erstickte Trieb nach sinnlichen Vergnügungen seine Rechte. Die erste Veranlassung dazu gaben eine Anzahl jüngerer jüdischer Herren, deren Neid Maimon erregt hatte, und die nun dadurch über ihn zu triumphieren suchten, daß sie ihn in ihre Vergnügungen hineinzogen und ihn hinterher bei seinen Freunden verleumdeten. Mendelssohn ließ ihn zu sich rufen und machte ihm Vorstellungen, daß er auf gar keinen Lebensplan bedacht sei, daß er schädliche Meinungen und Systeme auszubreiten suche und daß er eine sehr freie Lebensart führe, und fügte hinzu, er habe dadurch die Gunst seiner Gönner verscherzt. Gegen diese Vorwürfe suchte Maimon sich zu rechtfertigen, indem er ausführte, daß er, wie er von vornherein erklärt habe, vermöge seiner besonderen Erziehung gegen alle Geschäfte eine Abneigung habe und sich bloß zum ruhigen spekulativen Leben hingezogen fühle, daß jene Meinungen und Systeme entweder wahr seien, und dann nicht schädlich sein könnten, oder sie seien unwahr, dann möge man sie widerlegen; was endlich den dritten Vorwurf anlange, so seien alle Menschen Epikuräer. Zugleich aber gestand er Mendelssohn zu, daß er von Berlin weggehen müßte, und dieser gab ihm ein sehr vorteilhaftes Zeugnis über seine Fähigkeiten mit und wünschte ihm glückliche Reise. Maimon begab sich nach Hamburg und von dort nach Holland, kehrte aber, da er merkte, daß für ihn dort nichts zu thun sei, nach Hamburg zurück. Hier will er, um seine „zeitliche sowohl als ewige Glückseligkeit, welche von der Erlangung der Vollkommenheit abhängt“, zu erreichen, zum Christentum übertreten, der Geistliche weist ihn aber zurück, weil er zu sehr Philosoph sei, als daß er ein Christ werden könnte. Auf An-

raten eines Gönners entschließt sich Maimon, die Lücken in seinen Sprachkenntnissen dadurch auszufüllen, daß er Schüler des Gymnasiums in Altona wird. Dort lebt er zwei Jahre ruhig und zufrieden, bringt es auch im Lateinischen und Englischen zu ausreichenden Kenntnissen, während er das Griechische vernachlässigt. Um das Jahr 1782 begiebt er sich von hier nach Berlin zurück und bittet seine alten Freunde, da er sich nun einige Sprachkenntnisse erworben hätte, ihn zu irgend einem, seinen Fähigkeiten angemessenen Geschäfte zu gebrauchen. Diese gerieten auf den Einfall, daß er zur Aufklärung der noch im Dunkeln lebenden polnischen Juden wissenschaftliche Bücher in hebräischer (der einzigen ihnen verständlichen) Sprache verfertigen sollte, die diese Menschenfreunde auf ihre Kosten drucken und unter die Nation verbreiten wollten. Maimon nahm diesen Vorschlag mit Freuden an und ging auf den Wunsch seiner Freunde, damit er mit Muße seine Arbeiten vornehmen könnte, nach Dessau. Hier beginnt er die Abfassung eines mathematischen Lehrbuches in hebräischer Sprache, weil ein solches bei den polnisch-jüdischen Orthodoxen keinen Anstoß erregen würde. Als er aber mit der Arbeit fertig war, verweigerten die Berliner Freunde deren Herausgabe, ja selbst eine von Maimon erbetene Entschädigung für die aufgewendete Mühe. Mendelssohn blieb bei dieser Zwistigkeit neutral, versuchte aber die Freunde zu bewegen, daß sie auf irgend eine andere Art für Maimons Subsistenz sorgten. Als dies nicht glückte, wandte sich Maimon nach Breslau, wo er mit dem jüdischen Dichter Ephraim Kuh und mit Garve bekannt wurde. Notdürftig erhält er sich hier durch Unterrichten, als seine Frau mit ihrem ältesten Sohne ankommt und seine sofortige Heimreise mit ihr oder die Scheidung verlangt. Da es ihm unmöglich scheint, freiwillig in den vorigen barbarischen und elenden Zustand unter dem rabbinischen Despotismus zurückzukehren, entschließt er sich schweren Herzens zur Scheidung, die denn auch vollzogen wird. Nun wendet er sich zum vierten Male nach Berlin. Mendelssohn war inzwischen gestorben und in ihm hatte Maimon seinen treuesten Beschützer verloren. Er gerät zuerst wieder in eine peinliche Lage, erhält dann aber

durch Bendavids Bemühungen so viel, daß er sich in einem Dachstübchen bei einer alten Frau einmieten kann. Jetzt studiert er Kants Kritik der reinen Vernunft und setzt einen Kommentar dazu auf, der an Kant geschickt und von diesem beifällig aufgenommen wird. Er hat denselben auch später veröffentlicht unter dem schon oben genannten Titel „Versuche über Transscendentalphilosophie“. Überhaupt entfaltete er in der Zeit dieses vierten Berliner Aufenthaltes — von 1786 an — eine sehr umfangreiche litterarische Thätigkeit. Er schrieb Aufsätze für das Journal für Aufklärung, für die Deutsche Monatsschrift, für die Berlinische Monatsschrift und für das philosophische Journal. Auch das Magazin zur Erfahrungsseelenkunde von Moritz, dessen Mitherausgeber Maimon vom 9. Bande an wurde, brachte einige Aufsätze von ihm. Daneben verfaßte er mehrere selbständige Arbeiten und übersetzte philosophische Werke aus dem Lateinischen und Englischen. Über seinen Lebensabend giebt uns die Selbstbiographie keine Aufschlüsse; wir wissen aber, daß Maimon in dem Hause des Grafen von Kalkreuth, der sich auch als philosophischer Schriftsteller bekannt gemacht hat, eine sorgenfreie Zufluchtsstätte fand und im Jahre 1800 auf dem Gute dieses edlen Mannes in Nieder-Siegersdorf in Schlesien starb.

Berliner Wochenschriften im vorigen Jahrhundert*).

Die ersten Berliner Wochenschriften Das moralische Fernglas 1732 und Der Weltbürger wöchentlich ans Licht gestellt 1741 (herausgegeben von Jac. Fr. Lamprecht) sind nach englischem Muster gearbeitete moralische Wochenschriften**). Dieselben tauchen in Berlin verhältnismäßig spät auf, denn schon

*) Zuerst gedruckt „National-Zeitung“ 1885, Sonntagsbeilage Nr. 49.

**) Über diese beiden Wochenschriften handelt ausführlich Ludwig Geiger, Vorträge und Versuche, S. 88—94.

1713 erschienen die ersten dieser Art in Deutschland, bürgern sich aber um so schneller daselbst ein. Aus den vierziger Jahren ist noch ein derartiges Journal bekannt: Der Wahrsager, 1749 von Mylius, dem Freunde Lessings, herausgegeben. Das Blatt ging schon mit dem zwanzigsten Stück wieder ein, nachdem es Lessing als eine Skandalchronik hart verurteilt hatte. Ein Schmähartikel in demselben über die Berliner Schulmeister hatte die Verschärfung des Censurediktes veranlaßt. Wie die meisten dieser Blätter scheint auch dies für uns verloren zu sein. Die vorletzte Nummer dieser Wochenschrift, welche eine läppische Beschreibung von Liebesnarren enthält, die Mylius und seine Korrespondentin in Berlin beobachtet haben wollen, befand sich im Besitze des Freiherrn von Maltzahn. Das fünfzehnte Stück brachte, wie sich aus der siebenten Nummer der ältesten musikalischen Wochenschrift Berlins (vgl. den folgenden Aufsatz) ergiebt, eine Abhandlung von der „Füglichkeit unserer Sprache zur Singekunst". In den fünfziger Jahren ist die Zahl der in Berlin erscheinenden Wochenschriften verhältnismäßig groß. Von ihnen sind mir — allerdings meist nur dem Namen nach — folgende bekannt geworden: Der Freymüthige, eine wöchentliche Sittenschrift auf das Jahr 1751, Der Vernünftler, eine sittliche Wochenschrift auf das Jahr 1754 abgefasset von Christian Nicolaus Naumann (angezeigt von Lessing im 15., 104. und 153. Stück der Berlinischen privilegirten Zeitung), Der Mädchenfreund, 1755, Der Freygeist, eine philosophisch-theologische Wochenschrift 1755, Der Offenherzige, 1757, Zeitvertreib bey dem Nachtisch und Kaffeetisch, 1757—1759 (von Johann Georg Müchler). Erst mit dem Anfang der siebziger Jahre werden diese Wochenschriften, welche Belehrung und sittliche Besserung zum Zweck haben, selten, und an ihre Stelle treten solche, welche auf die Unterhaltung ihrer Leser bedacht sind. Zu den letzten „moralischen" gehören: Die Zuschauerin an der Spree, eine moralische Wochenschrift 1771 und Die neue Berliner Zuschauerin an der Spree, eine wöchentliche Sittenschrift 1772 (herausgegeben von C. F. Wegener). Sehr zahlreich sind in den letzten beiden Jahrzehnten

des Jahrhunderts diejenigen Zeitschriften, welche der Unterhaltung und dem Klatsch dienen. Sie haben mit ihren Vorgängerinnen manche Ähnlichkeit. So haben sich die meisten einen auffallenden Titel beigelegt, während der Herausgeber sich überhaupt nicht nennt oder unter einem angenommenen Namen verbirgt. Eine dieser Schriften ist betitelt: Die Lärmkanone woraus mit einem großen Knall wöchentlich das Neue aus Berlin herausgeschossen und verkündigt werden soll. Abgefeuert von Hans Konstabel. Berlin 1798. Eine andere nennt sich: Meine Berliner Peitsche. Bürgerblatt zur erbaulichen Unterhaltung an das Licht gestellt von Hans fon Strippeknall. Berlin 1795. Wieder eine andere heißt: Camera obscura von Berlin 1795 und 1796. Erwähnt finde ich noch, ohne die Schriften selbst gesehen zu haben: Der Berlinische Bienenkorb, Berliner Blau und Roth, Gallerie der Engel. Daneben giebt es auch einige mit weniger auffallenden Titeln: Der Lauf der Welt oder Beschreibung der Winterlustbarkeiten in Berlin. Eine populär periodische Schrift. Berlin 1788 bey Petit und Schöne und Chronic von Berlin oder Berlinische Merkwürdigkeiten. Ein periodische Volksschrift. Herausgegeben von Tlantlaquatlapatli. Berlin 1789, ferner Der Berlinische Correspondenz-Macher und Der Zuschauer und Moqueur von Berlin. Bei Christian Gottfried Schön. Band 1—4. 1791—1794.

Auch darin sind diese Schriften ihren Vorgängerinnen ähnlich, daß sie meist nur kurze Zeit erscheinen. Ausgenommen sind von den erwähnten nur „Der Zuschauer und Moqueur" mit vier Bänden und die „Chronic von Berlin", die es auf zwölf Teile brachte. Die meisten dieser Wochenschriften erschienen im Selbstverlage des Herausgebers wöchentlich in der Stärke eines Bogens zum Preise eines Groschens und wurden einer Anzahl von Buchhandlungen in Kommission gegeben. „Der Lauf der Welt" wurde zuerst von Petit und Schöne verlegt, dann aber, als die Buchhandlung das Erscheinen der Zeitschrift während des Sommers aussetzen wollte, von dem früheren Herausgeber auf eigene Kosten weiter geführt. Daß derselbe wie auch seine

Gefährten besonders gute Geschäfte gemacht hätten, ist nicht anzunehmen; sieht sich doch „Hans fon Strippeknall“ genötigt, in seiner „Berliner Peitsche“ anzuzeigen, daß er ein „Neujahrs-Wünsche-Fabriklein“ angelegt habe und acht verschiedene Gattungen vorrätig halte. Übrigens zeigt der Autor auch ein gewisses Geschick in der Reklame. Die erste Nummer seiner „Peitsche“ ließ er gratis verteilen und in seinen Schilderungen aus dem Berliner Leben führt er den Leser häufig an Orte, wo „die Peitsche“ gelobt wird. Das Format dieser Wochenschriften ist in Oktav, das Papier größtenteils sehr schlecht.

So verschieden auch Inhalt und Zweck dieser Schriften im einzelnen sein mögen, so bezeichnet sich doch, wie schon angedeutet, in den achtziger und neunziger Jahren keine mehr als moralische Wochenschrift. Der Zweck der „Lärmkanone“ wird auf dem Titelblatt selbst folgendermaßen angegeben: „Eigentlich ein Blatt für den braven Soldatenstand, aber auch für jeden braven Bürger, der Muth hat, sein Vaterland zu vertheidigen und den redlichen Soldaten zu schätzen weiß, vorzüglich für den lieben Landmann und auswärtigen Beurlaubten, die gern wissen mögen, was Neues bei dem Militär vorgeht, und ihren König gern näher kennen lernen wollen. Der Anhang jedes Blattes ist die Lebensgeschichte des großen Generals von Ziethen.“ Wir haben es hier also mit einem Vorläufer „Des Soldatenfreundes“ zu thun. Dem Leserkreise ist auch der Ton angepaßt. Als Probe möge die Stelle aus dem Vorbericht hier ihren Platz finden, in dem der Verfasser den Titel seiner Wochenschrift erklärt. „Wo gar zu viel sprechen und wo man doch auch gern seinen Senf dazu geben möchte, weils in einem rappelt und gern heraus will und nicht drinnen bleiben kann, da muß man, so artig es auch sonst ist, nicht so laut zu sprechen, seine Lunge ein wenig angreifen, daß man gehört wird. Da nun, wie bekannt, jetzt Wochenschriften groß und klein, wie sie der Hirte aus dem Thore treibt, hier herumwanken und predigen und schreien, und das alles bunt durcheinander, so glaube ich mit meinen paar einfachen Tönen gar nicht durchzudringen und ich wollte doch so gern mit meiner Stimme bis an die lieben

Landleute und Beurlaubten außer Berlin und wenns auch nur vier Meilen in der Runde wäre, reichen, was sie gern wissen mögten, mittheilen, und da kam ich denn, da ich meinen Gedanken Audienz gab, ganz natürlich auf die Lärmkanone, die, wenn der Wind darnach ist, wohl vier Meilen weit gehört wird und die Landleute zusammenruft. Ich sah im Geiste so einen alten Brummer leibhaftig vor mir, die Feder wurde die Lunte, die Neuigkeiten das Pulver, das Papier die Kartusch, der Wind, der den Knall treiben muß, daß man weit hört, wird das gute Glück, ich, der Hans Konstabel, welcher abprotzt: puff! da ist der erste Schuß! Mein Gleichniß wird keinen ärgern, es klingt wohl nicht, aber es brummt wie die Lärmkanone, von welcher es hergenommen ist, und das Ohr dieser Welt muß die Töne der Harmonika eben so gut als die Töne der Kanone ertragen lernen.“ Der Titel muß dem Herausgeber wohl besonders geistreich vorgekommen sein, denn immer wieder wird dieser Vergleich herbeigezogen, und als die Schrift mit der zwölften Nummer ihr Ende erreicht, teilt der Herausgeber als Grund dafür mit, die Lärmkanone habe nicht mehr Liebhaber gefunden, die ihre Schüsse ordentlich bezahlt hätten, weil der Brummer nicht auf alles habe hinfeuern dürfen, was nichts taugte. Ob wirklich Preßschereien oder der Mangel an Geist und Witz das Verstummen herbeigeführt haben, muß dahin gestellt bleiben. Außer der Lebensbeschreibung Ziethens, welche einen integrierenden Bestandteil jeder Nummer bildet, aber auch nicht zu Ende gekommen ist, werden mannigfache Züge aus dem Leben Friedrich Wilhelms III. mitgeteilt, durch Gedichte Ereignisse in der königlichen Familie verherrlicht, Angaben über die Stärke und Uniformierung des preußischen Heeres gegeben. Während in diesen Wochenschriften politische Ereignisse sonst nicht berührt werden, ist hier das Schreiben abgedruckt, in welchem Friedrich Wilhelm III. der französischen Republik seinen Regierungsantritt notifizierte. Einen widerwärtigen Eindruck macht es, wenn der Herausgeber seine Leser dadurch zu belustigen sucht, daß er seine — dem Publikum allerdings unbekannte — Persönlichkeit lächerlich macht. In der achten Nummer spricht Hans Konstabel die

Absicht aus, von seinem Aussehen eine Beschreibung zu geben und beginnt mit der Beschreibung seiner Nase, die er in vier Gedichten besingt. Glücklicherweise hat ihn das vorzeitige Ende seiner Wochenschrift an der Fortsetzung verhindert. In der „Chronic von Berlin“ erschienen eine männliche und eine weibliche karrikierte Figur in Holzschnitt, welche der Herausgeber Tlantlaquatlapatli als sein und seiner Frau Bildnis bezeichnet, und in der „Berliner Peitsche“ sucht Hans von Strippeknall durch Mitteilung seiner Streitigkeiten mit seiner häßlichen, keifenden Haushälterin Ursula die Leser zu belustigen. Überhaupt ist der Witz in diesen Wochenschriften, wo er sich einmal hervorwagt, platt und fade, die Satire schwächlich und albern.

Dagegen bieten diese Schriften manche kulturhistorisch interessante Schilderungen. So wird in der Zeitschrift: „Der Lauf der Welt oder Beschreibung der Winterlustbarkeiten in Berlin“ eine Beschreibung des ersten Karnevals in Berlin, besonders der am 5. Februar 1788 am Mardigras im Opernhaus getanzten Quadrillen gegeben. Daneben bringt die Zeitschrift Anekdoten, Klatschgeschichten, Litteratur und Theater betreffende Nachrichten. Bisweilen hat sie auch moralische Anwandlungen, wenn sie Aufsätze bringt wie „Etwas über den Menschen“ und „Etwas über die Beschäftigung der Menschen und über den Zweck und unterschiedliche Triebfedern derselben.“ Die bei dem Herausgeber im Selbstverlag erscheinende Fortsetzung erhält einen noch ernsteren, ja wissenschaftlichen Charakter. Die Anekdoten verschwinden und größere Aufsätze treten an deren Stelle, so: „Einige Ideen Friedrichs des Zweiten über die Unsterblichkeit der Seele aus dem Briefwechsel desselben mit Herrn von Suhm“ und „Lehrreiche Geschichte eines ehemaligen königlich preußischen Offiziers in einer merkwürdigen Beschreibung seiner im Jahre 1782 auf einer ansehnlichen englischen Flotte mitgemachter Fahrt nach der Küste Koromandel und dortigen Gefangenschaft; in Briefen an einen Freund von ihm selbst entworfen und aus der Originalhandschrift abgedruckt.“ Solche Aufsätze waren aber wohl nicht nach dem Geschmack des Publikums; es sind vielmehr die kleinen und kleinsten Interessen des gemeinen Mannes, welche in den

Wochenschriften gepflegt und behandelt werden. So beschäftigt sich die „Berliner Peitsche“ eingehend mit den Tabagien, Punsch- und Likörläden. Unter dem Titel „Gutes Bier“ berichtet der Herausgeber von einer dem Studenten unter dem Namen „Bierreise“ wohlbekannten Unternehmung; seine Erfahrungen mit den Gastwirten teilt er in dem Aufsatze „Charakterzüge einiger Tabagisten“ mit und schildert den geizigen, den aufgeklärten und den vernünftigen Tabagisten. Mehrfach erzählt er von dem Leben und Treiben in den Wirtshäusern: „Vorige Woche kam ich gegen Abend in eine angesehene Tabaschie. Ich fand in dieser einen zahlreichen Zuspruch, die meisten Gäste in Thätigkeit. Eine Partie spielte Solo, die andere Lomber, die dritte auf der Dame, die vierte Mariasche, die fünfte Pickett. Ein Theil aß Abendbrot, ein zweiter trank abwechselnd Bier und Schnaps, ein dritter rauchte eine Pfeife, ein vierter sprach über die französische Revolution, endlich ein fünfter bemühte sich, keinem Menschen ein Bischen Ehre zu lassen.“ Ein ordentlicher Bürger ging um 10 Uhr nach Hause, viele blieben aber noch bis 11 oder 12 Uhr.

Andere Zeitschriften, z. B. die „Chronic von Berlin“, berichten über die Theatervorstellungen. Der Vorliebe des Berliners für den Weihnachtsmarkt wird durch genaue Beschreibungen des Christmarktes und der Weihnachts-Ausstellungen Rechnung getragen. Um das Bild jener Wochenschriften zu vervollständigen mögen die Titel einiger Aufsätze aus denselben hier mitgeteilt werden. In dem „Zuschauer und Moqueur von Berlin“ vom Jahre 1794 stehen unter anderen folgende Artikel: „Das Osterwasser und seine Wunderkuren nebst einem Gebrauchs-Zeddel.“ „Ueber den Ruf, in welchem das Berlinische junge Frauenzimmer in der Provinz und im Auslande steht.“ „Der Staub unter den Linden.“ „Ueber Parteilichkeit auf Schulen.“

Im sechsten Bändchen der „Chronic von Berlin“ (1794) ist ein Artikel überschrieben: „Parterre-Billete-Händler vor dem Opernhause“; in der „Camera obscura von Berlin“ (1796) findet sich ein Aufsatz: „Der Chevalier Pinetti de Merci, Königlicher Hofphysiker“, welcher einen Bericht über eine Vorstellung dieses

Zauberkünstlers enthält. Eins dieser Kunststücke hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem, welchem der verstorbene Bellachini den Titel als Hofkünstler verdankte. Einer der anwesenden Prinzen wird von dem Chevalier gebeten, aufzuschreiben, daß der Chevalier Pinetti de Merci dem Prinzen 100 Dukaten schuldig sei. Die Feder, obwohl scheinbar ohne Tadel, versagt ihren Dienst, wie auch fünf andere; als dagegen der Künstler den Prinzen zu schreiben bittet, daß der Prinz ihm diese Summe schulde, schreibt die Feder augenblicklich. Ein zweiter Aufsatz dieser Zeitschrift handelt „Ueber die Erleuchtung der Gassen." Darin wird der Freude Ausdruck gegeben, daß mit dem Beleuchtungswesen Berlins eine Verbesserung beabsichtigt würde. Während nämlich Wien 6100 Wohnhäuser und 3445 Laternen, Kassel 1228 Wohnhäuser und 1013 Laternen, Halle 1576 Wohnhäuser und 600 Laternen, Göttingen 924 Wohnhäuser und 400 Laternen aufzuweisen habe, gäbe es in Berlin bei 9448 Wohnhäusern nur 2354 Laternen, so daß also in Berlin nur auf alle vier Häuser eine Laterne komme. Es sei also eine bessere Beleuchtung dringend notwendig. Hervorgehoben wird dann, daß 1679 der Anfang der Straßenbeleuchtung dadurch gemacht sei, daß aus jedem dritten Hause eine Laterne mit brennendem Licht ausgehängt wurde, und die Nachbarn darin abwechseln mußten. Im Jahre 1682 habe Kurfürst Friedrich Wilhelm die Laternen-Einrichtung auf Pfählen zu Stande gebracht, ohngeachtet sich die Einwohner damals der Kosten wegen widersetzt hätten. In Folge der mangelhaften Beleuchtung sei später bestimmt worden, daß niemand des Abends ohne Laterne auf der Straße sich sehen lasse, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, als verdächtig angehalten zu werden. Dieses Gebot sei aber bald außer Gewohnheit gekommen und am Ende so wenig geachtet worden, daß die Leute sich begnügten, eine kleine Laterne ohne Licht mit sich zu führen.

Ein Stimmungsbild aus dem Berlin vor hundert Jahren bringt dieselbe Wochenschrift in dem Artikel: „Die Industrie-Comtoirs im Lustgarten"; ich gebe ihn mit geringen Kürzungen: „Fast täglich finden sich im Lustgarten Soldaten ein und locken den Umstehenden durch ihre Tausendkünste Geld aus dem Beutel. Es ist in der That nicht uninteressant zu sehen, mit welchen Pfiffen diese Menschen die Schwäche ihres Publikums zu benutzen wissen; dieser spielt mit einem Riemen, dieser mit Bechern; jener macht sein Hokuspokus mit drey Karten, dieser mit zwey Gabeln; hier wird geknöchelt, dort pointirt man auf ein Reibeisen und einen blechernen Löffel, und fast täglich bringt einer dieser Lustgärtner eine neue Manier aufs Tapet. Die Suade der Schüler Philadelphia's, die Neugierde der Umstehenden, die Kurzsichtigkeit der Spielenden, die voreilige Schlauheit derselben, die am Ende doch getäuscht wird, dies Alles macht gewiß ein seltenes Schauspiel, und man würde oft lachen müssen, wenn sich nicht die Bemerkung aufdrängte, daß das Publikum dieser feinen Betrüger aus armen Tagelöhnern, Dienstboten und Soldaten besteht, die ihren sauern Verdienst sich hier in ihren Erholungsstunden abnehmen lassen; wie einträglich aber der Gewinn für jene ist, konnte ich nur daraus abnehmen, daß ich einen dieser Patrons in Zeit von zwanzig Minuten wenigstens 1 Thaler Gewinn nachrechnen konnte. Er saß auf einer Bank und hatte drei Karten, unter denen ein Schellen- oder, wie er ihn zu nennen beliebte, ein Schippenkönig befindlich war. Sämmtliche Karten legte er ungedeckt auf die Bank neben einander, nachdem er sie zuvor den Umstehenden mit der Bitte, auf den Schippenkönig Achtung zu geben, gewiesen hatte, und wechselte mit nicht besonderer Geschwindigkeit diese drey Karten auf der Bank durcheinander, so daß eine bald auf der rechten, bald auf der linken Seite lag, mit den Worten: Schippenkönig rechts, Schippenkönig links, Schippenkönig links, Schippenkönig rechts, Schippenkönig in der Mitte. Nun wurde mit dem Tausendkünstler parirt, wo der Schippenkönig läge; er ließ jeden auf eines dieser Blätter nach Willkür setzen, indeß parirten die meisten auf das mittelste, weil er ausdrücklich gesagt hatte: Schippenkönig in der Mitte. Aber der liebe Schippenkönig lag fast nie, wo er liegen sollte; die Umstehenden wurden hitziger, setzten höher und verlohren in der Regel immer. Trostlos und ausgebeutet schlich sich jeder davon; doch auch für seine Aufheiterung ist hier gesorgt. Ein

Mädchen begleitet von einer Violine singt seinem kummervollen Herzen Trost und Linderung. Trompeten ähnlichere Stöße habe habe ich nie aus einer Kehle gehört, als aus der dieses unmusikalischen Geschöpfes. Noch ist letzteres Industrie-Comptoir ziemlich neu etablirt und wird daher stark besucht. Das Mädchen greift sich an, als ob es das Leben gälte, alles staunt und selbst die ärmsten Kanoniere, die gewöhnlich ihr Mittagsschläfchen dort halten und von dem Geschmetter aufgeweckt werden, zollen ihr Beifall mit einem Dreyer."

Vergessen sind diese alten Wochenschriften — wer wollte sich darüber wundern? Daß sie teilweise auch verschollen sind und nicht einmal auf den hiesigen öffentlichen Bibliotheken vollzählig zu finden sind, ist dagegen zu bedauern und zu wünschen, daß, ehe es zu spät wird, von irgend einer Seite her, wo Interesse und Verständnis für diese Dinge vorhanden ist, diesem Zweige der Berlinischen Litteratur die gebührende Aufmerksamkeit und sammelnde Fürsorge gewidmet werde.

Friedrich Wilhelm Marpurg, der Herausgeber der ältesten musikalischen Wochenschrift Berlins*).

Unter den Berliner Wochenschriften des achtzehnten Jahrhunderts sind nur wenige, welche den Interessen der Kunst gewidmet sind; um so bemerkenswerter ist es, daß zu den ältesten periodischen Schriften Berlins überhaupt eine musikalische gehört. Es ist dies: Der critische Musikus an der Spree. Soweit mir bekannt geworden, sind im 18. Jahrhundert überhaupt nur noch zwei musikalische Zeitschriften in Berlin erschienen: Musikalisches Allerley von verschiedenen Tonkünstlern 1761, welches bestimmt war, „die neuesten musikalischen Versuche guter Tonsetzer in Sing-, Clavier-, Violin- und Flötenstücken

*) Zuerst gedruckt im „Bär" XIV, 285—287.

bekannt zu machen" und Musikalisches Kunstmagazin von J. Fr. Reichard 1782. Daneben befriedigten allerdings einige von den übrigen Wochenschriften die musikalischen Bedürfnisse des Publikums: so enthält die Schrift Zeitvertreib bey dem Nachtisch und Kaffeetisch einige Kompositionen von Liedern. Wer nun meinen würde, daß dieser „Critische Musikus an der Spree" uns einen Überblick über die öffentlichen musikalischen Leistungen in Berlin um 1750 gewährt, würde sich bei genauerem Zusehen sehr enttäuscht finden. Dennoch ist diese Zeitschrift in mehr als einer Beziehung sehr beachtenswert.

Sie erschien vom 4. März 1749 bis zum 17. Februar 1750 jeden Dienstag, brachte es mithin auf fünfzig Stücke. Jedes Stück kostete einen Groschen und war in Berlin an folgenden Stellen zu haben: „in der Haude- und Spenerschen Handlung; bey dem Kauffmann Hrn. Beringuier, unter den Linden; bey dem Hrn. Campen an der Ecke der Mittelstraße auf der Neustadt, nicht weit vom Stall; und bey den Herren Nürnbergern an der langen Brücke." Außerdem wurde sie in Breslau, Frankfurt a. M., Hamburg und Leipzig ausgegeben. Der Verfasser nennt sich nicht, aber sicher nicht in der Absicht, verborgen zu bleiben, sondern weil er wohl voraussetzte, daß er in den beteiligten Kreisen bekannt sei. Sonst hätte er wohl kaum den fertigen ersten Band — eben jene fünfzig Stücke, die überhaupt erschienen sind — mit einer Widmung versehen. Dieselbe lautet: „Sr. Excellenz dem Herrn Grafen von Rothenburg, Königl. Preuß. Generallieutenant von der Cavalerie, Obristen über ein Regiment Dragoner, Rittern (!) des Ordens zum schwarzen Adler, Amts-Hauptmann zu Lick, Erb- und Lehns-Herrn auf Rothenburg, Beutnitz, Pohlnisch- und Deutsch Netke rc." Der Verfasser ist denn auch nicht unbekannt geblieben, es war Friedrich Wilhelm Marpurg, wohl der bedeutendste Musikgelehrte Berlins in seiner Zeit.

Er war am 1. Oktober 1718 zu Seehausen in der Altmark auf einem Gute, dem Marpurgshof, geboren. Über seine Jugend und die ihm zu teil gewordene gründliche Ausbildung ist nichts bekannt geworden. Zum ersten Male tritt er im Jahre

1746 als Sekretär des Generals Bodenburg von Rothenburg in Paris aus der Dunkelheit hervor. In dieser Stellung war er drei Jahre und trat in dieser Zeit zu Voltaire, d'Alembert und Rameau in nähere Beziehung. Von hier ging er nach Berlin, dann nach Hamburg und bekleidete von 1763 an das Amt eines Königlichen Lotteriedirektors und Kriegsrates in Berlin. Hier starb er am 22. Mai 1795 an der Schwindsucht. Sein Wissen war sehr umfassend, erstreckte sich u. a. auch in gründlicher Weise auf die alten Sprachen. Er sprach und schrieb ein gutes Latein, und die griechischen und römischen Klassiker sollen seine tägliche Lektüre gewesen sein. Seine Hauptthätigkeit aber widmete er der Musiktheorie, deren Gebiet er mit seinen Werken beinahe vollständig umfaßte. Hierher gehört sein Handbuch vom Generalbasse und der Komposition (3 Teile 1757/58) und vor allem seine Abhandlung über die Fuge, hierher auch der Critische Musikus an der Spree.

Marpurg verdient auch dadurch unser Interesse, daß er zu den ersten Bekannten Lessings in Berlin gehört. In dem achtzehnten Stück des Critischen Musikus findet sich ein in Alexandrinern verfaßtes Gedicht „Ueber die Regeln in den Wissenschaften zum Vergnügen und besonders der Dicht- und Thonkunst", welches die Unterschrift trägt: Berlin den 28. Junius 1749. G. E. L. Jeder Zweifel über den Verfasser dieses Gedichtes wird durch den Umstand beseitigt, daß dasselbe in Lessings gesammelten Werken mit der Aufschrift abgedruckt ist: „An den Herrn Marpurg, über die Regeln der Wissenschaften zum Vergnügen, besonders der Poesie und Tonkunst." Für die freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden spricht auch der Umstand, daß in der von Marpurg herausgegebenen Sammlung „Neue Lieder zum Singen beym Clavier" (Berlin 1756) auch drei Lieder von Lessing sich finden: Nr. 2 „Ohne Liebe lebe wer kann" komponiert von Rackemann, Nr. 15 „Kleine Schöne küsse mich" komponiert von Quantz und Nr. 27 „Die Türken haben schöne Töchter" komponiert von Marpurg. Ferner findet sich in Lessings nachgelassenen Schriften ein Opernfragment „Tarantula" (Hempelsche Ausgabe XI, 2, 505). Dasselbe ist

nicht, wie dort behauptet wird und wie man aus dem Titel schließen könnte, eine Verspottung der Opern des Leopoldo di Villati, der seiner Zeit Operntexte für das Berliner Theater lieferte, sondern wendet sich (wie in der 2. Auflage der Lessingbiographie von Danzel und Guhrauer I, S. 168 angemerkt wird) gegen den damaligen Hofkomponisten, späteren Hofkapellmeister Johann Friedrich Agricola. Derselbe hatte unter dem Namen „Flavio Quirio Olibrio" 1749 zwei gedruckte „Schreiben eines reisenden Liebhabers der Musik an der Tiber an den kritischen Musikus an der Spree" herausgegeben, in denen er die von Marpurg im 1. Stück seines Journals ausgesprochene Abneigung gegen die Italiener und Vorliebe für die Franzosen angegriffen hatte. Marpurg hatte im 4., 5., 7. und 8. Stück seines „Critischen Musicus" diesen Angriff zurückgewiesen, und Lessing offenbar in diesem Streite gegen Agricola Partei genommen. In seinem Operntexte ist die Hauptperson: „Olibrio, ein närrischer Musikus", der sich unter anderm folgendermaßen äußert:

> Was hat man nicht vor Müh mit deutschen Kehlen,
> Die, wenn sie's hundertmal gehört,
> Doch hundertmal noch fehlen!
> Ihr Ochsen lernt doch einmal singen,
> Sonst wird mir's wenig Ehre bringen!

Olibrio bewirbt sich in dieser Oper um Lominte, des alten Medicus Polinello Tochter; diese ist aber niemand anders als die berühmte Sängerin der Hofoper Benedetta Emilia Molteni, die spätere Gattin Agricolas. Das Personenverzeichnis in dem Lessingschen Opernfragment schließt mit den Worten: „Wenn's möglich ist, will ich auch unserm ehrlichen Schulmeister allhier, Claus Steffen, eine Rolle geben." Welche Persönlichkeit mit diesem Namen bezeichnet wird, vermag ich nicht zu sagen*); jedenfalls hatte dieselbe in dem Streite eine Rolle gespielt, denn in der Abwehr gegen Agricolas Angriffe teilt Marpurg ein

*) Die bei Danzel und Guhrauer I, 168 ausgesprochene Ansicht, Marpurg habe sich selbst so bezeichnet, ist offenbar unrichtig, wie ein Blick in das 8. Stück des „Critischen Musikus" lehrt.

(fingiertes) Schreiben des „Unterschulmeisters und Collega secundus Claus Steffen“ an den Herrn Olibrio mit, in dem der critische Musikus getadelt, Herr Olibrio aber in einem „anagrammatischen Kettenepigramm“ gefeiert wird. Daß Lessing an einer anderen Stelle (Hamburgische Dramaturgie St. 27) Agricolas Bedeutung gern anerkennt, beweist nur, wie sehr er sich von Einseitigkeit und Parteilichkeit frei zu halten wußte. Wir wissen über Lessings und Marpurgs Verkehr wenig Zuverlässiges, was um so mehr zu bedauern ist, als Marpurg zu Lessings Freundeskreise gehörte, noch ehe dieser mit Nicolai und Mendelssohn bekannt wurde. Leider hat Marpurg seine Absicht, die Geschichte seines Lebens aufzuzeichnen, nicht ausgeführt: wir würden über ihn und seinen Umgang genauer unterrichtet sein, als dies jetzt der Fall ist. Nun sind wir auf die Mitteilungen eines Zeitgenossen, Karl Spaziers, angewiesen, der gelegentlich in der Leipziger Allgemeinen Musikzeitung II, S. 595 (1802) einige Bemerkungen über Marpurgs Charakter macht. Einiges daraus mag hier wiederholt werden: „Marpurg war ein sanguinischer, heftiger, leidenschaftlicher Mann auch noch als Greis. In seinem Hause herrschte er und das recht. Gegen seine Kinder war er höchst strenge und der kleinste Uebelstand im Hauswesen, der ihn in seiner Bequemlichkeit störte, brachte ihn augenblicklich auf . . . . Aber ein wohlappretirter Fasan, ein Schwank, wovon er voll geladen war, und die nicht immer selbst in Gegenwart der Frauenzimmer auf das Feinste gewürzt waren, machte aus ihm wieder den alten jovialen Gesellen, und alles war vorbei. Er wußte sodann nicht, wie er das alles wieder gut machen sollte . . . .

Marpurg war ein sinnlicher Mensch und gewohnt, alles von der heiteren Seite zu nehmen. Daher sein Hang zur Satire, seine Jovialität, die ihn auch bis zuletzt sehr selten verließ und die in jüngeren Jahren mitunter in die höchste Ausgelassenheit übergegangen sein muß, wovon er immer noch sammt Lessings Gemeinschaft an seinen Streifereien ins Gebiet des Jokus und der Venus Vulgivaga sehr gern und viel erzählte . . . . M. war bei allen seinen Fehlern ein gutmüthiger, freundlicher

und dienstfertiger Mann, ein Mann von honetten Sitten, der gern mit Rath und That und auch mit seinem Gelde Nothdürftige, verdient und unverdient, Dankbare und Undankbare oft über sein Vermögen unterstützte . . . . Er war ein Mann, der Verdienst schätzte und auch mit der Mittelmäßigkeit in der Kunst, wenn sie ohne Anmaßung blieb, vorlieb nahm. Mit seinem Bravo! wenn Jemand bei ihm sang oder spielte, ging er eher verschwenderisch, als haushälterisch um. Er war damit ebenso wenig karg, als mit dem Gelde. Leider hat er dadurch seine übrig gebliebene Familie nicht zum Besten berathen, daß er jedem durchreisenden Virtuosen, ja jedem Abenteurer zu Gefallen, der bei ihm einsprach, köstliche Gastereien gab, wobei gewöhnlich nichts fehlte als — Wahl der Gesellschaft. Man fand sich bei ihm wohl mit den schaalsten Menschen zusammen. Ueberhaupt war er bei aller seiner altfranzösischen Galanterie in dem etwas zurück, woran unser egoistisches Zeitalter einen Ueberfluß hat: kalte abgemessene Bedächtlichkeit (!) und herzlose Feinheit in gesellschaftlichem Umgange; ja er hing etwas sehr am Gemeinen und Sinnlichen, daher sein Hang zu Anekdoten zweideutiger Art, wodurch er sich dem gebildeteren Sinne bisweilen eben nicht liebbar machte . . . . Auch war es eine Eigenheit von ihm, die bemerkenswerth ist, sich aber aus seinem Hange zur Sinnlichkeit erklären läßt, daß er eine fast kindische Furcht vor dem Tode hatte. Es führte ihn einmal sein wohl dreißigjähriger Freund und Haus- und Tischgenosse Generalinspektor Forkert vor das Hallische Thor, und kaum erblickte er die Mauern des Kirchhofs, als er erschrocken zurückfuhr und straks umkehrte. Er wäre nie wieder dahin zu bringen gewesen. Wenn er einen Leichenwagen von fern sah, kehrte er straßenweit um, und wenn man irgend zufällig im Gespräche einer Krankheit oder des Todes erwähnte, so unterbrach er das Gespräch sogleich mit einem: Mon cher! wir wollen was anders sprechen. Er starb nach einer langwierigen Kränklichkeit ganz unvermuthet.“

Marpurgs erste musikwissenschaftliche Arbeit in Berlin war sein Critischer Musicus an der Spree. Auch wenn der Verfasser dieser Wochenschrift in der Behandlung der Kompo-

(fingiertes) Schreiben des „Unterschulmeisters und Collega secundus Claus Steffen" an den Herrn Olibrio mit, in dem der critische Musikus getadelt, Herr Olibrio aber in einem „anagrammatischen Kettenepigramm" gefeiert wird. Daß Lessing an einer anderen Stelle (Hamburgische Dramaturgie St. 27) Agricolas Bedeutung gern anerkennt, beweist nur, wie sehr er sich von Einseitigkeit und Parteilichkeit frei zu halten wußte. Wir wissen über Lessings und Marpurgs Verkehr wenig Zuverlässiges, was um so mehr zu bedauern ist, als Marpurg zu Lessings Freundeskreise gehörte, noch ehe dieser mit Nicolai und Mendelssohn bekannt wurde. Leider hat Marpurg seine Absicht, die Geschichte seines Lebens aufzuzeichnen, nicht ausgeführt: wir würden über ihn und seinen Umgang genauer unterrichtet sein, als dies jetzt der Fall ist. Nun sind wir auf die Mitteilungen eines Zeitgenossen, Karl Spaziers, angewiesen, der gelegentlich in der Leipziger Allgemeinen Musikzeitung II, S. 595 (1802) einige Bemerkungen über Marpurgs Charakter macht. Einiges daraus mag hier wiederholt werden: „Marpurg war ein sanguinischer, heftiger, leidenschaftlicher Mann auch noch als Greis. In seinem Hause herrschte er und das recht. Gegen seine Kinder war er höchst strenge und der kleinste Uebelstand im Hauswesen, der ihn in seiner Bequemlichkeit störte, brachte ihn augenblicklich auf . . . . Aber ein wohlappretirter Fasan, ein Schwank, wovon er voll geladen war, und die nicht immer selbst in Gegenwart der Frauenzimmer auf das Feinste gewürzt waren, machte aus ihm wieder den alten jovialen Gesellen, und alles war vorbei. Er wußte sodann nicht, wie er das alles wieder gut machen sollte . . . .

Marpurg war ein sinnlicher Mensch und gewohnt, alles von der heiteren Seite zu nehmen. Daher sein Hang zur Satire, seine Jovialität, die ihn auch bis zuletzt sehr selten verließ und die in jüngeren Jahren mitunter in die höchste Ausgelassenheit übergegangen sein muß, wovon er immer noch sammt Lessings Gemeinschaft an seinen Streifereien ins Gebiet des Jokus und der Venus Vulgivaga sehr gern und viel erzählte . . . . M. war bei allen seinen Fehlern ein gutmüthiger, freundlicher und dienstfertiger Mann, ein Mann von honetten Sitten, der gern mit Rath und That und auch mit seinem Gelde Nothdürftige, verdient und unverdient, Dankbare und Undankbare oft über sein Vermögen unterstützte . . . . Er war ein Mann, der Verdienst schätzte und auch mit der Mittelmäßigkeit in der Kunst, wenn sie ohne Anmaßung blieb, vorlieb nahm. Mit seinem Bravo! wenn Jemand bei ihm sang oder spielte, ging er eher verschwenderisch, als haushälterisch um. Er war damit ebenso wenig karg, als mit dem Gelde. Leider hat er dadurch seine übrig gebliebene Familie nicht zum Besten berathen, daß er jedem durchreisenden Virtuosen, ja jedem Abenteurer zu Gefallen, der bei ihm einsprach, köstliche Gastereien gab, wobei gewöhnlich nichts fehlte als — Wahl der Gesellschaft. Man fand sich bei ihm wohl mit den schaalsten Menschen zusammen. Ueberhaupt war er bei aller seiner altfranzösischen Galanterie in dem etwas zurück, woran unser egoistisches Zeitalter einen Ueberfluß hat: kalte abgemessene Bedächtlichkeit (!) und herzlose Feinheit in gesellschaftlichem Umgange; ja er hing etwas sehr am Gemeinen und Sinnlichen, daher sein Hang zu Anekdoten zweideutiger Art, wodurch er sich dem gebildeteren Sinne bisweilen eben nicht liebbar machte . . . . Auch war es eine Eigenheit von ihm, die bemerkenswerth ist, sich aber aus seinem Hange zur Sinnlichkeit erklären läßt, daß er eine fast kindische Furcht vor dem Tode hatte. Es führte ihn einmal sein wohl dreißigjähriger Freund und Haus- und Tischgenosse Generalinspektor Forkert vor das Hallische Thor, und kaum erblickte er die Mauern des Kirchhofs, als er erschrocken zurückfuhr und straks umkehrte. Er wäre nie wieder dahin zu bringen gewesen. Wenn er einen Leichenwagen von fern sah, kehrte er straßenweit um, und wenn man irgend zufällig im Gespräche einer Krankheit oder des Todes erwähnte, so unterbrach er das Gespräch sogleich mit einem: Mon cher! wir wollen was anders sprechen. Er starb nach einer langwierigen Kränklichkeit ganz unvermuthet."

Marpurgs erste musikwissenschaftliche Arbeit in Berlin war sein Critischer Musicus an der Spree. Auch wenn der Verfasser dieser Wochenschrift in der Behandlung der Kompo-

sitions- und Generalbaßlehre, die er hauptsächlich zum Gegenstand seiner Besprechungen macht, weniger Lob verdiente, als es thatsächlich der Fall ist, hätte er doch ein Anrecht auf unsere uneingeschränkte Bewunderung wegen seiner im einleitenden (1.) Stück offen ausgesprochenen nationalen Gesinnung. Er beginnt mit dem Gedanken, daß das Vorurteil, welches die schöne Musik allein in Welschland suche, allmählich in Deutschland verschwunden sei. „Die Ehrfurcht gegen die erlauchten Namen in ini und elli,“ fährt er fort, „verliert sich und die ehemals mit den schamhaften Mittelstimmen beschäftigten Deutschen haben sich bis zum ersten Platz in dem Orchestre der Fürsten erhoben“ . . . „Ich halte dafür, daß, so sehr die Eigenliebe die Welschen bisher verblendet hat, sie nunmehr den Söhnen unseres Vaterlandes Recht wiederfahren lassen müssen. Ich glaube nicht, daß sie die ungelenckigen Notenwürger, womit dasselbe vielleicht ehedessen angefüllet gewesen, einen Violinzwitschrer, einen Flötenheuler, und andern dergleichen Instrumentenhencker für unsere Virtuosen halten sollten. Ich kann mir nicht einbilden, daß sie die Clavierpaucker, die weiter nichts als eine schnarrende Murki, einen knasternden Bärentantz, oder etwan eine lahme Bierarie mit einem trommelnden Basse zu radebrechen gewohnt sind, mit den feurigen Claviziniſten unseres Landes verwechseln werden.“ Man brauche ja nur die Namen eines Händel, der Bachs, eines Graupner, Walther, Nichelmann, Hertel, Wolf, Stöltzel, Bockemeyer, Telemann, Haß, Graun und Quantz zu nennen, um jeden Zweifel an der Vortrefflichkeit deutscher Musik zu verbannen. Bei einer so großen Zahl vortrefflicher deutscher Musiker dürfte nun aber für die Singschule nur noch die deutsche Sprache verwendet werden, denn niemand dürfe behaupten, daß der Ton der deutschen Sprache zur Musik weniger geeignet sei, als der der italienischen und französischen, und daß die Schuld an unserer Muttersprache läge, wenn hin und wieder Mißgeburten zum Vorschein kämen. Wenn der Geschmack an deutschen Singspielen erst allgemein wäre, würde auch die Zahl der guten, deutschen Sänger sich vergrößern, denn die Erfahrung lehre, daß, sobald man in einem Lande den Wert einer Kunst einzusehen an-

gefangen habe, die Teile derselben auch nach und nach zur Vollkommenheit gediehen seien. Zudem werde schon jetzt die Musik in Deutschland hoch geschätzt. Die nun folgende Schilderung von der eifrigen Pflege der Musik in Deutschland darf wohl, da der Verfasser in Berlin wohnte, auf Berlin bezogen werden und deshalb hier wörtlich mitgeteilt werden: „Wie wenige finden sich unter den artigen und durch einen feinen Geschmack sich besonders unterscheidenden Personen, die nicht wöchentlich ein Paarmahl die L'ombretische mit einem Musickpulte vertauschen und einem wohlklingenden Concerte Gehör geben sollten. Es giebt ja unter den liebenswürdigen Freunden der Flöte oder der Violine die reitzendsten Exempel einer ganz besonderen Stärcke, und dürften manche mit einem Virtuosen um den Vorrang streiten. In Ansehung unsers schönen Geschlechts aber haben die zum Schertz geneigten Pariserinnen durchaus Unrecht, daß sie glauben, man wiese dasselbe zu weiter nichts an, als wie es es eine Küchenschürtze um den Leib binden und wie man etwann eine Kraftsuppe kochen müsse. Die häußlichen Angelegenheiten verhindern dasselbe im geringsten nicht, einen Geschmack an der Music zu finden, und die Mütter sehen die gründliche Erlernung derselben als einen wesentlichen Theil einer anständigen Erziehung an.“ Übrigens streift Marpurg an einer anderen Stelle (im 37. Stück) noch einmal die Musikverhältnisse Berlins. Er geht von dem Gedanken aus, daß nicht allemal ein guter Clavierspieler ein guter Organist und umgekehrt ein tüchtiger Organist auch ein tüchtiger Clavierspieler sei. Doch gebe es Beispiele, wo beides sich beisammen finde. „Wir dürfen,“ fährt er fort, „sie nicht außerhalb Berlins suchen. Wer kennet hier nicht den preißwürdigen Hein, den vortrefflichen Lehmann, unsern berlinischen Muffat, den geschickten Schale, den zierlichen Straube, Männer, die im Tempel so sehr das Herz zu rühren, als auf dem Clavier das Ohr zu entzücken wissen.“

Obgleich nun viele Meister bemüht seien, den weit verbreiteten Eifer für die Musik durch Unterricht und Schriften erfolgreich zu machen, habe er doch kein Bedenken getragen, mit seiner

Schrift hervorzutreten; sie wolle den hartnäckigen Köpfen die Wissenschaft der Harmonie und des Generalbasses in einer ungezwungenen systematischen Ordnung beibringen. Um aber der Langeweile vorzubeugen, werde er bisweilen eine Lection unterbrechen und „einige in der musicalischen Republik sich ereignende Vorfälle, herrschende Thorheiten und dergleichen zu berühren Gelegenheit nehmen.“ Und so bildet denn den Hauptinhalt des „Critischen Musicus“ die Darstellung der Kompositions- und Generalbaßlehre. Diese aber wird dem Plane entsprechend nicht selten unterbrochen, und zwar durch Einfügungen doppelter Art, teils durch kleinere selbständige oder aus dem Französischen übersetzte Aufsätze musikwissenschaftlichen Inhalts, teils durch meist fingierte Zuschriften aus dem Leserkreise. Im 14. Stücke sowie in den darauf folgenden giebt Marpurg eine Übersetzung der Grandvallschen Schrift über den guten Geschmack, im 26. einen Aufsatz über die Ausführung musikalischer Stücke, im 32.—35. einen „Versuch über die Zeugung der Intervallen, der Harmonie und der daher fließenden Melodie.“ Im 37. und 38. Stück wird eine Anleitung zu Phantasien auf der Orgel gegeben und „zu einer guten Art die Register zu verbinden,“ im 39. wird der Vorzug der gestochenen Noten vor den geschriebenen erörtert und im 40.—43. eine Übersetzung des Tractats von Bolliond de Mermer „Versuch über den Verfall des guten Geschmacks in der Musik“ mitgeteilt. Das 42. Stück enthält „Anmerkungen über den Geschmack der Italiener in der Musik,“ das 45. den Brief eines gelehrten Franzosen über die jetzige Beschaffenheit des Operntheaters in London.

Sehr zahlreich sind die Zuschriften an den Herausgeber; einige derselben, wie das Gedicht Lessings, vielleicht auch die D. Kehrum unterzeichneten Verse im 6. Stück „An den Herrn Zeisig, Organisten zu H . . . .“ sind von fremder Hand, die meisten aber sind erdichtet. Diese Veröffentlichung fingierter Briefe ist nicht etwa ein Kunstgriff, den Marpurg erfunden oder allein angewendet hat, um seiner Wochenschrift einen größeren Reiz zu geben, sondern diese Sitte erscheint auch in dem gleichzeitigen Journal von Mylius „Der Wahrsager“ und erhält sich in den Berliner Wochenschriften bis zum Ende des Jahrhunderts. Sehr scherzhaft ist im 3. Stück der Brief des „Erbherrn auf Capernaum, Friedlieb von Bethlehem“, in welcher dieser den Herausgeber um Empfehlung eines Hofmeisters bittet und die Ansprüche, die er an einen solchen macht, aufzählt. Der Brief erinnert lebhaft an die bekannte Satire Rabeners, die um dieselbe Zeit entstanden ist. Im 11. Stück schreibt ein Musenheld, daß man in seiner Vaterstadt ein wöchentliches Concert einrichten wolle, und schildert in satirisch-humoristischer Weise die Unfähigkeit der zum Mitwirken bestimmten Musiker. Einige andere Zuschriften wenden sich gegen Inhalt und Form der mitgeteilten Aufsätze und werden natürlich Anhängern Olibrios (Agricolas) zugeschrieben, die sich durch Unwissenheit und Geschmacklosigkeit auszeichnen. So setzt Marpurg seine Polemik in versteckter Weise fort, die er, wie schon oben erwähnt, in der 4., 7. und 8. Nummer seiner Wochenschrift offen gegen Agricolas Sendschreiben begonnen hatte.

Warum der Critische Musikus mit dem 50. Stück sein Ende erreichte, ist nicht bekannt. In dem Vorbericht, den Marpurg den 50 zu einem Bande vereinigten Stücken voranschickt, bedauert er, daß er dem Wunsche derjenigen, welche eine Fortsetzung des Werkes wünschten, nicht nachkommen könne. „Diejenigen,“ fährt er fort, „denen ich die Ehre habe bekannt zu sein, wissen, was für Verrichtungen, die mir zu rühmlich sind, als daß ich mich ihnen nicht hätte unterziehen sollen, daran Schuld sind. Doch so unmöglich es mir itzo ist, diese Arbeit stückweise fortzusetzen: so leicht kann es geschehen, daß ich vielleicht in kurzem einen andern Band hiezu mit einmal liefere und mich dadurch von meinem Versprechen losmache.“

Die Inschrift auf dem Denkmal des Großen Kurfürsten*).

Das Preisurteil über die Entwürfe zu einem National-denkmal für Kaiser Wilhelm I. und die daran sich knüpfende Erörterung über die Gestalt und den Platz desselben lenkt unsere Blicke jetzt mehr als bisher auf die Fürstendenkmäler Berlins. Von ihnen findet das Reiterstandbild auf der Kurfürstenbrücke sowohl seiner künstlerischen Bedeutung wie auch seiner günstigen Lage wegen besonders häufige Erwähnung. Dazu erhöht die Notwendigkeit, bei dem geplanten Umbau der Kurfürstenbrücke dasselbe von seinem Platze zu entfernen, um es nach deren Vollendung dort wieder aufzurichten, das allgemeine Interesse für dieses Denkmal. Ist es doch das volkstümlichste Fürsten-standbild Berlins. Den Grund dafür dürfen wir nicht bloß in der unmittelbaren gewaltigen Wirkung dieser Heldengestalt suchen, die mit dem Ausdruck geistiger Größe und unbeugsamer Willens-kraft im Antlitz auf kraftvollem Rosse als Sieger daherreitet. Um das Denkmal hat die Sage ihren Schleier gewoben: der Künstler, weil er bei dem Pferde die Hufeisen vergessen hatte, soll sich in die Spree gestürzt haben. Der Held selbst aber, den er dargestellt, verläßt in der Neujahrsnacht sein Postament und reitet leicht und luftig als Schattenbild durch die Straßen der Stadt; er muß Umschau halten, was seine Saat für Früchte getragen, ob Licht und Recht gedeihen, und ob seine Nachkommen die Ehre des Hauses Hohenzollern bewahren. Ihm voran eilen gespenstisch grau die altmärkischen Bauern mit der berühmten Fahne; ihm hintennach folgen die Nebelgestalten seiner Kriegs- und Friedensgefährten. Auch der kritische Sinn unserer Be-völkerung wird durch das Denkmal angeregt. Was bedeuten die vier gefesselten Riesengestalten zu seinen Füßen? Sind es die überwundenen Völker, sind es Sklaven, sind es gefesselte Leidenschaften? Dazu bietet endlich die Inschrift des Stand-

*) Zuerst gedruckt „Vossische Zeitung", 1889, Sonntagsbeilage Nr. 42.

bildes dem Gelehrten ein Problem, das endgiltig noch nicht gelöst ist. Was bezeichnen die Buchstaben L. M. Q. P. gegen Ende der Inschrift? Diese Frage wurde vor zwei Jahren in den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins auf-geworfen, auch von verschiedenen Seiten beantwortet, ohne daß jedoch, da lediglich Vermutungen einander gegenübertraten, eine Entscheidung herbeigeführt wäre. Vielleicht ist nach der Lage der Dinge eine solche überhaupt nicht möglich; doch muß auch dafür der Beweis noch erbracht werden.

Am sichersten ließe sich feststellen, was der Verfasser jener Inschrift mit den erwähnten Buchstaben hat bezeichnen wollen, wenn sich irgendwelche amtlichen Schriftstücke über die der Er-richtung des Denkmals voraufgegangenen Verhandlungen er-halten hätten. Aber weder das königliche Hausarchiv, noch das königliche Geheime Staatsarchiv besitzt nach dem mir gewordenen Bescheide Akten, die über die Bedeutung jener Abkürzung Auf-schluß gäben. Ebenso bringt K. F. von Klöden, der für seine Schrift über Schlüter nach der Vorrede zur ersten Auflage Archivalien benutzt hat, in dieser nichts zur Erklärung der In-schrift bei. Wir sind somit auf diese selbst, aus deren Zu-sammenhang die Deutung zu ermitteln wäre, und auf solche älteren Schriften über Berlin, deren Verfasser nachweislich gute Quellen benutzt haben, angewiesen. Aber weder Küster (Altes und Neues Berlin) noch Nicolai (Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam) gehen auf die Inschrift näher ein. Ja selbst die Werke, welche bald nach Errichtung des Denkmals erschienen sind und sich mit demselben beschäftigen, wie Ancillon, Le dernier triomphe de Frédéric Guillaume le Grand ou discours sur la statue équestre sur le pont neuf de Berlin (Berlin 1703) und der 16. Teil des Theatrum Europaeum (Berlin 1703), in dem sogar ein Kupferstich des Denkmals enthalten ist, lassen uns über die in Rede stehende Abkürzung in Stich. Das erste Werk, welches eine Deutung der Buchstaben L. M. Q. P. giebt, ist Gütthern, Leben und Thaten Herrn Friedrichs I., Königs von Preußen, aus bewährten Urkunden (Breslau 1750). Dort werden S. 209 die erwähnten

Buchstaben ergänzt zu Laetus Moestusque Posuit. Welcher Art die benutzten Urkunden waren, giebt Verfasser nicht an. Ohne Zweifel bezieht sich die Bemerkung auf die zahlreichen Denkmünzen aus der Regierungszeit Friedrichs I., deren Abbildungen mitgeteilt werden. Ob ihm daneben andere wichtige Urkunden zu Gebote standen, entzieht sich meiner Kenntnis. Aber auch wenn dies sicher wäre, so ist doch schon deshalb seine Erklärung mit Mißtrauen aufzunehmen, weil er die Inschrift selbst verstümmelt und willkürlich verändert wiedergiebt. Es ist deshalb nötig, seine Deutung zu prüfen, indem man sie im Zusammenhange mit der ganzen Inschrift betrachtet. Die Inschrift lautet:

DIVO FRIDERICO GVILIELMO MAGNO
S. R. I. ARCHIC. ET ELECT. BRANDEB.
SVO PATRIAE EXERCITVVM PATRI OPT. MAX. INCLYTO
QVVM INCOMPARABILIS HEROS DVM VIXIT AMOR ORBIS
AEQVE AC TERROR HOSTIVM EXTITISSET
HOC PIETATIS ET GLORIAE AETERNAE MONVM.
L. M. Q. P.
FRIDERICVS
PRIMVS E SVA STIRPE REX BORVSSORVM
AN. A. CHR. NAT. CIƆIƆCCIII.

Unzweifelhaft richtig ist in der Güttherschen Erklärung die Ergänzung des P. zu Posuit. Einmal kann das Zeitwort nicht wohl entbehrt werden, ist aber in den ausgeschriebenen Worten nicht enthalten, andererseits ist dies eine auf Inschriften gebräuchliche Abkürzung. Ebenso sicher ist die Ergänzung des Q. zu Que. Bedenken dagegen erregt die Deutung Laetus Moestus. An sich ist dies Oxymoron für eine Inschrift nicht ungeeignet, aber erstens ist es nicht wahrscheinlich, daß Friedrich I. fünfzehn Jahre nach seinem Regierungsantritt auf einem seinem Vater und Vorgänger errichteten Denkmale seine Trauer über den Tod des Vaters hätte zum Ausdruck bringen wollen, zweitens pflegen auf Inschriften nur formelhafte Ausdrücke abgekürzt zu werden. Aber weder auf Denkmälern des Altertums noch auf denen einer späteren Zeit finde ich die Formel laetus moestusque bezeugt. Somit ist Güttherns Deutung nicht ohne weiteres als richtig

anzunehmen, zumal wenn eine bessere sich finden läßt. Dazu bietet Gütthern selbst Gelegenheit. Auf S. 469 seines Buches wird eine lateinische Inschrift mitgeteilt, welche zu den Beisetzungsfeierlichkeiten König Friedrichs I. im Dom angebracht war und die (ausgeschriebenen) Worte enthielt: Divo Friderico Parenti Fridericus Guilielmus . . . Hoc Festi Doloris Theatrum Libens Meritoque Dicavit. L. M. könnte also auch Libens Merito heißen. In der That sind diese Worte auf altrömischen Inschriften häufig durch L. M. ausgedrückt. So findet sich diese Abkürzung im 5. Bande des Corpus inscriptionum latinarum neunmal und L. L. M. für Laetus Libens Merito sechsmal verzeichnet; einmal kommt auch L. P. = Libens Posuit und einmal L. M. D. = Libens Merito Dedit vor. Wer mir entgegen halten möchte, daß altrömische Abkürzungen für eine Inschrift aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts keine Bedeutung haben können, muß beachten, daß auf lateinischen Inschriften zahlreiche formelhafte Ausdrücke und Abkürzungen durch Jahrhunderte hindurch dieselben geblieben sind. Die Anfügung des Que an Merito ist allerdings ein Germanismus, der aber durch Gütthern selbst beglaubigt wird.

Somit ist mir die Ergänzung der Buchstaben L. M. Q. P. zu Libens Merito Que Posuit am wahrscheinlichsten. Andere Deutungen als diese und die Güttherniche, deren Möglichkeit nicht geleugnet werden soll, können, sobald man die Gesamtheit der Inschrift ins Auge faßt, gar nicht in Frage kommen. Und so würde die Inschrift in deutscher Übersetzung lauten:

Dem hehren Friedrich Wilhelm dem Großen | Erzkämmerer des Heiligen Römischen Reiches und Kurfürsten von Brandenburg | Seinem wie des Vaterlandes und des Heeres trefflichsten berühmten Vater | Der, ein unvergleichlicher Held, während seines Lebens die Liebe der Menschen | Aber auch ein Schrecken der Feinde gewesen war | Hat dies Denkmal der Verehrung und des ewigen Ruhmes | Gern und nach Verdienst errichtet | Friedrich | Seines Geschlechtes erster König von Preußen | Im Jahre seit Christi Geburt 1703.

Ein litterarischer Zwist auf der Berliner Hofbühne*).

Am 3. November 1800 wurde auf der Bühne des königlichen Nationaltheaters zu Berlin „Das Kamäleon", Lustspiel in fünf Akten von Heinrich Beck gegeben. Der Verfasser war der bekannte Schauspieler, der Freund Schillers und Ifflands, damals Direktor des Münchener Hoftheaters. Bereits waren mehrere seiner Stücke auf dem königlichen Nationaltheater zur Aufführung gelangt, so 1790 das Drama „Verirrung ohne Laster," 1797 das Lustspiel „Die Schachmaschine" und 1799 das Schauspiel „Die Freunde." Diese Stücke sind längst vergessen, „Das Kamäleon" dagegen hat litterarhistorische Bedeutung erhalten, denn in ihm kam der Gegensatz zweier Strömungen in der damaligen Litteratur zum Ausdruck.

Das Stück hat seinen Namen von einem jungen Mädchen, welches, wie das Kamäleon seine Farbe, seine Charaktereigenschaften scheinbar zu wechseln versteht und sich dadurch vor einer gefürchteten Heirat rettet: Irene, die Tochter des reichen Landedelmanns Barons von Breitenfeld. Sie soll Eduard, den Sohn des Grafen von Schaalheim, heiraten, damit letzterer von dem Heiratsgute dringende Gläubiger befriedigen und die Stammgüter befreien könne. Aber Eduard, ein gefühlsseliger junger Mann, hat schon gewählt, er liebt Josepha, die Tochter des verstorbenen gräflichen Haussekretärs, ihrerseits ebenfalls ein Ausbund aller Tugenden, und sperrt sich gegen eine Verbindung mit Irene. Auch Irenes Herz ist nicht mehr frei, denn sie liebt den Major von Dellau, den Freund Eduards. Dagegen tritt ihre Stiefmutter, die Baronin von Breitenfeld, mit ihrem ganzen Einfluß für diese Heirat ein. Sie hat von ihrem Manne die Einwilligung dazu zu erlangen gewußt, und dieser fühlt sich durch sein gegebenes Wort verpflichtet, obwohl er sehr bald einsieht, wie wenig eine verwandtschaftliche Verbindung mit der gräflichen Familie für ihn und seine Tochter

*) Zuerst gedruckt „National-Zeitung", 1886, Nr. 693.

geeignet ist. Auch Eduard von Schaalheim ist nicht in der Lage, dem Wunsche seines Vaters offenen Widerstand entgegenzusetzen. So versucht denn Irene, um den Fesseln einer gefürchteten Ehe zu entgehen, sich bei den einzelnen Mitgliedern der gräflichen Familie verhaßt zu machen. Dem alten Grafen gegenüber spielt sie die Naive und sagt ihm in aller Unbefangenheit die ärgsten Wahrheiten, seinem Sohne wird sie durch aufdringliche Zärtlichkeit unerträglich, die Gräfin Sondheim, ihre künftige Schwägerin, entsetzt sie durch ihr bäurisches Auftreten und den Dichter Schulberg, der als Herr von Schulberg gegen einen Freitisch zur Unterhaltung beiträgt, bringt sie durch boshafte Bemerkungen außer Fassung. Dieser Schulberg, ein Verkommener, der in Portchaisen und Schilderhäusern übernachtet und in beständiger Schuldennot sich befindet, hat sich mit vier anderen Litteraten zum gegenseitigen Loben und zur Vernichtung feindlicher Autoren verbunden; er gewinnt durch plumpe Schmeicheleien die Gunst der Baronin von Breitenfeld, die um jeden Preis für einen Schöngeist gelten will. Sie verspricht, seine Schulden zu bezahlen, und verabredet mit ihm sogar eine heimliche Zusammenkunft in dem gräflichen Bibliothekssaal, um hier mit ihm „den Plan aufzusetzen, wie ihr Haus und ihre Gegend eine bessere Kultur empfangen" und sie mit dem Dichter künftig „den Künsten und der Freundschaft ganz leben könne." Dabei werden sie überrascht, und der Baronin wird so die fernere Mitwirkung in der Heiratsangelegenheit unmöglich gemacht. Der Graf aber ist durch Irenes Verstellung gegen die Heirat eingenommen und kommt den Bemühungen des Barons von Breitenfeld, der nunmehr seinerseits die Zugeständnisse hinsichtlich der Verbindung zurücknehmen möchte, bereitwillig entgegen, ja, er ist nicht abgeneigt, in die Heirat seines Sohnes mit Josepha zu willigen, als ihm Breitenfeld die Hälfte des ausgesetzten Heiratsgutes großmütig als Darlehn anbietet. Irene wird mit Dellau verlobt.

Das Lustspiel gefiel sehr, besonders fand Ifflands „Breitenfeld" großen Beifall. Doch scheinen die mit den litterarischen Verhältnissen vertrauten Zuschauer nicht zweifelhaft gewesen zu

sein, daß mit der Rolle des Schulberg ein Angriff auf die Romantiker, besonders auf Ludwig Tieck beabsichtigt worden sei. Jedenfalls erfuhr Tieck von dieser Auffassung und wohnte der Aufführung des Lustspiels bei. Er fand, daß diese Vermutung der thatsächlichen Grundlage nicht entbehre, zumal als er hörte, daß bei der zweiten Aufführung die Rolle Schulbergs mehrfach gekürzt sei. Nun begab er sich zu Iffland, trug ihm die Angelegenheit vor und bat seinen Besuch nicht als Bitte oder Klage aufzufassen, aber ihm durch Überlassung des Manuskriptes Gelegenheit zur Prüfung zu geben. Als im weiteren Verlauf des Gesprächs Tieck versicherte, daß er selbst die Angriffe am lebhaftesten empfunden, weil er sie am besten eingesehen, bot Iffland freiwillig die Unterdrückung des Stückes an, mit der Versicherung, daß von ihm niemand ihre Unterredung erfahren sollte. Tieck antwortete nur mit der wiederholten Bitte, seinen Besuch nicht als Klage oder Bitte um dergleichen anzusehen. „Ich fügte,“ sagte er, „nichts weiter hinzu, weil ich das Rechte, was sich hierauf gehörte, nicht antworten konnte, und das Unrechte nicht antworten wollte.“ Schließlich mußte Iffland zugeben, daß die Schlegels allerdings mit der Rolle Schulbergs gemeint sein könnten, auf Tieck könne man die Rolle aber nur deuten, wenn man seine Verdienste nicht kenne. Als nach dieser Unterredung die Übersendung des Manuskripts nicht erfolgte, bat Tieck in einem Briefe Iffland noch einmal um dasselbe und fügte hinzu: „Ich ersuche Sie aber noch einmal, meinen neulichen Besuch nicht als eine Klage anzusehen, noch weniger meinetwegen das Stück zu unterdrücken, da es so sehr gefallen hat, und Sie also der Kasse einen Schaden zufügen würden: ich könnte auch auf keine Art dies mit Dank anerkennen, denn Sie werden nun wohl einsehen, daß von unserer Seite etwas darüber gesagt werden muß. Diese Bemühung habe ich nun auf mich genommen.“ Iffland erwiderte unter anderem: „Ich wiederhole Ihnen, daß ich mich völlig überzeugt halte, wie weder auf Sie, noch irgend jemand, der durch die Würde, welche den Gelehrten ankündigt, sich bewährt, mit dieser flachen Karikatur hat können gedeutet werden sollen. Daher sehe ich auch nicht ein, weshalb, wie Sie mir schreiben, von Ihrer Seite etwas gesagt werden müßte. Vielmehr glaube ich, daß Mißverstand, den, wie Sie sagen, Einzelne genommen haben sollen, durch jede öffentliche Erklärung allgemeines Mißverständnis geben kann. Das von Ihnen neulich und gestern wiederholt zur Durchsicht verlangte Manuscript wird von mir einzig in der Rücksicht verwilligt, damit Sie sich überzeugen können, daß keine Beziehung darin vorkomme, die ein Gelehrter von gutem Bewußtsein auf sich zu deuten Ursache habe.“ Er verwahrt sich ausdrücklich gegen Tiecks Anspruch, daß das Stück, an dem ja der Dichter vor dem Druck noch ändern könne, was ihm beliebt, und wovon, bis er diesen Druck veranstalte, durch das Sehen der Vorstellung und nicht durch kaltes Lesen geurteilt werden solle, einer Prüfung unterworfen werde, für welche es noch der Dichter selbst nicht für reif halte. Tieck war über diesen Brief sehr aufgebracht und wiederholte in einem langen Schreiben die Einzelheiten ihrer ersten Unterredung über den Gegenstand und zeigte, wie Ifflands damalige Äußerungen mit den Auslassungen des letzten Briefes im Widerspruch stünden. „Sie haben,“ fährt er fort, „mir das Stück zugesandt, und ich glaube allerdings noch mehr als zuvor die Persönlichkeiten, die bestimmten pasquillantischen Persönlichkeiten, drinnen gefunden zu haben, denen es nur an Schärfe und Verstand fehlt, um eine Tendenz zu erfüllen, zu der sich Niemand, am wenigsten ein Künstler, sollte gebrauchen lassen. Ich komme auf unser Gespräch zurück, und erinnere Sie wieder, daß Sie mir zugaben, der Verfasser sei entweder dumm (ich werde leider wieder grob genannt werden), indem er eine Karrikatur von uns, den fünfen der Parthei, zeichnen wollte, und sie ihm aus Unverstand zum moralischen Pasquill wurde: oder — und hierzu schweigen Sie wenigstens still — es geschah dies mit Absicht, und dann war er boshaft, und selber derjenige, den er darstellen wollte. Jetzt nennen Sie ihn Ihren älteren Freund, ich habe den Verfasser nicht so gekannt, sonst hätte ich Ihnen das nicht selbst gesagt und müßte es nicht jezt wiederholen, doch was ich mündlich gesprochen, darf ich auch wohl schreiben, wir

wollen also beide zu seinem eignen Besten annehmen, er sei dumm, und das ist mir selber sehr wahrscheinlich.“ Über die Bedingung, unter der er mit Ehren schweigen könnte, sagt er: „Das Stück liegen zu lassen, ist das Wenigste, sondern öffentlich entweder in der Zeitung oder auf den Anschlagezetteln sich von jedem persönlichen Angriffe lossagen und jeden, der sich beleidigt halten dürfte, wegen des Pasquills um Verzeihung zu bitten, da Sie vorher das Ungeziemende davon nicht eingesehen.“

Ifflands Antwort auf dieses Schreiben vom 22. November 1800 beginnt mit der Auseinandersetzung, daß die Thorheiten und Laster, welche auf der Bühne lächerlich gemacht würden, überall zu Hause seien, und daß die Forderung unerhört wäre, wegen einer Person, die sich getroffen fühlte, die Aufführung zu unterbrechen. „Urtheilen Sie folglich,“ fährt er fort, „was ich empfinden mußte, als ein Mann Ihrer Art zu mir kam und mir klagte, der elende Schulberg werde auf ihn gedeutet. Ich konnte Sie in diesem Augenblick nur für krank halten und wünschen, man hätte Sie lieber an einen Arzt, als an mich gewiesen. Indessen behandelte ich Sie wie einen achtungswürdigen Kranken, dessen man schont, wenn man ihn nicht zu heilen versteht.“ Er habe ihn durch Widerspruch nicht ohne Not reizen wollen und deshalb seiner wiederholten Zudringlichkeit soviel nachgegeben, daß gewisse übertriebene Ausdrücke Schulbergs die Sprache Friedrich Schlegels nachzuahmen schienen. Tieck freilich sei mehr als je von der Stimmung entfernt, auf die Nachsicht und Mäßigung heilsam wirken, aber seiner selbst wegen könne er diese doch nicht aus den Augen setzen, und so erkläre er denn: „Sie sind nicht Schulberg, und keiner Ihrer Freunde ist es. Keiner von Ihnen schmeichelt sich für adlich zu gelten, ohne geadelt zu sein, keiner von Ihnen kriecht, schmarozt und borgt von kleinen Großen, keiner macht einem thörichten alten Weibe den Hof, um sich vor Pfändungen der Juden zu sichern, keiner von Ihnen verlebt seine Nächte in leeren Schilderhäusern und Portchaisen. Gott verhüte, daß es unmöglich werden sollte, einen pöbelhaften Schmierer und seine Rotte aufzustellen, ohne das Ideal dazu von Ihnen und Ihren Freunden zu entlehnen.“

Ja, Iffland versteigt sich zu der Behauptung: „Ihre literarische und physische Existenz, vielleicht sogar Ihr Name ist dem Verfasser des Chamäleons gänzlich unbekannt“ Der Brief schließt mit den Worten: „Gehen Sie mit Ihrer bessern Seele zu Rathe. Sehen Sie zu, ob Sie es für sich verantworten könnten, den Schulberg auf sich und Ihre Freunde zu deuten. Ich werde es für mich nie verantworten noch veranlassen.“ (Vergl. Teichmanns Litterarischer Nachlaß, herausgegeben von Franz Dingelstedt.)

Der Ton des Briefes ist so überzeugt und überzeugend, das man meinen könnte, Tieck habe wirklich in übertriebener Empfindlichkeit einen Angriff vermutet, wo keiner stattgefunden hatte. Diese Auffassung scheinen noch verschiedene Umstände zu unterstützen. Dasselbe Stück wurde später in Detmold benutzt, um Grabbe lächerlich zu machen. Dieser hatte in einem Provinzialblatt das Personal der Detmolder Bühne scharf mitgenommen und bei Lortzing, dem späteren Komponisten, von markörmäßiger Gewandtheit, bei einem anderen Schauspieler von der Dickfaust des Dramas gesprochen. Darauf rächte man sich dadurch, daß der Schauspieler Pichler bei der Aufführung des „Kamäleon“ den Dichter Schulberg in der Maske Grabbes spielte. Er erschien mit der hohen Stirn, dem bis auf den Kopf zurückgewichenen blonden Haar, dem rötlichen Backenbart und dem zurückgebogenen Mund und Kinn. Es fehlte auch nicht die Brille auf der Stirn, der Regenschirm unter dem Arm und die Gewohnheit, das rote Schnupftuch in der Hand zusammenzudrücken, so daß man allgemein im Parterre ausrief: „Grabbe, Grabbe!“ Dieser war gerade im Theater und geriet über diesen Angriff außer Fassung. Dieser Vorgang hat jedoch nur geringe Beweiskraft, zumal da sich gar nicht feststellen läßt, welche Änderungen etwa bei der Aufführung in Detmold mit jenem Lustspiele vorgenommen waren. Auch der Umstand, daß Tieck es unterließ, seinen Vorsatz auszuführen und sich und seine Freunde gegen die Angriffe der litterarischen Gegner zu verteidigen, ist nicht entscheidend, denn Tieck ließ sich gern Zeit bei seinen Arbeiten und war oft nur durch das Drängen der

Freunde oder des Verlegers zu bewegen, ein angefangenes Werk zu vollenden. Was Wunder, das er, als der erste Zorn verraucht war, es unterließ, die Streitschrift druckfertig zu machen, obwohl sie nahezu vollendet war. Dennoch ist sie in die Öffentlichkeit gekommen bei der Herausgabe der nachgelassenen Schriften Tiecks durch R. Köpke. Im zweiten Teile derselben findet sich der Aufsatz: „Bemerkungen über Parteilichkeit, Dummheit und Bosheit bei Gelegenheit der Herren Falk, Merkel und des Lustspiels Chamäleon. An diejenigen, die sich unparteiisch zu sein getrauen.“ Dieser Aufsatz zusammen mit dem gedruckt vorliegenden Lustspiel und dem in der Bibliothek der königlichen Theater aufbewahrten und seiner Zeit durch die Güte des verstorbenen General-Intendanten Herrn von Hülsen mir zugänglich gemachten Souffleurbuch ergeben deutlich, daß Tieck damals sich im Recht befand und über Ifflands Verfahren wohl aufgebracht sein durfte. Allerdings ist das ursprünglich von Heinrich Beck der Generalintendanz eingereichte Manuskript des Lustspiels „Kamäleon“, welches von Iffland Tieck und A. W. Schlegel zur Durchsicht überlassen worden war, in der Bibliothek der königlichen Bühne nicht mehr vorhanden, vielmehr stimmte das mir zur Verfügung gestellte Souffleurbuch genau mit der Fassung des Lustspiels überein, in der es später Beck durch den Druck veröffentlichte (Frankfurt, 1803). Aber aus Tiecks Streitschrift vermag man sich mit Hinzunahme des gedruckten Lustspiels ohne Mühe eine Vorstellung von der ursprünglichen Form des Stückes zu verschaffen. In dieser befanden sich, wie eine Vergleichung lehrt, mehrere offenbar gegen die Romantiker gerichtete Stellen, die später gestrichen wurden. So rühmte sich Schulberg, daß ihrer Fünf den „Wahrheitsrachen“, ein Journal „von grobem impertinenten Ton“ und monatliche Kritiken über Theaterdichter herausgäben. Tieck deutet ersteres auf das „Athenäum“, das andere auf Bernhardis Recensionen im „Archiv der Zeit.“ Ferner trat ein Buchführer auf, der Schulberg einen Vorschuß von hundert Thalern gegeben hat, dadurch verarmt ist und auf der Bühne sein Leid klagt. Diese Person, die vielleicht auf Nicolais Verhältnis zu Tieck gedeutet werden sollte, ist bei der späteren

Bearbeitung aus dem Stück geschwunden. An anderen Stellen hielt es der Verfasser für geboten, durch Abänderung der ursprünglichen Fassung die darin enthaltenen Angriffe abzuschwächen. Aus den „Romantischen Dichtungen“ des Schulberg, die direkt auf Tieck hinwiesen, wurde in der veränderten Form „Till Eulenspiegel, eine romantische Dichtung.“ Schulberg will in der ersten Fassung nur einen deutschen Schriftsteller als einen großen Mann gelten lassen und deutet mit dieser Äußerung auf die Vorliebe der Romantiker für Goethe. Dieser Zug ist später ebenfalls verwischt, indem statt des einen, zwei deutsche Schriftsteller gesetzt sind. Nach Tiecks Bericht klopft der Baron von Breitenfeld, der Biedermann, wie ihn jener beständig nennt, als er Schulberg's Äußerung, Gellert sei kein Genie, hört, auf die Taschen und schreit: „Er war ein ehrlicher Mann.“ Im gedruckten Lustspiel fehlen diese Worte. Vielleicht war auch diese Stelle „dem extemporisirenden Genie Iffland's zu danken,“ wie es Tieck von einer andern mitteilt, wo der Biedermann Schulberg mit Hunden vom Hofe hetzen lassen will. Die auf Gellert bezüglichen Äußerungen haben übrigens eine Änderung erfahren, die wohl nicht aus der Absicht, die Angriffe auf die Romantiker abzuschwächen, hervorgegangen war. Der Baron von Breitenfeld ist in der ersten Fassung des Lustspiels für Gellerts „Schwedische Gräfin,“ in der Umarbeitung für dessen Fabeln, begeistert, die er fünfzig Mal gelesen hat. Nur wenige Züge enthält die spätere Bearbeitung, die, schon in der ersten vorhanden, gegen die Romantiker gerichtet waren. Ihrer Fünf haben sie sich zusammengethan, und Einer beleuchtet die Kraftstücke des Anderen. Sie lassen nichts aufkommen, und haben besonders einen Kritiker (Bernhardi) bei sich, „der für nichts erröthet.“ Schulberg hat unter dem Namen Peter Walker „Die frohen Abende für fühlende Seelen“ geschrieben. Tieck hatte unter dem Namen Peter Lebrecht Volksmärchen herausgegeben. Der der Baronin von Breitenfeld von ihrem Pfarrer empfohlene Roman „Clorinde“ der in der ersten Fassung des Lustspiels übrigens „Lorraine“ hieß, ist das von Schleiermacher verteidigte Werk Friedrich Schlegels „Lucinde.“ Schulberg hat an Iff-

lands und Kotzebues Stücken nicht für einen Heller Gutes gelassen. Sein Vetter hat auf Schulbergs neueste romantische Dichtung Sonette gemacht, wie Tieck im „Poetischen Journal" unter dem Titel „Erinnerung und Ermunterung" zwanzig Sonette an Freunde veröffentlicht hatte. So konnten sich auch durch die gemilderte Form des Lustspiels, in der dasselbe später noch häufig gegeben wurde, die Romantiker angegriffen fühlen, und wie Tieck noch in späterer Zeit darüber dachte, zeigt eine Äußerung in seinen „Kritischen Schriften." Er schreibt: „Darmstadt, den 10. Juni (1825). Hier sah ich unglücklicherweise die schwache Darstellung eines schwachen Stückes. Das Kamäleon wurde nämlich gegeben."

Es kann nach diesen Ausführungen nicht zweifelhaft sein, daß Iffland sich in dieser Sache nicht ganz offen gegen Tieck gezeigt hat. Wenn sich auch die Beschuldigung, Iffland habe dem Verfasser für die Rolle des Schulberg mancherlei Winke an die Hand gegeben, nicht beweisen läßt, so wurde doch das Stück, welches in seiner ursprünglichen Form deutliche Angriffe gegen die Romantiker und, worüber Tieck sich besonders beklagte, gegen seine Ehrenhaftigkeit enthielt, von Iffland zur Aufführung angenommen, für ein Honorar von 128 Thaler 8 Groschen, und von ihm selbst einstudiert. Tieck hebt in seiner Streitschrift hervor, daß die Gegner ihre Angriffe in doppelter Form hätten vorbringen dürfen. Entweder durften sie einen verkommenen Menschen, „einen unverhohlenen Lump" auftreten lassen, der alle möglichen Niederträchtigkeiten begehen und bei jeder Gelegenheit Reden aus dem „Sternbald," dem „Athenäum," den „Romantischen Dichtungen" deklamieren konnte. Oder man ließ die Romantiker persönlich auftreten „in allem Kontrast mit der umgebenden Theaterwelt" und erlaubte sich bei der Vorführung ihrer Personen solche Übertreibungen, daß sie lächerlich werden mußten. Indem der Verfasser des Lustspiels beide Arten vermischte, schuf er ein Pasquill. Wir unterschreiben darum R. Hayms Urteil in seinem Werke „Die romantische Schule": „Die Satire war hier zum Pasquill, die Witzlosigkeit zur Denunziation geworden. Es war an diesem

Stück recht handgreiflich deutlich geworden, wie die biedermännische Tendenz der von Iffland gepflegten dramatischen Richtung nicht nur die Poesie, sondern auch die vielgepriesene Humanität und Sittlichkeit selbst aufhebe." Iffland durfte ein solches Stück nicht auf die Bühne bringen, am allerwenigsten auf die des Nationaltheaters; wenn er es aber that, mußte er für dasselbe eintreten und den Angriff eingestehen. Der deutlichste Beweis für die aggressive Richtung des „Kamäleons" ist in dem Umstande zu finden, daß die Verwaltung des königlichen Nationaltheaters sich veranlaßt sah, die ursprüngliche Form des Lustspiels zu unterdrücken und dasselbe in der späteren, bedeutend zahmeren Fassung forthin zur Aufführung zu bringen. Allerdings war Iffland von den Romantikern heftig genug gereizt und angegriffen worden. Tieck, die beiden Schlegel, Bernhardi und Brentano hatten ihn alle mehr oder weniger geärgert. Schon sein 1791 zur Krönung des Kaisers Leopold II. verfaßtes vaterländisches Schauspiel „Friedrich von Oesterreich" war von Aug. Wilh. Schlegel in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" einer ungünstigen Besprechung unterzogen worden. Einen offenbaren Rückschritt aber in der dramatischen Produktion Ifflands verzeichnete A. W. Schlegel bei der Anzeige der drei Ifflandschen Schauspiele „Dienstpflicht," „Das Vermächtniß," „Der Zimmermeister oder die Advokaten" in der „Allgemeinen Literaturzeitung" und endigte seine Besprechung mit einer unzweideutigen Verdammung der Familiengemälde in Ifflandscher Manier. Ärger noch hatte ihm Tieck mitgespielt. Nachdem er zuerst in der „denkwürdigen Geschichtschronik der Schildbürger in zwanzig lesenswerthen Kapiteln" die damaligen Beherrscher der Berliner Bühne, Kotzebue und Iffland, ohne sie zu nennen, als Dichter verspottet hatte, setzte er im „Gestiefelten Kater" Ifflands schauspielerische Leistungen und ihre Würdigung durch Böttigers Buch „Entwicklung des Ifflandischen Spiels in vierzehn Darstellungen auf dem Weimarischen Hoftheater im Aprilmonat 1796" herab. Auch August Friedrich Bernhardi hatte durch seine Kritiken über das Berliner Theater im „Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmackes" sich allmählich Ifflands Unwillen

Unwillen zugezogen und glaubte deshalb den im Ifflandischen Schauspiele „Die Höhen“ auftretenden Journalisten auf sich deuten zu müssen. Er verspottete nun in einer Posse „Sebald oder der edle Nachtwächter“ in den „Bambocciaden“ Ifflands rührende Familiengemälde und bezeichnete seine Manier mit dem Namen „Iffländerei.“ Schließlich hatte es auch Clemens Brentano im ersten Bande seiner „Satiren und poetischen Spiele“ nicht an feindlichen Bemerkungen gegen Iffland fehlen lassen.

Die gewünschte und beabsichtigte Wirkung hatte das „Kamäleon“ nicht: die Gegner wurden keineswegs vernichtet. Die von Bernhardi im letzten Hefte des „Archivs der Zeit“ angekündigte Gegenschrift Ludwig Tiecks erschien allerdings nicht; an Stelle des Zorns trat bei Tieck Verachtung. Bernhardi aber setzte den Kampf fort, in der Vierteljahrsschrift „Kynosarges,“ von der nur ein einziges Stück erschien, veröffentlichte er folgendes Spottgedicht auf Iffland:

Der Künstling.

Ich lege jährlich viel dramat'sche Eier,
Zu zücht'gen streng der Zeiten böse Sitten;
Verschwendung, Luxus wird von mir bestritten,
Denn alles ist jetzt mäßig theuer.

Es putzt sich jedes, liebelt, sucht sich Freier,
Einfach zu sein möcht' ich gehorsamst bitten.
Du häuslich Glück wohnst nur in Bauerhütten,
Und Du seist ewig meine alte Leier.

Es werde mir die Bühne zum Katheder,
Ich schreite auf ihr zierlich hin und wieder,
Gepanzert heut', als edler Hofrath morgen.

Wie ich dem Volke nütze, sieht ein jeder,
Ich mach's gewissenhaft, deutsch, gerade, bieder,
Und präg' ihm ein den Spruch: Du sollst nicht borgen.

Es war eine seltsame Fügung des Schicksals, daß Tieck in seinem Greisenalter auf die Bühne, von welcher herab im Anfang seiner litterarischen Laufbahn dieser Angriff auf ihn und seine Freunde erfolgt war, durch Friedrich Wilhelms IV. Huld

bestimmenden Einfluß erhielt und hier seinen „Gestiefelten Kater,“ der nicht die letzte Veranlassung für die Entstehung des „Kamäleon“ gewesen war, am 20. April 1844 zur Aufführung brachte.

Ludwig Tieck am Hofe Friedrich Wilhelms IV.*)

Mitteilungen aus den Akten des Königlichen Geheimen Staats-Archivs zu Berlin.

Am 7. Juni 1840 hatte Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestiegen. Von dem Fürsten, der schon als Kronprinz sein reges Interesse für Kunst und Wissenschaft bethätigt hatte, durfte man mit Recht erwarten, daß er auch als König seine Sorge diesen Gebieten in hohem Maße zuwenden würde. Was Wunder also, wenn auch derjenige Mann, der aus Berlin gebürtig, schon früher mehrfach den Versuch gemacht hatte, in seiner Vaterstadt einen seinen Fähigkeiten und Neigungen angemessenen Wirkungskreis zu erhalten, wenn Ludwig Tieck sich dem Könige zu nähern suchte. Am 2. August 1840 sandte er ein Exemplar seines eben erschienenen Romanes Vittoria Accorombona an den König mit folgendem Briefe:

Allerdurchlauchtigster, großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr!

Bis jetzt habe ich es nie gewagt, einem Verehrer irgend eines meiner Werke zuzueignen oder auch nur zu überreichen, weil mir dazu der Muth und außerdem, ich möchte sagen, das Gefühl einer geistigen Verwandtschaft fehlte, welche die Kluft zwischen hoch und niedrig ausfüllen muß, um sich mit vollem Vertrauen nähern zu können.

*) Zuerst gedruckt „Vossische Zeitung“, 1885, Sonntags-Beilage Nr. 26—28.

Eure Königliche Majestät haben seit Jahren einen solchen Scharfsinn in Beurtheilung alles Edlen, eine solche Begeisterung für alles Gute und Schöne gezeigt, daß die Begriffe von König, Staatsmann, Dichter und Künstler zusammenfliessen. Sie haben sich endlich über meine eigenen Schriften stets mit so gütiger Nachsicht geäußert, daß ich, als gebohrner Berliner, meinem Könige und geistigen Schutzherrn mein neustes größeres Werk den anliegenden Roman Vittoria Accorombona zu überreichen wage.

Vielleicht hätte ich mir in meinem hohen Alter eine Aufgabe nicht stellen sollen, deren Lösung nicht bloß die Kraft, sondern auch die kühne Rücksichtslosigkeit der Jugend erforderte; indessen darf Italien gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts nicht nach dem Maaßstabe unserer Zeit (oder vielmehr unsers glücklichen, wohlgeordneten Vaterlandes) geschildert und beurtheilt werden.

Mit der größten Verehrung und Dankbarkeit

Ew. Majestät unterthänigster L. Tieck.

Dresden, den 2. August 1840.

Wenige Tage darauf erfolgte die Antwort des Königs, welche eine Einladung nach Berlin enthielt:

Mein lieber Tieck. Ich habe Ihren Roman und Ihre ihn begleitenden Zeilen mit vieler Freude erhalten und sage Ihnen dafür meinen besten Dank, jetzt nur noch schriftlich, aber hoffentlich bald mündlich, denn ich sollte denken, es müßte Ihnen Freude machen, Berlin einmal wiederzusehen und sich denen zu zeigen, die Sie schätzen und lieb haben.

Ich sehne mich danach, einmal wieder etwas von Ihnen vorlesen zu hören, und wenn Sie einen Roman haben schreiben können, welcher die kühne Rücksichtslosigkeit der Jugend, wie Sie mir schreiben, erforderte, so werden Sie eine Reise von Dresden nach Berlin nicht für einen Vorschlag halten, dem Ihre Kraft nicht gewachsen wäre. Mit der wohlwollendsten Gesinnung stets Ihr Friedrich Wilhelm.

Sanssouci, den 8. August 1840.

An den Hofrath L. Tieck in Dresden.

Der König hatte in der That die Absicht, Tieck, wenn nicht dauernd zu berufen, so ihn doch als Gast an seinem Hofe zu empfangen. Darauf bezügliche Eröffnungen machte dem Dichter bald nach Eintreffen des Königlichen Antwortschreibens der preußische Gesandte in Dresden, Jordan. Zu gleicher Zeit bewilligte ihm der König eine jährliche Pension von 1000 Thalern, zahlbar vom 1. Januar 1841 ab, und außer diesem 100 Friedrichsdor Reisegeld nach Potsdam.

Weil aber, wie es in der Kabinetsordre vom 5. September heißt, der König ihm schon in dem laufenden Jahre eine Vermehrung seiner Einnahmen verschaffen wollte, bestimmte er, daß ihm am 1. Oktober aus seiner Schatulle 250 Thaler gezahlt würden und bei Übersendung derselben Tieck von seiner Willensmeinung in Kenntnis gesetzt würde. Dieses große Wohlwollen, welches der König ihm entgegenbrachte, machte ihm den Gedanken, nach Berlin zu gehen, zu einer angenehmen Aussicht. Als am 15. Oktober zugleich das Huldigungsfest und der Geburtstag des Königs gefeiert wurde, verfaßte Tieck für die Festvorstellung im Schauspielhause den Prolog.

Noch in demselben Jahre erging — wahrscheinlich auf Veranlassung des Königs — durch den Geheimen Kabinetsrat Dr. Müller an Tieck die Bitte um ein Gutachten über eine neue Oper. Nur die Antwort Tiecks liegt vor und lautet folgendermaßen:

Verehrter Herr Geheimrath!

Ich bin außerordentlich beschämt, daß ich Ew. Hochwohlgeboren nicht alsbald nach Empfang Ihres geehrten Schreibens geantwortet habe. Sie werden es aber auch wohl erlebt haben, daß es Tage und Wochen giebt, in denen man so überrannt und immerdar gestört wird von kleinen Geschäften, unabweislichen Besuchen und Störungen aller Art, daß man geradezu verzweifeln möchte, und eben dann gar nichts, auch das kleine nicht ausrichten kann. Nachher war ich einige Zeit unpaß ja krank, wie denn alljährlich der Uebergang zum Winter mir eine unheilbringende Zeit ist. Schmerzen, Schlaflosigkeit, aufgeregte

Eure Königliche Majestät haben seit Jahren einen solchen Scharfsinn in Beurtheilung alles Edlen, eine solche Begeisterung für alles Gute und Schöne gezeigt, daß die Begriffe von König, Staatsmann, Dichter und Künstler zusammenfliessen. Sie haben sich endlich über meine eigenen Schriften stets mit so gütiger Nachsicht geäußert, daß ich, als gebohrner Berliner, meinem Könige und geistigen Schutzherrn mein neustes größeres Werk den anliegenden Roman Vittoria Accorombona zu überreichen wage.

Vielleicht hätte ich mir in meinem hohen Alter eine Aufgabe nicht stellen sollen, deren Lösung nicht bloß die Kraft, sondern auch die kühne Rücksichtslosigkeit der Jugend erforderte; indessen darf Italien gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts nicht nach dem Maaßstabe unserer Zeit (oder vielmehr unsers glücklichen, wohlgeordneten Vaterlandes) geschildert und beurtheilt werden.

Mit der größten Verehrung und Dankbarkeit

Ew. Majestät unterthänigster L. Tieck.

Dresden, den 2. August 1840.

Wenige Tage darauf erfolgte die Antwort des Königs, welche eine Einladung nach Berlin enthielt:

Mein lieber Tieck. Ich habe Ihren Roman und Ihre ihn begleitenden Zeilen mit vieler Freude erhalten und sage Ihnen dafür meinen besten Dank, jetzt nur noch schriftlich, aber hoffentlich bald mündlich, denn ich sollte denken, es müßte Ihnen Freude machen, Berlin einmal wiederzusehen und sich denen zu zeigen, die Sie schätzen und lieb haben.

Ich sehne mich danach, einmal wieder etwas von Ihnen vorlesen zu hören, und wenn Sie einen Roman haben schreiben können, welcher die kühne Rücksichtslosigkeit der Jugend, wie Sie mir schreiben, erforderte, so werden Sie eine Reise von Dresden nach Berlin nicht für einen Vorschlag halten, dem Ihre Kraft nicht gewachsen wäre. Mit der wohlwollendsten Gesinnung stets Ihr Friedrich Wilhelm.

Sanssouci, den 8. August 1840.

An den Hofrath L. Tieck in Dresden.

Der König hatte in der That die Absicht, Tieck, wenn nicht dauernd zu berufen, so ihn doch als Gast an seinem Hofe zu empfangen. Darauf bezügliche Eröffnungen machte dem Dichter bald nach Eintreffen des Königlichen Antwortschreibens der preußische Gesandte in Dresden, Jordan. Zu gleicher Zeit bewilligte ihm der König eine jährliche Pension von 1000 Thalern, zahlbar vom 1. Januar 1841 ab, und außer diesem 100 Friedrichsdor Reisegeld nach Potsdam.

Weil aber, wie es in der Kabinetsordre vom 5. September heißt, der König ihm schon in dem laufenden Jahre eine Vermehrung seiner Einnahmen verschaffen wollte, bestimmte er, daß ihm am 1. Oktober aus seiner Schatulle 250 Thaler gezahlt würden und bei Übersendung derselben Tieck von seiner Willensmeinung in Kenntnis gesetzt würde. Dieses große Wohlwollen, welches der König ihm entgegenbrachte, machte ihm den Gedanken, nach Berlin zu gehen, zu einer angenehmen Aussicht. Als am 15. Oktober zugleich das Huldigungsfest und der Geburtstag des Königs gefeiert wurde, verfaßte Tieck für die Festvorstellung im Schauspielhause den Prolog.

Noch in demselben Jahre erging — wahrscheinlich auf Veranlassung des Königs — durch den Geheimen Kabinetsrat Dr. Müller an Tieck die Bitte um ein Gutachten über eine neue Oper. Nur die Antwort Tiecks liegt vor und lautet folgendermaßen:

Verehrter Herr Geheimrath!

Ich bin außerordentlich beschämt, daß ich Ew. Hochwohlgeboren nicht alsbald nach Empfang Ihres geehrten Schreibens geantwortet habe. Sie werden es aber auch wohl erlebt haben, daß es Tage und Wochen giebt, in denen man so überrannt und immerdar gestört wird von kleinen Geschäften, unabweislichen Besuchen und Störungen aller Art, daß man geradezu verzweifeln möchte, und eben dann gar nichts, auch das kleine nicht ausrichten kann. Nachher war ich einige Zeit unpaß ja krank, wie denn alljährlich der Uebergang zum Winter mir eine unheilbringende Zeit ist. Schmerzen, Schlaflosigkeit, aufgeregte

Nerven ꝛc. Entschuldigen Sie also freundlichst mein Versäumniß: sollte irgend eine Anfrage wieder eintreten, so werden Sie sehn, daß ich rascher darauf antworten werde.

Die neuere und neueste Oper ist mir so ein ganz anderes Gewächs als jenes, welches wir in unserer Jugend kannten und liebten, daß es mir überall schwer, oft unmöglich wird, mich in diese Umgestaltung zurecht zu finden.

Immerdar sollen große Massen wirken, Ensembles, Chor, das Toben aller Instrumente: und jene Behaglichkeit, jene himmlische Beruhigung, die die Musik in unsere Seelen flößt und alle Leidenschaft beschwichtigt, diese will man nicht, sondern Zerrissenheit, Leidenschaft, die sich überbietet, ein Getümmel, daß Seele und Körper bis zur Auflösung ermüden. Ich plaudere dies so hin, um anzudeuten, wie die Musik- und Opernfreunde mir kein Urtheil über diese Kunst zugestehen werden.

— — Aber abgesehen davon, bin ich doch der Meinung, daß diese Hinrichtung eines Königs, die Verurtheilung, die nachherige Strafe der Mörder mit allem diesem anstößigen Apparat kein Gegenstand für ein musikalisches Kunstwerk sein können. Alles fällt zu unangenehm in die Sinne. Ob nun nach Weglassung dieser beiden Akte das Uebrige des Gedichtes noch für sich bestehen könne, weiß ich nicht, da nur diese Fragmente vor mir liegen.

Seine Majestät haben nur den Befehl auszusprechen, wann ich demselben meine Aufwartung machen soll. Von Herrn von Jordan habe ich verstanden, daß die Majestät damals die Monathe August und September bestimmt hatten; es scheint, als zöge der gnädigste Herr jetzt irgend eine Zeit im Frühling oder Sommer vor: etwas Aehnliches glaubte ich auch aus den Andeutungen des Herrn von Radowitz, welcher mich besuchte, zu vernehmen: meine Kränklichkeit macht es mir freilich wünschenswerth, die Reise und den ländlichen Aufenthalt im Sommer zu machen, weil ich auch in guter Jahreszeit fast immer Leiden habe, die ich freilich verschweige und nicht merken lasse. Dazu kommt, daß ich im nächsten May 68 Jahre werde, welches ich freilich oft und gern vergesse.

Ich bin so frei, Ihnen so ganz vertraut und hingebend zu schreiben, weil jene Zeiten vor meinem Gedächtniß schweben, in welchen ich Sie oft in Giebichenstein und bei Reichardt sah: haben Sie mich nicht ganz vergessen und erlauben Sie mir gütig diesen freundschaftlichen Ton unserer Correspondenz, so beglücken Sie höchlichst

Ihren ganz ergebenen L. Tieck.

Dresden, d. 22. Novbr. 1840.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Oper, um die es sich hier handelt, Spontinis Paradis perdu ist. Folgende Gründe sprechen dafür: Auf dem unbeschriebenen Papier von Tiecks Brief steht der Entwurf zu zwei Schreiben, an Tieck und an Spontini. In dem letzteren heißt es, daß Se. Majestät für jetzt aus ökonomischen Gründen auf eine Inscenierung einer großen Oper fraglicher Art verzichten müsse. Aus anderen Aktenstücken geht hervor, daß Spontini damals eine Oper in fünf Akten, Paradis perdu, komponiert und dem Könige vorgelegt habe. Derselbe hatte aber besonders an den Ereignissen des 1. und 4. Aktes Anstoß genommen, in denen Cromwell, die Verschwörung der Königsmörder und die Hinrichtung Karls I. vorkamen. Infolge dessen hatte sich Spontini zu einer Umarbeitung der Oper entschlossen und die getadelten Scenen gestrichen, so daß aus der fünfaktigen Oper eine dreiaktige entstanden war. Diese Neubearbeitung hatte Spontini dem Könige wieder eingereicht, zugleich aber auch die gestrichenen Akte, zum Beweise, daß die getadelten Stellen entfernt seien. Nun scheint es, als ob gerade dieses Bruchstück — ob aus Versehen oder mit Absicht, muß dahin gestellt bleiben — Tieck zur Beurteilung vorgelegt worden ist. Dafür sprechen die Worte des Briefes, aber auch ein späteres Schreiben Spontinis an den Geheimen Kabinetsrat Müller, in welchem jener moniert, daß er nur den 1. und 4. Akt von Paradis perdu zurückerhalten habe, dagegen die Umarbeitung der Oper (jene drei übrigen Akte) nicht, während er doch jene nur mitgeschickt habe, um zu zeigen, daß er den Wünschen des Königs nachgekommen sei.

Im Februar des folgenden Jahres (1841), wenige Tage vor dem Tode seiner Tochter, erhielt Tieck vom Könige die Aufforderung, die geplante Aufführung einer griechischen Tragödie auf dem Theater des Neuen Palais in Potsdam durch seinen Rat zu unterstützen. Nachdem er im Frühjahr zu seiner Stärkung Baden-Baden besucht hatte, — der König hatte ihm für die Reise die oben erwähnten 100 Friedrichsdor vorgeschossen — traf er im Sommer in Sanssouci ein und wurde huldvoll vom Könige empfangen. Wie der Biograph Tiecks, Rudolf Köpke, zu berichten weiß, entwickelte sich in dieser Zeit ein sehr angeregter geistiger Verkehr zwischen König und Dichter. Ohne die üblichen Förmlichkeiten durfte der Dichter an der königlichen Tafel, wie des Abends in den engeren Kreisen erscheinen. Freie Unterhaltungen über die höchsten Interessen wechselten mit Vorlesungen Tiecks, die eine Zeit lang regelmäßig fortgesetzt wurden. Er las die Antigone, Tragödien des Euripides, eigene Dichtungen u. a.

Über diese Vorlesungen ist sehr verschieden geurteilt worden. Louis Schneider erzählt in seinem Buche „Aus meinem Leben", Tieck habe für seine Vorlesungen bei Hofe nicht die rechte Aufmerksamkeit finden können und sei dadurch verstimmt worden, und dieses Urteil hat in deutsche Litteraturgeschichten Eingang gefunden. A. v. Reumont bringt in seinem jüngst erschienenen Buche „Aus Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen" eine andere Auffassung. Er schreibt:

„Die Hofkreise waren nicht zerstreut, noch unaufmerksam, aber Tieck, wenn er nicht Shakespeare oder den Prinzen von Homburg oder andere dramatische Werke vorlas, sondern von seinen eigenen Produkten wählte, war in dieser Wahl nicht selten nichts weniger als glücklich. Die Novellen seiner späteren Jahre waren ungeachtet einzelner Schönheiten keineswegs immer seinen besten zuzuzählen, und sein ganzes Genre hatte sich schon zu überleben begonnen. Er hat aber auch Dinge vorgelesen, bei denen es, wie in Goethe's Sänger, wenngleich in einigermaßen anderem Sinne heißen konnte: „Die Ritter schauten mutig drein und in den Schoß die Schönen."

Auch leitete Tieck die Einstudierung und die Proben zur Antigone, deren Chöre Mendelssohn komponiert hatte. Die Bühne, auf welcher die Vorstellung am 28. Oktober 1841 im Neuen Palais zu Potsdam stattfand, war nach Angabe Bökhs eingerichtet worden. Von dem Proscenium führte eine Doppeltreppe von sieben Stufen nach einem tiefer liegenden kreisrunden Raum, der Orchestra, hinab, in deren Mitte ein Altar stand. Diesem seitwärts geordnet nahm der Chor seinen Platz ein. Beim Beginn der Vorstellung senkte sich, wie im antiken Theater, der Vorhang langsam herab. Die Seiten der Bühnen boten keinen scenischen Ausgang dar; die Schauspieler, welche nicht in den Palast zurückkehrten, mußten die Stufen zur Orchestra hinab und von dort zur Seite abgehen. In den Räumen neben der Orchestra waren die Musiker untergebracht, so daß der Chor von den wenig sichtbaren Instrumenten umgeben blieb. Zu der ersten Aufführung waren vorzugsweise Gelehrte und Künstler geladen, und der Erfolg war so bedeutend, daß man es später unternehmen konnte, die Tragödie vor dem großen Publikum zu wiederholen.

Zum Andenken an diese Aufführung stiftete der König später eine Antigone-Denkmünze — auf dem Revers mit dem Profilbildnis Tiecks und Mendelssohns — und ließ dieselbe in Gold, Silber und Bronze an Mendelssohn und Tieck mit gnädigen Cabinetsschreiben (vom 27. Juni 1846) überreichen.

Unmittelbar nach jener ersten Aufführung der Antigone begannen auch Verhandlungen, welche den Zweck hatten, Tieck dauernd an die Umgebung des Königs zu fesseln. Die Hauptschwierigkeit bot die Gehaltsfrage.

Der preußische Gesandte in Dresden, Jordan, wurde veranlaßt, über die finanziellen Verhältnisse Tiecks Erkundigungen einzuziehen. Der von diesem eingehende Bericht hebt hervor, daß Tieck als Dramaturg am Dresdener Hoftheater ein Gehalt von zuerst 600 Thalern jährlich erhalten habe, welches nach vier Jahren um 200 Thaler erhöht sei. Sonst habe er keine Emolumente und sei in seinen Finanzen oft bedrängt. In demselben Sinne sprach sich auch Tieck in mehreren Briefen an eine ihm

befreundete, zugleich aber auch dem König sehr nahe stehende Person aus. Da diese in den Akten des Geheimen Staatsarchives befindlichen Schreiben keine Adresse haben, läßt sich der Empfänger nicht mit Sicherheit nennen.

Wir heben aus denselben einige Stellen heraus, welche die Stimmung erkennen lassen, mit der Tieck den neuen Verhältnissen entgegen ging.

In einem aus Potsdam datierten Briefe vom 4. November 1841 heißt es: „Ich brauche Ihnen, der dem edelsten Monarchen so nahe steht, nicht zu sagen, wie ich mich geehrt fühlen würde, in seinen Diensten zu stehen, ihm nahe zu bleiben und da als Alter zu sterben, wo ich geboren wurde; auch könnte vielleicht? mein Wirkungskreis hier größer und wohlthätiger eingreifend als in Dresden sein, von Berlin aus könnte sich wieder ein besserer Sinn in Ansehung der Theater verbreiten und unser großherziger König könnte auch in dieses ganz verwahrlosete und erniedrigte Gebiet die erleuchtenden Stralen seines mächtigen Geistes senden. Daß mein Einfluß ein fördernder sein kann, hat sich, denke ich, bei dieser sehr übereilten Darstellung der Antigone gezeigt.“ Und als die Verhandlungen zu gutem Ende geführt sind, schreibt er aus Dresden am 24. Dezember 1841:

„Verehrter Freund und Gönner!

Ihr lieber Brief hat mich für jetzt sehr beruhigt und wenn Sie Gelegenheit dazu haben, legen Sie meine Rührung und meinen Dank zu den Füßen Sr. Majestät, des huldreichsten Königes nieder. Es ist wie ein Wunder, daß meine letzten Lebensjahre auf diese Weise verschönert und wie mit hellem Schimmer umgeben werden; um so mehr da ich diese Gnade und Auszeichnung nicht gesucht, mich nicht zu dem hohen Herrn gedrängt habe, oder ihm mit Bitten lästig gefallen bin. Wie Vieles habe ich auch in diesem Sommer gelernt, was man nur auf einer solchen hohen und höchsten Schule lernen kann. Und ist es nicht ein Glück, auf diese Weise in reifen Jahren einem solchen Monarchen nahe zu kommen? Ihn zu verstehen und selbst Einsicht genug zu haben, um seinen hohen Werth, sein einziges Genie zu würdigen?“

Wenige Tage vorher, am 20. Dezember, hatte der König von Charlottenburg aus eine Kabinetsordre an den Oberkammerherrn und Staatsminister Fürsten zu Sayn-Wittgenstein und den Wirklichen Geheimen Rat Grafen zu Stolberg erlassen, des Inhalts, daß außer den 1000 Thalern, welche für Tieck im Etat ausgeworfen seien, noch 2200 Thaler jährlich bewilligt werden, welche vom 1. Januar 1842 ab in vierteljährlichen Raten aus der Kronfidei-Commißkasse zu zahlen seien; aus dem Kronfideicommiß deshalb, weil der König Tiecks Kenntnisse und Fähigkeiten für das Theater zu verwenden beabsichtigte.

Auch in anderer Weise bethätigte sich des Königs gnädige Gesinnung: Am Ordensfeste 1842 wurde dem Dichter der Rote Adlerorden 3. Klasse ohne die Schleife verliehen, und schon gegen Ende des Jahres 1841 hatte der König die Absicht gehabt, ihm den Titel eines Geheimen Hofrats zu verleihen. Wenigstens befindet sich unter den Akten auch das Anschreiben des Ministers v. Eichhorn (vom 17. Oktober 1841), mit dem er das von ihm für Tieck entworfene Patent als Geheimer Hofrat überreicht, wie ihm der König durch den Geheimen Kabinetsrat Müller habe befehlen lassen. Nach einer Marginalbemerkung wurde dasselbe jedoch erst am 12. Oktober 1842 vollzogen. In der „Allgemeinen Preußischen Staats-Zeitung“ wurde diese Ernennung am 30. Oktober 1842 publiziert.

Gleichwohl war an diese Gnadenbeweise für Tieck nicht die Bedingung der völligen Übersiedelung nach Berlin geknüpft. Vielmehr war er nur verpflichtet, einen Teil des Jahres in Berlin zu verweilen, und diese Einrichtung war deshalb getroffen worden, damit er des Gehaltes von 800 Thalern, das er als Dramaturg des Dresdener Hoftheaters bezog, nicht verlustig ging.

So kam Tieck im Frühjahr 1842 wieder nach Sanssouci, wo er wie das erste Mal vom Könige mit Gnadenbeweisen bedacht wurde. Am 31. Mai 1841, dem Geburtstage Tiecks, stiftete der König einen neuen Orden für Verdienst in Wissenschaft und Kunst (die Friedensklasse des Ordens pour le mérite) und überreichte Tieck die Ordensdekoration persönlich in einer Versammlung im Neuen Palais. In der „Vossischen Zeitung“

vom 1. Juni sind die Urkunde über die Stiftung dieses Ordens und die Namen der neuernannten Ritter veröffentlicht, darunter an letzter Stelle unter den einheimischen Mitgliedern L. Tieck.

In einer Kabinetsordre vom 22. Juni sprach ihm der König die Wünsche aus, die er hinsichtlich seiner Thätigkeit hegte:

„Sanssouci, den 22. Juni 1842.

An den Hofrath Tieck, hierselbst.

Sie kennen längst meinen Wunsch, Ihre Talente zum Besten des Theaters wirksam zu machen, um die möglichst vollkommene Darstellung werthvoller Stücke zu erreichen, bei deren jetziger Darstellung noch so viel zu wünschen übrig bleibt, und Ich veranlasse Sie, sogleich die Hand ans Werk zu legen, indem Ich Ihnen hiermit meine Absicht näher bezeichne. Die Aufführung der aus dem Griechischen übersetzten Stücke und die Shakespearschen Schöpfungen sollen in artistischer Hinsicht der Gegenstand Ihrer Bemühungen in der Art sein, daß Sie über die Besetzung der Rollen sich mit dem General-Intendanten der Schauspiele zu vereinigen und das Einstudiren der genannten Stücke zu leiten haben. Den General-Intendanten habe Ich hiervon in Kenntniß gesetzt, und dieser wird die Schauspieler anweisen, sich in das unweigerlich zu fügen, was Sie in der gedachten Beziehung für nothwendig erachten werden. Auch außer den Stücken gedachter Art soll es Ihnen freistehen, andere ausgezeichnete Stücke zur Aufführung in Vorschlag zu bringen und das Einstudiren derselben zu dirigiren. Ich wünsche einstudirte Stücke der gedachten Art nicht sofort zur öffentlichen Aufführung zu bringen, sondern behalte Mir vor, Ort und Zeit zu bestimmen, wo und wann diese Stücke vor Mir und einer von Mir zu erwählenden Versammlung gegeben werden sollen, wenn Mir angezeigt worden ist, daß der Aufführung nichts mehr im Wege steht, und werde mit der Erlaubniß zur öffentlichen Vorstellung sodann fortschreiten, wie es bei der Aufführung der Antigone der Fall gewesen ist. Das Resultat Ihrer Bemühungen bei letzterer ist so bedeutend gewesen, daß Ich Mich der Hoffnung hingebe, daß

auch für die Folgezeit Ihre Wirksamkeit in der Verbesserung theatralischer Aufführungen überall sichtbar sein wird.

Friedrich Wilhelm."

Zugleich mit diesem Schreiben wurde dem General-Intendanten der Königlichen Schauspiele die Mitteilung von den Absichten des Königs gemacht und die Erwartung ausgesprochen, daß Herr von Küstner dem Hofrat Tieck freundlich entgegenkommen und zu dem behilflich sein werde, was zur Erreichung des angedeuteten Zweckes dienen könne. Wie sehr der König darauf bedacht war, durch derartige Neuerungen niemandem zu nahe zu treten, zeigt ein Brief des Flügel-Adjutanten von Willisen, den dieser auf Befehl des Königs an den Fürsten zu Sayn-Wittgenstein richtete. In demselben werden die Absichten des Königs hinsichtlich Tiecks mitgeteilt und der bevorstehende Erlaß einer bezüglichen Kabinetsordre hervorgehoben. „Einer etwaigen ombrage", heißt es dann, „welche die General-Intendantur etwa vor dieser Stellung Tiecks nehmen könnte, würde vielleicht dadurch begegnet, wenn der private Charakter der so zu Stande gebrachten Vorstellungen in der Cabinetsordre erwähnt würde." Der Fürst zu Sayn-Wittgenstein antwortete am 19. Juni 1842, er zweifle nicht, daß Herr von Küstner auf alle Weise bestrebt sein werde, den Bemühungen Tiecks entgegenzukommen; zugleich dankt er für die Übermittelung der Entwürfe zu der Kabinetsordre.

Diesen Erwartungen entsprach Herr von Küstner wenigstens im Anfang durchaus.

Unser Dichter konnte hoffen, daß er den in der mitgeteilten Kabinetsordre ausgesprochenen Wünschen des Königs um so eher würde genügen können, als er sich bereits für die völlige Aufgabe seiner Stellung in Dresden entschieden hatte. Am 6. August hatte er folgendes Schreiben an seinen hohen Beschützer gerichtet:

„Ew. Königliche Majestät

haben die Gnade gehabt, mir frei zu stellen, ob ich mich für die Winter-Monathe wiederum nach Dresden begeben möge: —

da aber die Schauspieler, Sänger, wie Musik-Directoren fast jährlich einen Theil des Sommers abwesend sind, und so, bei meiner Abwesenheit auch für den Winter meine etwaige Wirksamkeit für die Bühne gehemmt würde: so ersuche ich Ew. Majestät um die Erlaubniß, mich ganz nach Berlin übersiedeln zu dürfen und mein Verhältniß in Dresden aufzulösen. Ich ersterbe Ew. Königlichen Majestät unterthänigster Diener L. Tieck. Potsdam, den 6. August 1842."

Ob das für ihn nun ausfallende Dresdener Gehalt durch die Gnade des Königs ersetzt wurde, ist aus den Akten nicht ersichtlich. Gegen Ende desselben Jahres bewirkte Tieck seinen Umzug aus Dresden, hatte dabei aber das Unglück, daß er auf der Rückreise aus Dresden von einem Schlaganfall getroffen wurde, von dem er sich nur langsam erholte. Doch konnte er noch vor Ablauf des Jahres 1842 die Winterwohnung in Berlin, Friedrichstraße 208, beziehen.

Wie sehr den König in jener Zeit alles interessiert haben mag, was sich auf Tiecks dichterische Thätigkeit bezog, zeigt ein vom 16. Oktober 1842 aus Florenz datierter, „Litterarisches" überschriebener Bericht über eine italienische Übersetzung von Tiecks Roman „Vittoria Accorombona". Nachdem hervorgehoben worden ist, daß der Druck der erwähnten Übersetzung begonnen habe, heißt es weiter:

„Die theologischen Bedenken sind, Dank sei es einer Entdeckung zur rechten Zeit, gehoben, und der Cardinal Farnese, den der verzweifelnde Uebersetzer in einen Principe verwandeln wollte, hat seinen rothen Hut behalten. Der Uebersetzer hat nämlich, durch Tiecks Vorrede geleitet, den Galuzzi nachgeschlagen und gefunden, daß alle Charaktere in genauer Uebereinstimmung mit diesem Geschichtsschreiber dargestellt sind." Da Galuzzi auf keinem index prohibitorum stehe, habe auch der Censor den Roman Tiecks ohne Anfechtung passieren lassen. Um aber durch den buhlerischen Cardinal nicht Ärgernis zu veranlassen, werde der Roman mit mehreren beschwichtigenden Noten und an den gefährlichen Stellen mit Citaten aus Galuzzi „wie mit

Amuletten geschmückt" sich unter das Volk wagen. Die Übersetzung des „bei Gott" durch „per Dio" habe der Censor gestrichen und dafür „per bacco" gesetzt. „Die Italiener fluchen nur heidnisch."

Als zweites Stück hatte Tieck die „Medea" gewählt, und schon im Oktober 1842 waren die Vorbereitungen dazu im Gange, wie aus einem Berichte (4. Oktober) des General-Intendanten von Küstner an den König hervorgeht. Freilich fehle, wie hervorgehoben wird, noch eine Hauptsache, die Komposition der Chöre durch den Königlichen Kapellmeister Mendelssohn-Bartholdy. Mendelssohn aber ebenso wie Michael Beer, an den man ebenfalls gedacht hatte, verspürten keine Neigung, den Chor dieser Tragödie zu komponieren, weil, wie Tieck in einem Briefe, dessen Adressat unbekannt ist, äußert, dieser Chor nicht so selbständig wie im Sophokles sei, und weil sich kein Prunk der Musik anbringen lasse. Nachstehendes Schreiben Tiecks in dieser Angelegenheit ist an den Geheimen Kabinetsrat Dr. Müller gerichtet.

„Verehrtester Freund,

Sie werden vom Könige den Auftrag erhalten, wegen der Medea des Euripides, die wir wohl im Sommer zu Stande bringen werden, an M. Beer zu schreiben und ihn zu entbinden, den Chor der Tragödie zu setzen. Daß M. Beer es je gewollt, muß ein Mißverständniß sein, denn schon vor 4 oder 5 Wochen besuchte er mich selbst, um mir bestimmt zu erklären, daß er diese Musik aus vielen Gründen nicht setzen könne. Der Chor ist zu einfach und steht zu sehr zurück. Früher schon hatte H. Taubert sich erboten und die Absicht, etwas ganz Klares und Einfaches zu liefern: dies sagte ich ihm schon im December wieder ab, weil das Gerücht war, M. Beer, der erst viel später ankam, würde die Geschäfte übernehmen. Nun wünsche ich, und Seine Majestät wird Ihnen den Auftrag geben, an Taubert deshalb einige Zeilen ergehen zu lassen. Es scheint, daß Se. Majestät den irrigen Glauben hat, M. Beer wolle vielleicht die Musik setzen, er hat es mir aber vor Wochen schon ganz bestimmt erklärt, es nicht zu wollen und zu können.

Sie, Verehrter, die Ihrigen sind hoffentlich ganz wohl und ich (gar zu langsame Besserung) empfehle mich Ihrer Gewogenheit und Freundschaft.

Der Ihrige L. Tieck.

Berlin, den 5. März 43."

Die Angelegenheit wurde so eifrig betrieben, daß schon am 12. Juli 1843 Herr von Küstner dem Könige berichten konnte, es seien zwei Leseproben vom Geh. Hofrat Tieck abgehalten und für den erwähnten Tag die erste Probe im Konzertsaal angesetzt, die Generalprobe könne im Neuen Palais Sonntag den 23., und die erste Darstellung am Tage darauf stattfinden.

Am 17. Juli folgt eine Immediateingabe des General-Intendanten mit der Anfrage, ob auch bei der Aufführung der Medea, wie es bei der Darstellung der Antigone geschehen sei, statt der den Militär- und Civilbehörden und dem Hofmarschallamte gewöhnlich überwiesenen Billets solche vorzugsweise an Gelehrte und Künstler verteilt werden sollten. Für diesen Fall wird eine Verteilungsliste beigefügt. Am darauf folgenden Tage schreibt Herr von Küstner an einen der Geheimen Kabinetsräte, es würde Sonntag den 23. Juli, Abends 6 Uhr, die Hauptprobe auf dem Theater im Neuen Palais stattfinden. Er bitte um Benachrichtigung, ob der König vielleicht dieselbe besuchen würde. In der Antwort aus dem Kabinet des Königs auf beide Schreiben (20. Juli 1845) heißt es, daß der König gegen die überreichte Verteilungsliste nichts einzuwenden habe, er wünsche aber, daß einige der bekannten Rezensenten, namentlich Gruppe, Rellstab, Häring und Fr. Schulze ebenfalls Billets erhielten. Ob der König zur Generalprobe kommen könne, ließe sich nicht bestimmen. Die erwähnte Verteilungsliste, welche bei den Akten liegt, ist, wie es scheint, mit eigenhändigen Bemerkungen des Königs versehen.

Außer den schon genannten Namen sind dazu geschrieben: Rückert, Wach, Palzow, Dohrn, Bettina und Töchter, Garcia nebst Gemahl Viardo.

Infolge des Todes Sr. Königl. Hoheit des Prinzen August wurde die Aufführung auf den 7. August verschoben, an welchem Tage sie mit der Madame Crelinger als Medea stattfand. In der „Vossischen Zeitung" vom 9. August spendet L. Rellstab der Aufführung reichliches Lob.

Wiederholt wurde die Medea am Geburtstage des Königs, den 15. Oktober 1843. Den Tag vorher war im Neuen Palais zu Potsdam der „Sommernachtstraum" mit der Mendelssohnschen Musik auf der nach Tiecks Angaben eingerichteten Bühne aufgeführt und später im Schauspielhaus zu Berlin oft wiederholt. Die scenische Einrichtung, wie sie Tieck vorgeschrieben hatte, ging auf alle Theater über. Leider ist in den mir vorliegenden Akten keinerlei Schriftstück über die Einstudierung des Sommernachtstraums erhalten, wie in denselben auch der ganze Briefwechsel mit Mendelssohn fehlt. In einem die Theaterverwaltung von Küstners kritisierenden Bericht ohne Namensunterschrift lesen wir: „Endlich haben des Königs Majestät durch die nach mancherlei Schwierigkeiten und gegen den Willen des von Küstner unter Tiecks sorgsam künstlerischer Leitung befohlene Aufführung des Sommernachtstraums der Theaterkasse eine Einnahme von ca. 9000 Thalern zugeführt und die Kosten der Scenierung extraordinär vergütigt."

Tieck hatte seit dem Frühjahr 1843 in Potsdam in der Nähe von Sanssouci für die Sommermonate eine Wohnung bezogen, welche vom Könige ihm zur Verfügung gestellt und auf königliche Kosten eingerichtet worden war. Es war dies das vor dem Brandenburger Thore am oberen Wege nach Sanssouci, unmittelbar an der Hinterseite des Parkes gelegene, frühere Wittmeyersche Haus, welches später von der verwitweten Gräfin Anton Stolberg bewohnt worden ist. Auf Veranlassung des Königs war über der Thür die Gestalt einer lesenden Muse nach einem Modell von F. Tieck angebracht worden.

Bis zum Jahre 1847 waren jedesmal die für diese Wohnung erforderlichen Meublements und Einrichtungsgegenstände im Wege der Leihung beschafft worden. 1847 beantragte der Hofmarschall Graf von Keller, daß 1185 Thaler als Ankaufs-

summe bewilligt werden möchten, eine Summe, die durch einen zweijährigen Mietsbetrag gedeckt werden würde. Und so geschah es. Jetzt befindet sich in diesem Hause (Obeliskenstraße 1) eine Kleinkinder-Bewahranstalt.

Das Jahr 1844 bot Tieck vielfach Gelegenheit, seine Thätigkeit dem Theater zu widmen. Zunächst sollte eine Aufführung von Tiecks „Gestiefeltem Kater“ im Konzertsaale des Königlichen Schauspielhauses stattfinden. Weder der Generalintendant, noch der Fürst zu Sayn-Wittgenstein und Graf Stolberg scheinen diesem Plane geneigt gewesen zu sein, denn in einer Immediateingabe dieser drei Herren vom 1. Februar 1844 liest man: Die allerhöchst befohlene Aufführung des Gestiefelten Katers werde zwar möglich ohne die dort stattfindenden französischen Vorstellungen zu stören, aber es sei für dieses Stück eine in manchem Betracht von dem jetzt vorhandenen Theater abweichende scenische Einrichtung nötig. Diese würde ungefähr 300 Thaler kosten, mehrere neue Dekorationen im Preise von 350 Thalern seien ebenfalls notwendig, ungerechnet der Kosten für Garderobe und Requisiten. Sie fragen deshalb unterthänigst an, ob dies für die Hofgesellschaft, nicht für das Publikum bestimmte Stück, das eine Ausgabe von ca. 800 Thalern zusammen für Maschinerie, Garderobe, Requisiten erfordere, vorbereitet werden und zu welcher Zeit die Aufführung stattfinden solle. Es erfolgte darauf der Bescheid, daß der Gestiefelte Kater im Konzertsaale des Schauspielhauses zuerst vor dem Könige und dem Hofe allein aufgeführt werde. Ob er sich auch zur Aufführung vor dem großen Publikum eigne, solle demnächst bestimmt werden. Die Vorstellung fand am 20. April in befohlener Weise statt. Außer dem König und der Königin, den in Berlin anwesenden Prinzen und Prinzessinnen und deren Hofstaaten waren durch Einladungen, welche von der General-Intendantur ausgeschickt waren, die Notabilitäten der Kunst, Wissenschaft und Litteratur versammelt. Die Bühne zeigte insofern eine Änderung, als nahe am Proscenium zwei Logen oder Tribünen errichtet waren, die sich halb gegen das Publikum, halb gegen die Bühne richteten. Sie waren für das Publikum bestimmt,

welches in dem scherzhaften Drama eine thätig eingreifende Rolle zu spielen hat. Dieses Publikum bildeten zum Teil die ausgezeichnetsten Künstler des Theaters unter verschiedenen Masken, so Döring als der Weimarer Antiquar und Litterat Böttiger, der in dem Stücke als Bötticher dem Gelächter preisgegeben wird. Der Kritiker Rellstab schließt seinen Bericht in der „Vossischen Zeitung“ am 22. April mit folgenden Worten: „Es ist ein geistiges Experiment, das, wenn es auch an sich fehlgeschlagen wäre, (was wir übrigens nur sehr theilweise einräumen würden) doch von großem Interesse in seinen Resultaten ist und Anregung nach verschiedenen Richtungen giebt, die wir nur für förderlich halten können.“ Wegen einer zweiten Aufführung des Stückes richtete Tieck folgenden Brief an den Geheimrat Müller:

„Verehrtester Freund!

Was die Aufführung des Katers betrifft, habe ich durch H. von Küstner Seiner Königlichen Majestät sagen lassen, daß ich keine Stimme dabei haben könne und ganz neutral weder für noch wieder sei. Befiehlt aber der Allerhöchste Herr eine neue Darstellung, so wird es vielen vornehmen und gelehrten Männern und ihren Familien sehr erfreulich sein, denn viele sind vergessen und übergangen worden, und besonders mehr Damen können den Spaß genießen, Frauen und Töchter der Beamten. Mir würde es natürlich alsdann Freude machen, weil ich alsdann wohl etwas gesunder bin. Die Austheilung, die Herr von Küstner so unmöglich findet, ließe sich ja leicht bewerkstelligen.

In der Hoffnung, Sie bald in Potsdam zu sehen, nenne ich mich mit Freundschaft und Vertrauen

Ihren treuen Freund L. Tieck.

Berlin, den 28. April 1844.“

Infolge dieses Briefes schreibt der Geheimrat Müller am 3. Mai 1844 im Auftrage des Königs an den General-Intendanten von Küstner, daß der König eine Wiederholung des Stückes im Konzertsaale wünsche, allein nur eine solche, zu der das Publikum eingeladen werde; besonders sollten bei den Ein-

ladungen Beamte und deren Frauen und Töchter berücksichtigt werden. Aber auch vielen vornehmen und gelehrten Personen sei eine Wiederholung, wie Tieck versichere, erwünscht. In Potsdam seien auch noch viele Schaulustige, und Schreiber würde gern die Verteilung von 20—30 Billets übernehmen. Diese zweite Aufführung fand am 13. Mai statt. Unter dem 8. Juli überreicht Herr von Küstner dem Könige die Kostenrechnungen für beide Aufführungen im Betrage von 1915 Thalern 23 Sgr. 7 Pfg. und 177 Thalern 27 Sgr. 3 Pfg. mit der ehrfurchtsvollen Bitte, den Gesammtbetrag von 2093 Thalern 20 Sgr. 10 Pfg. allergnädigst überweisen zu wollen.

Auch an dem Plane für die Festvorstellung zur Wiedereröffnung des Opernhauses und an der Inscenierung dieses Stückes hatte Tieck Anteil.

Meyerbeer hatte vom Könige den Befehl erhalten, zur Eröffnung des Opernhauses ein Singspiel zu komponieren. In einer Immediateingabe vom 20. Januar 1844 teilte Meyerbeer den Plan zu diesem Festspiel mit. Er schreibt: „Ew. Majestät haben dadurch, daß Sie das alte, halb zerstörte Monument ganz nach dem ursprünglichen Plane des großen Königs wieder aufbauen lassen, gleichsam ausgesprochen, daß, sowie Sie den Ruhm des großen Monarchen durch die Prachtausgabe seiner Werke verherrlichen, Sie auch, Ihrer selbst uneingedenk, das Operntheater dem Namen Friedrich des Einzigen wiederum widmen wollen. Dieser Gedanke hat mich in der Wahl des Gegenstandes geleitet.“ Und nun entwirft er den Plan zu der Oper: „Ein Feldlager in Schlesien“, anknüpfend an die Rettung Friedrichs II. in dem Hause des Georg Margner in Zindel. Weiter heißt es: „Der Traum, mit dem der dritte Akt endigt, läßt das Ganze zuletzt in das Phantasiereich übergehen. Man sieht bildlich, was der große Geist noch schaffen wollte, und was späterhin geschaffen wurde, man sieht das Innere des Opernhauses bei seiner ersten Einweihung, man sieht es in Flammen auflodern, wie es auf das Geheiß Ew. Majestät wieder ersteht, und wie es im Innern am Abend der neuen Einweihung aussehen wird.“

Auf diese Eingabe hatte Meyerbeer die Weisung erhalten, den Plan des Festspiels der Prüfung Tiecks zu unterwerfen. Meyerbeer schreibt am 30. Januar an den König, er sei dieser Aufforderung um so freudiger nachgekommen, da es auch sein sehnlichster Wunsch gewesen, das Urteil und den Rat des trefflichen Mannes, den er als Dichter wie als Kunstrichter gleich verehre, in Anspruch nehmen zu dürfen. Tieck habe sich trotz seiner Unpäßlichkeit sogleich mit der ausführlichen Prüfung des Planes beschäftigt und erklärt, daß er mit der Wahl des Stoffes für den bezüglichen Zweck vollkommen zufrieden sei, und daß auch die Anlage seinen Beifall habe. Es heißt dann weiter: „Er hat bereits einige treffliche Änderungen vorgenommen, welche namentlich die Schlußscene des Traumes viel würdiger und großartiger gestalten werden. Auch hat der Herr Geheime Rath sich bereit erklärt, daß, wie es Ew. Majestät auszusprechen geruht haben, er die Ausführung des Dichters kritisch überwachen und seinen Rath und Beistand für das Einzelne wie für das Ganze gewähren will. Ja er giebt die Hoffnung, einige Lieder des zweiten Aktes selbst zu dichten.“ Da nun der König geschrieben habe: „Stimmt Tieck für den Plan, so gehen Sie getrost an das Werk“, so bitte er um Erlaubnis, die Arbeit zu beginnen. In dem Antwortschreiben wird der Freude des Königs darüber Ausdruck gegeben, daß zwischen Meyerbeer und Tieck hinsichtlich des Festspiels Übereinstimmung herrsche, und der Wunsch ausgesprochen, daß Meyerbeer die Komposition sofort beginne. Der Brief schließt mit den Worten: „Seine Majestät wünschen, daß Ew. Hochwürden für ein künftig zu bearbeitendes Opern-Sujet den Stoff aus der Geschichte Ottos des Großen und seiner Gemahlin Adelheid wählen, auch den Text dazu vorläufig bearbeiten lassen.“ Mit einem späteren Schreiben (21. Mai 1844) legt Meyerbeer den Plan zu den Traumbildern vor und sagt: „Der Herr Geheime Rath Tieck hat Kenntnis von diesem Plan, und einiges darin, z. B. die Intervention des Genius Preußens, ist von ihm selbst angegeben.“ In dem Plane heißt es darüber: „Sobald als Zdeika (Vielka) in ihrer gehobenen Stimmung und prophetischen Be-

geisterung ausgesprochen hat, daß der König in seinem Schlummer von den Ahnungen der Zukunft umschwebt sei und sobald das Gebet Aller, daß diesen Ahnungen die reichste Erfüllung werden möge, in leisen Harmonien verklungen ist, wird die Bühne durch Gewölk und schleierartige Vorhänge eine phantastische Gestalt annehmen, und zugleich die noch darauf befindlichen Personen verhüllen. Nach der Andeutung des Hofrath Tieck scheint es mir angemessen, daß der Genius Preußens (vielleicht durch Mde. Crelinger dargestellt) sich in dem Gewölk zeige, den Segen über das Land und seinen Beherrscher und zugleich die Verheißung ausspreche, daß seine Zukunft sich, wenn auch unter Kämpfen und Stürmen, doch in glorreicher Herrlichkeit entwickeln werde. Zugleich würde diese allegorische Gestalt die dichterischen Zeilen, welche die Übergänge von einem Bilde zum andern commentiren sollen, unter musikalischer Begleitung zu sprechen haben." Es folgen die Angaben über die einzelnen Bilder. Bezeichnend für Friedrich Wilhelm IV. ist dabei, daß daß er den Plan zum 6. Bilde: Huldigungsakt am 15. Oktober 1840 nicht billigte, sondern bestimmte: „Der Huldigungsakt soll ganz wegbleiben, dagegen erscheint die Einweihung des Sieges-Monuments auf dem Kreuzberge als ein wichtiger darzustellender Moment." Auf Veranlassung des Königs wurde als Eröffnungstag des Opernhauses der 7. Dezember gewählt, an welchem im vorigen Jahrhundert ebenfalls die Eröffnung stattgefunden hatte. Als Feststück kam „Ein Feldlager in Schlesien" zur Aufführung.

Als in demselben Jahre für den Besuch der Kaiserin von Rußland die Aufführung des Goetheschen „Faust" mit der Musik des Fürsten Radzivill vom König gewünscht worden war, hatte sich Herr von Küstner auch Tiecks Gutachten über die Aufführbarkeit dieses Werkes erbeten. Tieck, so berichtet der Generalintendant, war der Meinung Goethes, welcher das Werk ursprünglich nicht für die Bühne bestimmt und für undarstellbar erklärt hätte.

In den Anfang des Jahres 1845 fallen die Verhandlungen über die Aufführung von Tiecks „Blaubart". Tieck

schreibt am 24. Januar an den Wirklichen Geheimen Rat Dr. Müller:

„Verehrtester Freund!

. . . .

Möchten Sie wohl bei unserem allergnädigsten Herrn anfragen, ob, wenn der „Blaubart" ganz eingerichtet ist, dies Schauspiel auf dem gewöhnlichen Theater zum Erstenmale nicht wie Antigone, Medea, Sommernacht privatim mit Einladungen vom Könige gegeben werden soll? Mir scheint dies wünschenswerth: das Schauspiel erhält dadurch eine Art Wichtigkeit, und wird zum Erstenmal nicht von den jungen sogenannten Literaten gestört, denen leider Herr v. Küstner zu vielen Spielraum einräumt. — Ich habe seither viel mit dieser Komödie zu thun gehabt, sie einzurichten, die Schauspieler abzurichten, mich dabei zu vernichten. Auch bin ich wieder einmal recht ernsthaft krank gewesen und bekomme erst jetzt einige Kräfte wieder, sonst hätte ich Sie einmal gebeten, mir mit Ihrer verehrten Familie einen Abend zu schenken; doch hoffe ich, Sie werden mich bald einmal so glücklich machen.

Des verehrten Freundes, Berathenden, Wohlwollenden, dienstlicher Freund L. Tieck. Den 24. Januar 1845."

Infolge dieses Schreibens ließ der König durch den Geheimen Rat Müller dem Generalintendanten von Küstner sagen, daß die demnächstige erste Aufführung des Blaubart im Konzertsaale des Schauspielhauses unter Einladung der Zuschauer stattfinden solle. In einem Immediatbericht vom nämlichen Tage teilt der Generalintendant mit, daß auf seinen und des Freiherrn von Humboldt Excellenz im Einverständnis mit dem Geheimen Hofrat Tieck gemachten Vorschlag der König die erste Vorstellung des Blaubart im Schauspielhause zu Berlin und zwar öffentlich ohne Einladung der Zuschauer genehmigt habe. Demnach sei die ganze scenische Einrichtung und die neuen Dekorationen im Einverständnis mit dem Geheimen Hofrat Tieck für das Schauspielhaus berechnet, so daß es jetzt ganz unmöglich sei, den Blaubart im Konzertsaal zu geben. Der General-

Intendant fragt deshalb an, ob die Vorstellung des Blaubart öffentlich oder unter Einladung der Zuschauer stattfinden solle. Allerdings sei eine Vorstellung mit Einladung im Schauspielhause etwas bisher noch nicht Dagewesenes und Ungewöhnliches. Der König entscheidet, daß die Vorstellung im Schauspielhause öffentlich stattfinden solle, da er nicht wolle, daß zu einer Vorstellung im Schauspielhause Einladungen ausgegeben würden. Dem entsprechend berichtet denn auch der Geheime Rat Müller an Tieck unter Angabe der mitgeteilten Gründe. Die Aufführung fand am 1. Februar 1845 statt. Taubert hatte die Musik komponiert. Die Vorstellung dauerte von ½7—½11 Uhr; sie sollte am 5. Februar wiederholt werden, die Wiederholung unterblieb aber wegen Krankheit des Schauspielers Weiß. — Mit regem Eifer wurden sofort die Arbeiten für die Einstudierung eines anderen Werkes aufgenommen, nämlich Shakespeares Heinrich V. In einem Schreiben des Flügeladjutanten von Willisen (vom 12. 4. 45) wird der Geheime Rat Müller beauftragt, Tieck und von Küstner mit dem Wunsche des Königs bekannt zu machen, daß Shakespeares „Heinrich V." mit altenglischer Bühneneinrichtung zur Aufführung gebracht werden möchte; auch solle Herr von Küstner veranlaßt werden, daß er alles, was Tieck hierzu wünsche, nach allen Kräften unterstütze und zur Ausführung bringe. Über die von Tieck geplante scenische Einrichtung für dieses Stück schreibt Herr von Küstner in seinem Werke: „Vier und dreißig Jahre meiner Theaterleitung" Folgendes:

„Eins der Lieblingsprojekte Tiecks war noch die Aufführung von Heinrich V., bis jetzt noch nicht auf die deutsche Bühne gebracht. Da die darin vorkommenden Schlachten und Belagerungen, mit häufigem Wechsel der Scenen, große scenische Schwierigkeiten darbieten, so projectirte er für dies Stück abermals ein ganz eigenthümliches und neues Theater; er wollte gewissermaßen zwei Bühnen auf der Scene herstellen, die eine vorn, hinter der Rampe auf dem gewöhnlichen Podium, eine Koulisse tief, die andere auf einem erhöhten Podium dahinter, zu dem von der ersten Bühne an beiden Seiten eine breite Treppe führte; zwischen diesen beiden Treppen blieb in der

Mitte ein Zwischenraum, der bei Sälen zum Ausgang, bei der Feste Harfleur zum Thor diente; die Scenen in Sälen sollten nur auf der vordersten Bühne spielen. Für die Säle und freien Gegenden war, auch wenn der Schauplatz verschieden, nur eine Dekoration bestimmt; spielte die Scene im französischen Lager, sollten an beiden Seiten Herolde mit französischem Wappen, spielte sie im englischen, Herolde mit englischem Wappen auftreten. Bei Schlachten ging die Handlung auf beiden Bühnen vor sich und die beiderseitigen Truppen bewegten sich auf den Treppen herauf und herunter nach Maßgabe der Handlung. Die Seiten sollten, wie im Sommernachtstraum, mit Teppichen verdeckt werden."

Leider mußte die Einstudierung dieses Stückes infolge von Tiecks Kränklichkeit hinausgeschoben werden und unterblieb schließlich völlig. In einem Briefe vom 17. Mai 1845 schreibt Tieck an den König:

„Ew. Königliche Majestät

sage ich gerührt von dem neuen Beweise von Dero Huld meinen gehorsamsten Dank, daß Dieselben meiner haben denken wollen und mir gnädigst jenes Englische Werk übersenden, welches ich als ein kostbares Angedenken aufbewahren werde. Immer bin ich von neuem beschämt, daß ich für so viele Wohlthaten, die ich in diesem Jahre von Ew. Majestät empfangen habe, bei meinem schwachen und kränklichen Alter so wenig in Thatkraft und Fleiß diese vielfache Huld so wenig (sic!) dankbar erwiedern kann. Denn wiederum habe ich so viele Monathe in Schmerzen und Leiden zugebracht: jetzt hoffe ich viel vom Brunnen, den ich auf Verordnung des Herrn Grimm trinke. Aber in so langer Zeit ist mir nicht die Gnade geworden, Ihrer Majestät freundliche Blicke und die gütigste Herablassung der Königin Majestät zu sehen und mich an diesen zu stärken. Seit jenem Schlaganfalle im Herbst 1842 bin ich leider ein verwandelter Mensch. Zum Heinrich V., den Ew. Majestät zu befehlen geruht aufzuführen, hat noch wenig geschehen können, da fast alle Schauspieler auf Urlaub und abwesend sind. Ew. Majestät

haben noch nicht anzuordnen geruht, in welchem Theater das Stück gegeben werden soll: jenes im Neuen Palais scheint mir für diese Absicht zu klein.

Es ist mir noch unbekannt, was Meines gnädigen Königes Befehle in Ansehung des Oedipus in Kolonos sind. Mendelssohn sagt, daß er seit länger als einem Jahre mit der musikalischen Composition fertig sei. Es könnte der Dialog dann wohl nach der vortrefflichen Uebersetzung des Herrn Fritz aufgeführt werden, den als Theater-Sekretair gehorsamst zu empfehlen ich vor einiger Zeit so kühn war, diesen gelehrten Mann Ew. Majestät vorzuschlagen (sic!): weil nach meiner Meinung solche kunstsinnige Männer der Anstalt außerordentlich nützlich sein können, da der Intendant nicht Zeit hat, alles, was Literatur betrifft, genau kennen zu lernen.

Gestern erhielt ich die Nachricht vom Tode meines alten Freundes Wilhelm Schlegel aus Bonn: und ob ich sie gleich lange erwartete, hat sie mich doch tief erschüttert.

Mit den Gefühlen einer unerschütterlichen Dankbarkeit und Rührung für so vielfache Gnade und Huld ersterbe ich als Ew. Königlichen Majestät

unterthänigster Diener

L. Tieck.

Berlin, den 17. Mai 1845."

Die musikalische Aufführung des Oedipus auf Kolonos war um die Mitte September völlig vorbereitet, wurde aber auf des Königs Befehl bis nach dem 15. Oktober (dem Geburtstage des Königs) verschoben.

Zum 50. Geburtstage Friedrich Wilhelms IV. schrieb Tieck folgenden Brief:

„Ew. Königliche Majestät

kann ich an dem heutigen feierlich wichtigen Tage nur aus meinem Krankenzimmer meinen innigsten, gehorsamsten Glückwunsch darbringen. Wäre mir vor Jahren das hohe Glück geworden, einen so erhabenen und gütigen Beschützer zu finden, so

hätte ich wohl der Welt ganz andre Früchte meines Studiums geben und meinem großen Könige anders danken können, da jetzt Alter und zunehmende Krankheit mir fast nur möglich machen, für des Königes und der liebreichen holdseeligen Königinn (sic!) meine Gebete für sie (sic!) zum Himmel zu senden.

Der Oedipus muß nun ohne meine weitere Hülfe ausgeführt werden, doch hatte ich schon früher mit jedem Einzelnen die Rolle öfter einstudirt. Doch wage ich die Bitte, Heinrich V. noch bis zum Frühjahr aufschieben zu dürfen, da ich mir einbilde, ich möchte sagen überzeugt bin, daß ohne meinen Beistand und meine Anweisung es nach der neuen Anordnung es (sic!) nicht so ausfallen dürfte, daß die Darstellung Ew. Majestät irgend befriedigte.

Mit der innigsten Dankbarkeit und Ergebenheit

Ew. Königliche Majestät

gehorsamster Diener

L. Tieck.

Berlin, den 15. Oktober 1845."

Die Aufführung des Oedipus fand am 1. November 1845 im Theater des Neuen Palais vor dem Könige, der Königin, dem Hofe und den vorzüglichsten Vertretern von Kunst und Wissenschaft ganz in derselben Weise, wie die der Medea und Antigone statt. Für die Chöre und den mit Musik verbundenen Dialog war schon früher von dem Komponisten die Donnersche Übersetzung zu Grunde gelegt, für den Überrest war auf Tiecks Veranlassung die Fritzsche verwendet, die an Stelle des Trimeters den fünffüßigen Jambus gesetzt hatte. Schon vor dieser Zeit hatte der König seine Aufmerksamkeit auf Aeschylos gelenkt und hatte Mendelssohn zuerst aufgefordert, die Chöre der Eumeniden in Musik zu setzen, dann sogar gewünscht, daß er die Chöre des Agamemnon, der Choephoren und der Eumeniden, welche Stücke verkürzt zu einem Drama zusammengezogen werden sollten, komponierte. Mendelssohn hatte aber erklärt, diesen Wunsch nicht erfüllen zu können, und mit Bezug auf die zweite Aufforderung geäußert, daß kein mitlebender Musiker im stande sei, diese

Riesenaufgabe gewissenhaft zu lösen, geschweige denn, daß er es könnte.

Genau einen Monat später — am 1. Dezember 1845 — wurde Racines Athalia mit den von Mendelssohn komponierten Chören auf dem Theater zu Charlottenburg gegeben. Mendelssohn hatte diese Chöre auf speziellen Auftrag des Königs gesetzt. Die Aufführung war schon für den Juni des vorhergehenden Jahres geplant gewesen, konnte aber nach einer Meldung des Generalintendanten nicht verwirklicht werden, weil Mendelssohn die Ouvertüre nicht geliefert hatte. Nach einem Briefe des Komponisten ist dieselbe im Juli gesetzt und der General-Intendantur eingeliefert, gleichwohl zog sich die Aufführung noch über ein Jahr hin. Dieselbe gab Veranlassung zu folgendem Schreiben von der Hand des Geheimen Kabinetsrates Illaire; an wen dasselbe gerichtet ist, ist nicht ersichtlich. Auf der freien (linken) Seite stehen die Marginalbemerkungen Tiecks, die wir hier den entsprechenden Stellen nachsetzen:

„Se. Majestät beabsichtigen während Ihres Aufenthalts in Potsdam zu Anfang des neuen Jahres eine Aufführung der Athalia mit den Mendelssohnschen Chören auf dem dortigen Theater in der Stadt veranstalten zu lassen; die am 1. d. M. in Charlottenburg stattgefundene Aufführung hat Allerhöchstdieselben zu nachstehenden Ausstellungen Veranlassung gegeben, welchen Sie abgeholfen zu sehen wünschen, nachdem zuvor der Herr Geheime Rath Tieck mit seiner Ansicht darüber gehört sein wird und insofern derselbe sich damit einverstanden erklärt.

Die Bühne soll ganz ähnlich wie bei den Sophokleischen Tragödien eingerichtet und wo möglich die Einrichtung auf dem Theater im neuen Palais dazu verwandt werden. Selbstredend muß in der Dekoration für die Architektur die dem Gegenstande entsprechende Veränderung stattfinden und namentlich der im Proscenium aufgestellte Altar des Bacchus fortfallen. Der Hintergrund wird einen Durchblick nach dem Tempel gewähren müssen, die Stufen im Vordergrunde können nach vorn herunter gehen, nicht nach den Seiten.

Der Chor würde, wenn er nicht an der Handlung unmittelbar Anteil nimmt, sondern Lobgesänge anstimmt, sich vorn vor dem Orchester, mehr in die Bühne hinein gewandt, aufstellen und namentlich auch die Posaunisten die Instrumente dorthin zu richten haben."

Bemerkung Tiecks: „Da meine Krankheit mich verhindert hat, bei den Proben der Athalja gegenwärtig zu sein, so weiß ich nicht, inwiefern man meinen Vorschlägen in Absicht der Scenerie nachgekommen ist. Gewiß müssen die Treppen nicht kleinlich und nicht von der Seite gelegt sein, die Erhöhung vom Proscenium aus darf nicht zu geringe sein. Die übrigen Vorschläge wegen der Decoration sind leicht zu bewerkstelligen und sind gewiß sehr zweckmäßig.

Der Chor darf freilich nicht unmittelbar ins Parterre hinein singen, ebenso müssen die Posaunen etwas im Profil nach dem Tempel hinein gerichtet sein." —

„2) In der Besetzung dürfte es von vortheilhafter Wirkung seyn, wenn die Herren Franz und Rott ihre Rollen tauschten und letzterer hierdurch sich um so weniger verletzt fühlen, als die Rolle des Abner von jeher als eine sehr hervortretende gegolten hat, und namentlich auf der Pariser Bühne früherhin immer von Talma dargestellt worden ist. Ferner würde auch der zweite Opferknabe, welchen gegenwärtig Herr Krüger giebt, passender einem jungen Mädchen übertragen werden."

Bemerkung Tiecks: „Ohne Zweifel ist es für die Darstellung des Gedichtes vortheilhafter, wenn Herr Franz den Hohepriester spielt und spricht und Herr Rott den Abner übernimmt, da dieser Schauspieler jetzt zu sehr in eine Manier verfallen ist, die Würde, Kraft und Majestät dieser Rolle ganz aufhebt. Statt des Herrn Krüger ist die Mll. Gartmann besser einzusetzen, weil H. Krüger zu wenig Jünglings- oder Knabenhaftes hat." —

„3) Die vier Häupter der Stämme erscheinen in ganz weltlicher, an den priesterlichen Charakter des Volks nicht entfernt erinnernder Rüstung. Es fragt sich, ob dieselben nicht unter dem Panzer eine Art Priestergewand tragen müßten. Ferner erscheint der Hohepriester vielfach mit unbedecktem Kopf. Es

scheint, daß er immer eine Kopfbedeckung tragen müßte. Wenn er vom Opfer kommt, muß er wohl im vollen priesterlichen Ornat erscheinen; hierzu dürfte aber der von ihm getragene Mantel mit Aermeln nicht passen."

Bemerkung Tiecks: „Gewiß muß ein Priestergewand, entweder unter oder über dem Harnische sichtbar sein. Ein Theil der Leviten könnte auch lichtblau gekleidet sein, um Abwechslung hervorzubringen; auch war diese Farbe bei den Leviten, wenn ich nicht irre, gebräuchlich. Niemals darf der Hohepriester unbedeckten Hauptes gehen wie keiner der Auftretenden, da dies ganz der Sitte des Morgenlandes widerspricht. Ein Mantel mit Aermeln ist dem Hohepriester gewiß nicht zu gestatten." —

„4) Wird die ad 1 gedachte Einrichtung der Bühne genommen, so wird der Hohepriester über die Stufen nach hinten durch die Vorhänge abgehen müssen."

Bemerkung Tiecks: „Unzweifelhaft richtig." —

„5) Es erscheint wohl angemessen, daß der Chor und die übrigen Mitspielenden bei der Proklamirung des Joas als König niederknieen."

Bemerkung Tiecks: „Ist durchaus schicklich und nothwendig." —

„6) Endlich wünschen Seine Majestät, daß darauf Bedacht genommen werde, den Choristen überhaupt oder doch Einzelnen, welche dann bei der Aktion mehr hervortreten müßten, ein besseres Spiel einzuüben.

Illaire.

Berlin, den 6. Dezember 45."

Tieck schließt seine Bemerkungen mit folgender Mitteilung: „Da das Neujahr so nahe ist, so habe ich mir erlaubt, Herrn Franz (unter Bedingung strengen Schweigens bis zur Bekanntmachung) von dem Befehl Sr. Königlichen Majestät zu unterrichten, weil es sonst nicht möglich ist, diese große Rolle zu memorieren.

L. Tieck."

Am 8. Januar 1846 fand die vom Könige befohlene Aufführung des Stückes auf dem Stadttheater zu Potsdam statt; die Kosten betrugen nach Abzug der Tageseinnahmen 1292 Rthlr. 1 Sgr. 1 Pf. Es war dies wohl die letzte Aufführung zu Lebzeiten Mendelssohns. Nach seinem Tode hatte der König die Absicht, auf Bitten der Hinterbliebenen im Opernhause zur Gedächtnisfeier Mendelssohns die Athalia für ein geladenes Publikum geben zu lassen. Aber auf die Vorstellungen des General-Intendanten entschied der König, daß, um Exemplificationen zu vermeiden, die Aufführung gegen Bezahlung statthaben sollte, doch möge dieselbe in möglichster Vollendung erfolgen und nicht auf Kosten der Sache beschleunigt werden. Die Aufführung ging am 13. Dezember 1847 vor sich. Döring sprach den von Geibel gedichteten Prolog. Die Erben beanspruchten unter Verzichtleistung auf die Tantieme ein Honorar von 30 Friedrichsdor, was ihnen gewährt wurde.

Aus zahlreichen Andeutungen erhellt, daß das Verhältnis Tiecks zu Herrn von Küstner längst schon kein freundschaftliches mehr war. Der General-Intendant scheint sich Tiecks Einwirkungen gegenüber abweisend verhalten zu haben. Dadurch wurde wohl folgendes Schreiben Tiecks an Herrn von Willisen — wie eine Bemerkung von der Hand des Geheimen Kabinetsrats besagt — veranlaßt.

„Mein verehrter Freund!

Schon seit lange sollte ich Ihnen meine Wünsche in Absicht meiner Einwirkung auf das Theater vortragen, wodurch mir meine Bemühung erleichtert und das Gelingen sichergestellt werden könnte.

1) Scheint es mir nothwendig, daß die General-Probe, wie eine Aufführung mit Costüm und allem Spiel vollkommen, nicht durch Andeutungen, Auslassungen u. s. w. dargestellt würde. So hätte ich den unpassenden Anzug des Puck im Sommernacht-Traum noch verhindern können und dieser Kobold wäre nicht als elegante, poetisch-koquette Tänzerin erschienen, wodurch der Sinn des phantastischen Schauspiels gewissermassen vernichtet wurde.

2) Wenn ich nach Proben oder Aufführungen ich (sic!)

Veränderungen oder Abkürzungen nöthig finde, wünsche ich, daß man meiner Einsicht Folge leiste. So war in der Medea Herr Rott nicht dahin zu bringen, sich in der Schlußscene einige Verse streichen zu lassen. Durch sein übertriebenes und gedehntes Spiel ging die Wirkung verlohren und der große tragische Schluß erlahmte.

3) Wünschte ich, daß in den Stücken, die ich auf Befehl Seiner Majestät einrichte, kein Rollen-Monopol gelte, daß ich das Recht habe, Personen anders zu besetzen, wenn ich sehe, daß der Spielende die Aufgabe mißverstanden hat, oder ihr nicht gewachsen ist.

4) Wäre es gut, daß mir die Herren Theater-Sekretaire die Termine der Urlaube mittheilten, weil durch die plötzliche Abreise eines Mitgliedes die Arbeit vieler Wochen vernichtet werden kann. Diese allgemeinen Urlaube sind eine der Ursachen, durch welche unsre Theater verderben. Kein Zusammenspiel, keine Harmonie, kein Studium ist möglich durch diese Störungen.

5) Wünsche ich, vier Wochen oder wenigstens 14 Tage vorher zu wissen, wann ein altes oder Shakespearesches Stück wiederholt wird, um allgemeine oder partielle Proben zu veranstalten.

Endlich, warum wird Antigone, Medea niemals wieder gegeben, da es so viel vernünftige Zuschauer wünschen? So sehr der Herr Kapellmeister Meyerbeer den Oedipus C. zu sehen erwartete, ist dieses gelungene Werk nach der zweiten Aufführung nie wieder gegeben worden.

Ihr ergebenster

L. Tieck.

Berlin, den 11. May 1846."

Die Folge dieses Briefes war eine Kabinetsordre an den General-Intendanten, welche folgendermaßen beginnt: „Um die von mir gewünschte Einwirkung des Geheimen Hofraths Tieck auf das Theater erfolgreicher und meiner Absicht entsprechender zu machen, finde Ich mich rücksichtlich der Aufführung der unter seiner Leitung in Scene gesetzten oder noch zu setzenden Stücke zu folgenden Bestimmungen bewogen." Es folgen dann beinahe dem Wortlaut nach die Tieckschen Wünsche.

Aber durch körperliche Gebrechlichkeit wurde Tieck behindert, in der angegebenen Weise auf das Theater einzuwirken; er mußte sich darauf beschränken, meist im Gegensatz zum General-Intendanten seinen Einfluß für die Anstellung einzelner Schauspieler und Schauspielerinnen zu verwenden. In welcher Weise und zu wessen Gunsten dies geschehen ist, bleibt einer anderweitigen Mitteilung vorbehalten. (Vergl. den folgenden Aufsatz.)

Obwohl Tieck so den Erwartungen, welche der König an ihn gestellt hatte, nicht mehr genügen konnte, blieb des Königs Gesinnung gegen ihn beständig gleich gnädig. Das zeigte sich besonders, als Tieck infolge seiner bedrängten Vermögensverhältnisse genötigt worden war, seine kostbare Bibliothek an den Buchhändler Asher zu verkaufen. Der König hatte von dem Verkauf erst gehört, als er geschehen war, und war nun bemüht, einen Teil der Bibliothek für Tieck zurückzukaufen.

Nach mannigfachen, zuerst vom Professor von Raumer, dann vom Bibliothekar des Königs, Dr. Duvinage, geführten Verhandlungen überließ der Buchhändler Asher 27 Bände Comedias de los mejores ingenios de Espagna sowie die in 110 Bänden enthaltenen 1546 Stücke théâtre espagnol für den Preis von 1500 Thalern Gold an den König. Dazu kaufte der König noch an os Lusiades de L. da Camoes, Paris 1817, so daß derjenige Teil der Bibliothek, welcher durch Tiecks fortwährende Bemühungen als einzig in seiner Art dastand und dessen Verlust den greisen Dichter besonders geschmerzt hatte, demselben zurückgegeben werden konnte. Dies geschah am 24. Dezember 1849, nachdem schon 8 Tage vorher der König folgendes eigenhändige Schreiben an Tieck gesandt hatte.

„Potsdam, 17. Dezember 1849.

Mein theuerster Tiek. Ich habe die Zersplitterung und Entäußerung Ihrer einzigen Bibliothek mit Entrüstung gegen Andre, mit Bewunderung für Sie erfahren — leider! zu späth erfahren.

Es war dann mein Wunsch Ihnen einige Juwelen der Sammlung zurückstellen zu lassen. Die schlimme Vernachlässigung des zuerst damit Beauftragten ist Schuld daran, daß mir Hauptsachen entgangen sind. Glücklicher bin ich mit dem spanischen Theater gewesen. Ich eile diese Bände in die Hände zurückzugeben, aus welchen sie niemals hätten genommen werden dürfen und ich knüpfe an diese Restitution nur eine Bedingung. Hier ist sie. Sollte eine respectable, zuweilen etwas confuse alte Dame von Ihrer Bekanntschaft etwa länger leben als Sie, bester Tiek, dann zu gestatten, daß das Eigenthum der restituirten Bücher an dieselbe übergehe. Diese, öfters gemißbrauchte, aber doch ehrenwerthe Person heißt bei den Puristen „die Bücherey“, beim Plebs unserer Gattung aber „die königl. Bibliothek“ zu Berlin, gelegen auf dem Opernplatz daselbst, dem Opernhause gerade= dem seeligen Heinrich und der heiligen Hedwig aber schief gegenüber. Gott wolle dieselbe vor Feuer bewahren, Sie aber, theuerster Tiek, vor Krankheit und Mißmuth und uns ein fröhlich Wiedersehen schenken, „wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai“, an jenem Orte, an welchem Sie uns so unvergeßliche Schiller=Stunden bereitet haben, in Sanssouci.

Dort hab' ich Ihre Entfernung recht gefühlt. Nicht, daß ich Prätensionen auf Ihr Erscheinen bei Tafel, am Lese= oder Theetisch machte. Gewiß nicht. Aber es war mir schmerzlich, Sie nicht in der Nähe, bei den schönen Gärten, sommerlich eingerichtet und in gesunder, stärkender Luft zu wissen und obenein noch mannichfach betrübt und verstimmt. Ich hoffe, Sie holen das Versäumte nach und machen — wie Aulus Apronius sagt — „keinen Donnerknall“ aus der Restitution, die meine Achtung und Zuneigung nicht unterlassen konnte. Vale!

Friedrich Wilhelm.“

Auf diesen Brief antwortete Tieck mit folgendem Dankschreiben:

„Eure Königliche Majestät

haben mir durch Dero gütiges so überaus huldreiches eigenhändiges Schreiben die allerschönste Feier des Weihnachts=Festes

bereitet. Ew. Majestät entschuldigen gnädigst, wenn ich bei meiner noch fortwährenden Schwäche in tiefster Rührung meines Gemüthes nicht sogleich antworten konnte, denn dieser heitere, scherzende und so gnadenreiche Brief versetzte mich in eine Bewegung und Stimmung, aus welcher ich mich nur nach geraumer Zeit wieder in die gewöhnliche Lage und Fassung zurückversetzen konnte. Am Heiligen Abend erhielt ich die Sendung der Spanischen Comödien. Wegen des Apronius*) mußte ich in meiner Unwissenheit erst den Jöcher nachschlagen.

Mit meinem gerührtem Dank füge ich hinzu, daß der Befehl in Absicht der Bibliothek auf das Genaueste von mir wird befolgt werden.

Ich hatte in diesem Herbst und Winter mein Leben schon aufgegeben, denn mit jedem Tage nahm die Schwäche zu und alle Lebenskraft schien völlig erloschen: seit vierzehn Tagen fühle ich wieder etwas mehr Stärke und Lebensmuth, so daß ich hoffen kann, in diesem Sommer wieder das schöne Haus meines gnädigsten Königs zu beziehen und wieder des Anblicks meines edeln und großmüthigen Herrn und meiner huldreichsten Königinn Majestät gewürdigt zu werden, welches Glück ich nun schon so lange habe entbehren müssen.

Noch bin ich Ew. Majestät den anbefohlenen Bericht über Gervinus Shakespeare schuldig, welches Buch mit Bedacht zu lesen mir auch meine Schwachheit unmöglich machte; so viel ich im Blättern bemerkt, scheint es mir flach und unbedeutend.

Ich empfehle mich dem fortdauernden Wohlwollen meines gnädigsten Königs und Herrn und nenne mich

Ew. Königlichen Majestät

unterthänigster Diener

L. Tieck.

Berlin, den 5. Januar 1850.“

*) Adam Ebert († 1735) gab unter dem Namen Aulus Apronius eine Beschreibung seiner Reise nach Spanien heraus „zu Freude der Welt und ewigen Zeiten“. „In seinem curiösen Testamente hat er über alle seine beweglichen und unbeweglichen Güter, sonderlich aber über die von ihm aufgesetzten, und von ihm vor unschätzbar gehaltenen Manuscripte,

Als an Stelle des General-Intendanten von Küstner der Kammerherr von Hülsen die Leitung der Königlichen Schauspiele übernommen hatte, scheint Tieck sich noch einmal aufgerafft zu haben, um in der von dem König gewünschten Weise auf das Theater einzuwirken. Folgender, wohl an den Geheimen Kabinetsrat Illaire gerichteter Brief giebt Zeugnis davon.

„Berlin, den 8. Juni 1851.

Auf meinen Wunsch ist es geschehen, daß die jetzige Verwaltung des Königlichen Theaters sich mit der Aufführung des Shakespeareschen Macbeth beschäftigt, nachdem ich mit dem Intendanten, Herrn Kammerherrn von Hülsen deshalb gesprochen habe. Es lag in meiner Absicht wegen der scenischen Einrichtung, sowie wegen des näheren Verständnisses mit den einzelnen Schauspielern, die darin beschäftigt sind, einige Besprechungen zu haben. Meine Krankheit macht dies aber zur Zeit nicht möglich; ich gedenke nach Potsdam zu gehen, von wo ich erst im Herbst zurückkehren dürfte.

Herr von Hülsen, dessen Freundlichkeit ich nur zu rühmen habe, hat sich sehr thätig gezeigt, und soll derselbe, wie ich erfahren, auch bereits Sr. Majestät den König von diesem Vorhaben in Kenntniß gesetzt haben.

Mein Wunsch wäre nun, daß die Vorstellung aus der dem Besuche von großen dramatischen Werken nicht günstigen Zeit in die zu solchen Zwecken ungleich vortheilhaftere des Herbstes verlegt werden dürfte. Herr Intendant von Hülsen glaubt aber, daß nachdem Seine Majestät der König bereits durch ihn Kenntniß erhalten, sich diese Verschiebung schwer werde bewirken lassen.

Möchten Ew. Hochwohlgeboren doch so freundlich sein, Sr. Majestät in meinem Namen die ehrfurchtsvolle Bitte auszusprechen, daß die Aufführung dieses Trauerspiels bis in die

aufs genaueste disponiret, seinen Geist aber allen Gelehrten in gantz Europa verlassen, in Hoffnung, daß er in der Beahmung (!) der Menschen und in dem Berufe der Gelehrten bleiben werde" (Jöcher). Einen Teil seiner Werke erhielt die königliche Bibliothek in Berlin als Geschenk.

Monate des Herbstes hin ausgesetzt werden dürfte, wo ich dann Zeit, und wills Gott! auch die Kräfte gewonnen zu haben denke, um meinen Lieblingswunsch auszuführen, mich der Leitung selbst unterziehen zu können. Noch bin ich zu schwach, um dies Ew. Hochwohlgeboren schreiben zu können, und habe mich deshalb einer fremden Hand bedienen müssen.

Genehmigen Euer Hochwohlgeboren die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit.

L. Tieck."

Nur die Unterschrift dieses Briefes ist von Tiecks Hand und zwar in sehr unsicheren Zügen. In der Antwort aus dem Kabinet des Königs wird hervorgehoben, daß Se. Majestät dem Herrn von Hülsen in dem Beginne seiner Amtsthätigkeit nicht gleich hemmend entgegentreten wollen, jedoch wenn Tieck sich mit ihm über die Verschiebung verständige, nichts dagegen haben.

Den Schluß des mir vorliegenden Aktenmaterials bildet ein von Tiecks Tochter, Agnes Alberti, am 28. April 1853, früh 8 Uhr, geschriebener Brief, in dem sie den $6^1/_4$ Uhr erfolgten Tod ihres Vaters anzeigt, und ein vom 9. Mai 1853 aus Potsdam datiertes und vom König unterzeichnetes Beileidsschreiben.

Ludwig Tieck und die Berliner Hofbühne*).

Mitteilungen aus den Akten des Königlichen Geheimen Staatsarchivs in Berlin.

Von seinen Feinden und Neidern ist Ludwig Tieck vielfach ein Egoist genannt worden. Tadel und Kränkungen sind ihm weder bei Lebzeiten noch nach seinem Tode erspart geblieben.

*) Zuerst gedruckt „National-Zeitung", 1885, Nr. 470 und 482.

So schreibt A. von Sternberg in seinem Buche „Erinnerungsblätter“: „Tieck war durch und durch Egoist, er lebte, wo es sich thun ließ, von dem Gelde, dem Ruhme und dem guten Braten seines Nächsten, und nie hat er, wo er es doch konnte, wie in Berlin, für andere oder zu Kunstzwecken, die nicht mit seinen persönlichen Capricen und Marotten zusammenhingen, irgendwie ein verwendendes Wort angebracht.“ Ebenso urteilt Skepsgardh in seinem Buche: „Drei Vorreden, Rosen und Golem-Tieck“.

Wie wenig berechtigt dieser Vorwurf war, beweisen die in den Akten des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin aufbewahrten Briefe Tiecks, mit denen er sich für Schauspieler und Schauspielerinnen verwendete, sowie seine gutachtlichen Äußerungen über Werke von Dichtern und Komponisten. Selbst nicht die schlimme Erfahrung, seinen Einfluß für Unwürdige verwendet zu haben, konnte ihm solche Bemühungen verleiden. Dies passierte ihm, als er für eine Schauspielerin ein Gastspiel auf der Berliner Hofbühne zu erwirken suchte. In den erwähnten Akten befindet sich ein Brief Tiecks, der, in mancherlei Beziehung interessant, zum großen Teil sich mit dieser Angelegenheit beschäftigt. Er ist an den Geheimen Kabinetsrat Dr. Müller gerichtet und lautet folgendermaßen:

„Verehrter Freund und Gönner.

Sie verstatten es gewiß freundlich, daß ich mich in einer Theater-Angelegenheit an Sie wende. Fräulein A......., eine junge liebenswürdige Schauspielerin, die schon seit vier Jahren beim Theater ist, und nach meiner Beurtheilung Talent verriet, eine anmuthige Person darstellt, hat sich an mich gewendet, um wenigstens in Gastrollen aufzutreten. Durch der Fräulein Hagn Abgang ist eine große Lücke bei unserm Theater entstanden und Herr von Küstner müßte selbst wünschen, jüngere Talente kennen zu lernen, um diese Lücke wieder auszufüllen. Se. Majestät ist so gnädig, meinen Einsichten und Vorschlägen ihr Vertrauen zu schenken, aber meine Stellung zum Theater ist nicht klar ausgesprochen, der Herr rechnete dabei wohl auf die

Diskretion und guten Willen des Intendanten, daß er mir entgegenkommen würde. Der Mann aber handelt immer in entgegengesetzter Weise. Was nicht von ihm selbst ausgeht, dem widersetzt er sich mit dem starrsten Eigensinn. Daher finden meine Vorschläge, die ich selten genug vorbringe, stets ein widerwärtiges Ohr. Auch scheint Herr von Küstner Stümpern und jungen Burschen, die er vermeiden sollte, sein Zutrauen zu schenken und sich von diesen einschüchtern zu lassen, wodurch die Bühne begreiflicher Weise immer tiefer sinkt.

Nun ist der sehnlichste Wunsch und die bescheidene Anfrage der Künstlerin, ob es nicht möglich sei, vielleicht durch Ihre gütige Fürsprache Sr. Majestät dem Könige selbst vorgestellt zu werden, wodurch sie dann wohl ihre Absicht, in Berlin aufzutreten, erreichen würde. Ich bestürme Sie, Geehrtester, mit meinem Schreiben, finden Sie es möglich, so versagen Sie dem liebenswürdigen Wesen wohl Ihre Hülfe nicht. Wenn Herr von Willisen zugegen sein sollte in Sans-Souci, steht er dem Frauenzimmer auch vielleicht bei.

Daß ich Sie in diesem Winter nur eine halbe Stunde und Ihre theure Familie nicht gesehen habe, ist mir ein wahrer Schmerz. Noch habe ich keinen Winter und kein Frühjahr so elend zugebracht. Vom 1. Oktober ununterbrochen krank, damals lebensgefährlich, nachher immerdar heftigen Husten, Schnupfen, Heiserkeit, so daß vom Lesen gar nicht die Rede sein konnte. Darum habe ich auch für Heinrich V. gar nichts thun können und nun treten beim Theater die Urlaube ein, die ich verwünsche und die der Bühne den größten Schaden bringen, durch welche alles verwildert. So bin ich dem huldreichsten Monarchen in dieser Zeit ein unnützer Knecht gewesen.

Bedauern Sie mich, empfehlen Sie mich Ihrer liebenswürdigen Gattin und erhalten Sie mich Ihrem Wohlwollen.

L. Tieck.

Berlin, den 10. März 1846.“

Dem Wunsche Tiecks wurde willfahrt, wie die bei den Akten befindlichen Entwürfe zu Schreiben an die Schauspielerin

A......, an den General-Intendanten und an Tieck beweisen. Doch wurde der General-Intendant gegen die Bewilligung von Gastspielen an jene Schauspielerin vorstellig, indem er nachwies, daß der Lebenswandel derselben nicht ohne Tadel und ihre schauspielerische Befähigung ungenügend sei, und so wurde ihr die erteilte Erlaubnis ohne Angabe von Gründen entzogen.

Daß dieser Ausgang für Tieck unangenehm war, liegt auf der Hand. Er schreibt in einem anderen Briefe an denselben Adressaten unter dem 29. Mai 1846: „Beschämt bin ich im höchsten Grade, daß ich neulich Ihrem Schutze ein ganz unwürdiges Subjekt empfohlen habe, die Mlle. A. nehmlich. Sie war schon vor Jahren viel im Hause unseres gemeinschaftlichen Freundes von R. gewesen und mir vom Stabs-Offizier Hauptmann v. B.-R. zugesandt worden. Dies gab mir ein Vorurtheil für sie, um so mehr, da ich den starren Eigensinn des Herrn von Küstner kenne, der immer das Gegentheil thut von dem, was ich ihm zuweilen rathen möchte. Die Unwürdigkeit der Person habe ich natürlich erst nachher erfahren. Vergeben Sie mir gütigst, daß ich bei solchem mich beschämenden Irrthum und dieser Voreiligkeit Ihr theures edles Fürwort in Anspruch genommen habe. Soll die Königinn doch selbst vor einiger Zeit sich auf ähnliche Art haben täuschen lassen."

Erfolgreicher waren Tiecks Bemühungen für eine andere Schauspielerin, Fräulein Edwina Viereck. Dieselbe war Ende des Jahres 1848 aus dem Verbande der königlichen Theater ausgeschieden infolge ihres „leidenden Zustandes" und einiger Differenzen mit dem General-Intendanten Herrn von Küstner. Ein Jahr später wünschte sie in das Engagement wieder einzutreten und wandte sich deshalb am 15. November 1849 in einer Immediateingabe an den König. Zwar erwarte sie, heißt es in derselben, vom General-Intendanten nicht die Befürwortung ihrer Bitte, wage sich aber auf Tiecks Urteil zu berufen, der ihr zutraue, eine Lücke im königlichen Theater auszufüllen. Tieck hatte schon vorher versucht, den König für diese Bitte günstig zu stimmen und an Alexander von Humboldt folgendes Schreiben gesandt:

„Geehrter Gönner und Freund, Ich darf wohl überzeugt sein, Sie, herrlicher Mann, zürnen mir nicht, daß ich Ihnen nicht zu Ihrem achtzigsten Geburtstage meinen Glückwunsch gesendet habe, denn Sie wissen, wie ich für Sie empfinde und wie ich Sie bewundre und Ihnen gewissermassen Ihre seltene Gesundheit beneide. Lange mögen Sie noch dieses Wohlseins geniessen. Es kommt mir unanständig vor, viel zu klagen, so sehr ich auch Ursach dazu hätte, denn meine Schwäche nimmt täglich zu, sowie mein Unvermögen. Mein Zustand hat mich auch gehindert, diesen Sommer, den kläglichen, das schöne Haus in Potsdam zu beziehen, weil es immer kalt, windig und regnicht war. Ich hoffe, mein huldreicher König, der mir immer so viele Gnade erwiesen hat, wird mir dies nicht als Gleichgültigkeit gegen seine große Güte auslegen, was mich unendlich betrüben würde: sowie Majestät die gütige Königin, der ich nie für Alles freundliche dankbar genug sein kann. Finden Sie, Theuerster, Veranlassung, so führen Sie meine Entschuldigung, denn Sie werden sich ja denken können, mit welchem Schmerz ich diesen Sommer meine Uebersiedelung von Woche zu Woche habe aufschieben und endlich aufgeben müssen. Alle Freunde finden mich freilich immer wohler, als ich mich fühle, weil mich jede liebe Gegenwart erhebt, aufmuntert und gleichsam begeistert. Nachher bin ich freilich um so matter und recht kläglich abgespannt und ganz erschöpft. Die Aufträge, welche mir früherhin des Königs Majestät für das Theater gab, auszuführen, hat mich zum Theil meine Krankheit, noch mehr aber die unglücklichen Zeit-Umstände gehindert. So ein Heinrich V. von Shakspear würde jetzt große Aufregung und Unruhe nicht bloß hier, sondern wohl mehr noch in Frankreich erregt haben. Auch ist unser Theater so gesunken, so unfähig, ernste und große Sachen darzustellen, daß man an irgend einem Gelingen verzweifeln muß. Viele Subjekte fehlen, die Lücken sind nicht ersetzt, so die Parthie der Fräulein Viereck, die auf Empfehlung Sr. Majestät vor Jahren ein talentvolles Mitglied unserer Bühne wurde. Sie trat plötzlich, nach Abwesenheit eines Jahres in mein Zimmer. Krankheit entfernte sie damals, und Herr von Küstner war immer gegen sie und unbillig.

Fänden Sie Gelegenheit und es passend, so trügen Sie vielleicht, mit Ihrer menschenfreundlichen Gesinnung, Sr. Majestät vor, ob Fräulein Viereck nicht wieder Ihren Platz einnehmen könnte, da sie erstens fehlt, und zweitens ein ausgezeichnetes Talent besitzt, und auch seitdem in Breslau und Hamburg den größten Beifall gefunden hat. Darf Sie selbst Ihnen wohl in Potsdam oder hier Ihre Aufwartung machen? In diesem Fall befehlen Sie wohl Tag und Stunde. Oder zögen Sie es vor (zu meiner großen Freude) mir Ihren Besuch wieder einmal zu gönnen und die freundliche Dame bei mir zu sprechen? Ich hoffe, da Sie so außerordentlich gütig sind, eine Antwort von wenigen Zeilen, so sehr Sie auch von allen Seiten in Anspruch genommen sind, so kostbar auch Ihnen Ihre Zeit sein muß. Erhalten Sie mir, Verehrtester, Ihr Wohlwollen, das mich seit Jahren so glücklich gemacht hat. Sie sehen an den letzten Zeilen, wie schwach meine Hand während des kurzen Schreibens geworden ist.

Ihr ganz ergebenster

L. Tieck.

Berlin, den 13. Oktober 1849."

Kurze Zeit darauf wandte sich Tieck in derselben Angelegenheit an den Geheimen Kabinetsrat Illaire:

„Verehrter Herr Geheimer Rath,

Nie würde ich es gewagt haben, Sr. Majestät durch meinen edlen Freund von Humbold die Bitte vortragen zu lassen, Fräulein Viereck bei der hiesigen Bühne wieder anzustellen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß es unserem hinfälligen Theater zum größten Nutzen gereichte. Denn die Lücke, die durch ihren Abgang entstanden ist, ist seitdem noch auf keine Weise ersetzt worden: Madame Thomas tritt an die Stelle der Unzelmann und die Lavallade noch weniger die kranke Erck oder die andre kleine Dame können sich wohl mit diesem frischen, jugendlichen Talent in muthwilligen oder tragischen Rollen vergleichen. Viele Theaterfreunde haben sie auch seitdem schmerzlich vermißt, und ich selbst würde in die größte Verlegenheit kommen, wenn ich,

seitdem ich bei den besseren Zuständen unsrer Residenz die Hoffnung wieder fassen kann, die Stücke einzustudieren, die mir Majestät schon vor Jahren befohlen: denn in As you like it wäre mir nur die Viereck für den Hauptcharakter der Rosalinde brauchbar, sowie für die Lady Macbeth, die jetzt wohl die Crelinger nicht mehr spielen möchte oder könnte. Selbst in neueren und viel leichteren Stücken scheint mir die Viereck unentbehrlich. Daß sie während der Revolution so stark, vielleicht zu heftig ihren patriotischen Preußen-Sinn offenbarte, soll ihr gewiß für theatralischen Werth nicht das Wort reden, darf ihr aber doch, da sie hier und in Breslau deswegen gelitten hat, doch auch nicht bei der Wieder-Anstellung hinderlich sein. Ich will die Amtsführung des Herrn von Küstner nicht kritisieren, aber zu loben ist es nicht, daß er Alles, was ihm von Kennern, Freunden der Bühne, selbst von seinem König empfohlen wird, haßt und aus Eigensinn nicht will gelten lassen, und es, wo möglich, nicht annimmt. Und doch sollte der leiseste Wunsch eines solchen Königs, der so viel für die Bühne thut, gewiß auf jede Art berücksichtigt werden; wie nun gar ein Befehl! und doch ist zu fürchten, daß diese allerhöchste Protection, wenn sie sich bescheiden edel vernehmen läßt, der Viereck gerade schaden wird. Und doch ist das hohe Engagement der Marx sowie mancher andern gewiß nicht zu preisen. Können Sie also bei Ihrer Einsicht und Ihrem bekannten menschenfreundlichen Wohlwollen etwas bei Sr. Majestät zum Besten unserer Freundinn thun, so ersuche ich Sie dringend darum, und werde Ihnen im Nahmen des wahren Publikums und des Theaters dankbar dafür sein und bleiben. Mit den Bitten, mich Ihrer trefflichen, liebenswürdigen Gemahlin zu empfehlen und mir Ihr Wohlwollen zu erhalten, nenne ich mich

Ew. Hochwohlgebohren

ergebensten Diener

Berlin, den 18. October 1849. L. Tieck."

Kaum hatte Herr von Küstner von diesen Bemühungen gehört, als er sofort in einer Immediateingabe an den König

darzulegen suchte, daß Fräulein Viereck ihrer schauspielerischen Fähigkeiten halber sich nicht eigne, wieder ein Mitglied der königlichen Bühne zu werden. Doch nützte dem General-Intendanten dieser Widerstand wenig, denn der König bestimmte, daß der Schauspielerin zunächst einige Gastspiele bewilligt würden, „um die Stimmung des Publikums zu erforschen.“ Nun verlangte Herr von Küstner, daß sie zu diesem Zweck eine Reihe neuer Rollen einstudieren sollte. Darauf ließ sich aber die Schauspielerin nicht ein, und auch aus dem königlichen Civilkabinet wurde dem General-Intendanten bedeutet, daß er von dieser Forderung abstehen solle. Gleichwohl ließ Küstner nicht ab, dem Fräulein Viereck entgegen zu wirken. So sagt er in einem Schreiben an den Geheimen Kabinetsrat Illaire, er könne nicht umhin, obwohl er bei dem Engagement von Fräulein Viereck nicht mehr konkurrieren werde (er war im Begriff, in den Ruhestand zu treten), im Interesse der königlichen Anstalt vorzuschlagen, daß das Engagement nur auf ein Jahr geschehe. Er rate dies, weil Fräulein Viereck ihm und seinem Stellvertreter gegenüber sich sehr widerspenstig gezeigt und erklärt habe, sie würde ihre Wünsche auch gegen den Willen der Theaterverwaltung durchsetzen. Da wie Tieck auch der Fürst zu Sayn-Wittgenstein die Wiederanstellung des Fräulein Viereck befürwortete, so wurde dieselbe bis zum 1. Februar 1853 mit 1400 Thalern Gehalt, 200 Thalern Garderobengeld und fünf Thalern Spielgeld engagiert, und das Engagement am 1. Februar 1853 auf weitere zehn Jahre erneuert unter Erhöhung ihres Gehaltes auf 1800 Thaler und unter Zusicherung einer Pension für den Fall, daß sie in dieser Zeit dienstunfähig werden sollte, oder daß nach Ablauf dieser Zeit die Theaterverwaltung den Kontrakt nicht erneuerte.

Auch für einzelne Schauspieler hat Tieck seinen Einfluß geltend zu machen versucht. Interessant sind seine Bemühungen für den Schauspieler Friedrich Haase. Gegen Anfang Dezember 1849 hatte Alexander von Humboldt nachstehendes Schreiben an den König gesandt. „Mein College, der vortreffliche Tieck, ist in einem etwas erträglichern Gesundheitszustande. Er interessiert

sich noch immer lebhaft für den so hoffnungsvollen jungen Schauspieler Hase, den er oft selbst unterrichtet. Ich habe dem Wunsche nicht widerstehen mögen, Ew. Majestät die Eingabe des Künstlers zu Füßen zu legen. Er könnte in Berlin die Stütze seiner Mutter werden! Ich wage auch einen Brief von Bunsen beizulegen, der interessante Notizen enthält.

In tiefster Ehrerbietung

Ew. Majestät allergetreuester

Sonntags. A. v. Humboldt.“

Ob infolge dieser Verwendung oder schon vorher der König einer Vorstellung Haases beiwohnte, läßt sich nicht feststellen, da Humboldts Schreiben ohne Datum ist. Am 6. Dezember richtet Friedrich Haase an den König eine Eingabe, in welcher er sich bedankt, daß der König die Gnade gehabt habe, der Darstellung „Der galante Abbé“ beizuwohnen; es würde ihm die größte Freude bereiten, wenn es ihm gelungen wäre, seine etwaige Begabung für die durch den Tod des Herrn Rüthling entstandene Vakanz dargethan zu haben.

Die Anerbietungen, welche die General-Intendantur bei den nun beginnenden Verhandlungen wegen eines Engagements dem Schauspieler Friedrich Haase machte (Engagement auf ein Jahr für Nebenrollen mit einem Gehalte von 500 Thalern) waren so wenig verlockend, daß Haase erklärte, er könne sich nur verpflichten, Nebenrollen zu spielen, wenn sich diese in der Sphäre der sekundären Partien bewegten. Außerdem sei er genötigt, ein Gehalt von 800 Thalern zu beanspruchen. Der General-Intendant antwortete darauf, er werde die Angelegenheit Allerhöchsten Ortes zur Entscheidung vorlegen.

Tieck verwendete sich nun mit folgendem an den Geheimen Kabinetsrat Illaire gerichteten Brief für Haase:

„Verehrter Herr Geheimer Rath,

Zürnen Sie mir nicht, daß ich Ihnen schon wieder mit einer Vorbitte, einer Theatergeschichte zur Last falle, da ich nicht einmal weiß, ob Sie es für gut finden, etwas davon Sr. Majestät mitzutheilen. Herr Haase, der Sohn eines alten getreuen Dieners

Sr. Königlichen Majestät, den der höchste Herr selbst empfehlen, der seinen Beifall einer gespielten Rolle des jungen Mannes bezeigt hat — dieser Haase hat nun seinen Bescheid erhalten, der so gut wie eine abschlagende Antwort ist, denn auf Ein Jahr nur Nebenrollen, die der Herr Intendant noch vermeiden kann, ist nicht eine Anstellung, um ein junges, wirkliches Talent zu fördern, sondern kann nur dienen es zu vernichten. Der junge Haase hat wirklich Talent, davon habe ich mich schon vor Jahren überzeugt, er hat selbst hier größere Rollen mit Beifall gespielt. Die hiesige Truppe, Bande oder Künstlergesellschaft kann sich wahrlich nicht vieler fleißiger und tüchtiger Mitglieder rühmen, die Bühne kann ohne den übermäßig reichen Zuschuß unsers gnädigsten Königs gar nicht bestehen und leistet im Verhältniß so wenig dafür, daß bei jeder andern Intendanz man fürchten könnte, der junge hübsche Mann (H. Haase) würde zu sehr bevorzugt und zu viel bei einer Königlichen Protektion beschäftigt werden: aber Herr von Küstner setzt viel mehr einen von höchster Stelle empfohlenen zurück, und ist durchaus gegen Alles, was nicht von ihm selber ausgeht. Ich lege Ihnen, Verehrtester, den Brief des Herrn von Küstner an den jungen Mann bei. Auch ist wohl für Berlin, und wenn der Spieler sich selbst die Garderobe schaffen soll, 500 Thaler etwas zu geringe Besoldung. Es ist mir sehr peinlich, daß ich Sie so oft bestürme, und daß Majestät sich so oft der Theaterverhältnisse bemächtigen soll. Noch einmal zürnen Sie mir nicht, ich möchte so gern aus meiner Einsiedler-Klause unser Theater auf einen bessern Fuß gesetzt sehen, was eigentlich mit jedem Jahre schlimmer wird.

Ihr ergebenster

L. Tieck.

Berlin, den 5. Januar 1850."

Der König entschied, Haase solle mit 600 Thalern auf ein Jahr engagiert werden, müsse sich aber verpflichten, zweite und dritte Rollen zu spielen; zu dieser Entscheidung trug vielleicht das Urteil der dramaturgischen Prüfungskommission bei, welche über die Leistungen Haases und Bethges ein Gutachten abgegeben hatte, das sich noch bei den Akten befindet. Um der Bedeutung willen, welche Friedrich Haase in späterer Zeit als einer der ersten deutschen Schauspieler erlangt hat, dürfte es von Interesse sein, dies Urteil der Kommission kennen zu lernen.

Der Bericht stamme, heißt es in dem Begleitschreiben, von den Professoren Rötscher und Gubitz sowie von dem Regisseur des Lustspiels L. Weiß. Die drei anderen Mitglieder, Bibliothekar Dr. Spiker, Regisseur Stawinsky, Hofrat Esperstedt haben zum Teil nur wenige, zum Teil gar keine Scenen der Gastspiele gesehen, in denen jene beiden Schauspieler aufgetreten seien. Haase habe sich die Rollen gewählt Amtsrat Poll in „Das Blatt hat sich gewendet", Adam in „Doktor Wespe", Wurm in „Kabale und Liebe". Er habe zwar in den beiden komischen Rollen eine gewisse Gewandtheit und im einzelnen auch manches Gelungene, besonders in der Rolle des Adam gezeigt, was wenigstens eine gute Aneignungsfähigkeit des Gesehenen bekundete, aber die Komik hätte doch etwas Trockenes, Gemachtes und an die Manier der Provinzialbühnen Erinnerndes gehabt. „Keinenfalls sprach sich in diesen beiden Rollen eine wirklich komische Kraft aus, welche bedeutende Erfolge auf diesem Gebiete erwarten ließe." „Sein Wurm in „Kabale und Liebe" war von Uebertreibung frei und dies immerhin anerkennenswerth, aber die Darstellung bot doch auf der andern Seite gar nichts, woraus der Schluß auf eine besondere Befähigung für das Fach der Intrigants gezogen werden könnte. Eine gewisse Nüchternheit und Farblosigkeit in der Darstellung verbarg sich auch hier nicht. Dazu kommt, daß die physischen Mittel des Herrn Haase sehr schwach sind, der Ton ist dünn und sicher keiner Anstrengung fähig. Für Rollen im ernsten Schauspiel oder gar in der Tragödie, welche nur eine geringe Fülle des Tones oder Energie des Accentes fordern, sind die Mittel entschieden unzulänglich. Eine gewissenhafte Prüfung der Leistungen des gedachten Schauspielers darf daher als Resultat feststellen, daß das Maß seiner Begabung für das Komische durchaus unzureichend ist, um an der königlichen Bühne mit Aussicht auf Erfolg eine Stellung einzunehmen. Um aber im ernsten Schau-

spiel zu zweiten und dritten Rollen verwendet zu werden, gebricht es ihm an derjenigen Schärfe, Fülle und Adel des Tones, welche zu der Totalwirkung eines idealen Werkes auch in zweiten und dritten Rollen unerläßlich sind."

Inzwischen hatte Haase von der Direktion des Theaters in Prag einen Antrag zu einem Gastspiel im Monat März angenommen und bat deshalb, daß ihm zu einer Erklärung über sein Engagement in Berlin bis zum 1. April Frist gegeben werde. Er nahm ein Engagement in Prag an und richtete von dort aus ein vom 30. Juni 1850 datiertes Schreiben folgenden Inhalts an den König. Er halte es für seine Pflicht von einem Schritte Rechenschaft abzulegen, durch welchen er jedenfalls als undankbar erscheinen müsse. Der Engagementsantrag seitens der Intendanz sei aber derartig gewesen, daß ihm die gebotene Stellung nicht nur keinenfalls fördernd, sondern in allen Beziehungen hemmend und als ein Rückschritt von seiner Kunststufe habe erscheinen müssen, und die Antwort auf sein Gesuch um eine seinen bereits gewonnenen Fähigkeiten entsprechendere Rollensphäre sei in einer Weise erfolgt, daß deutlich die Ungunst der königlichen Intendanz zu ersehen gewesen sei. Infolge dessen habe er sich genötigt gesehen, ein Engagement in Prag anzunehmen. „Möge dieser Versuch der Rechtfertigung vor den Augen Ew. Majestät die mögliche Gnade finden und nicht etwa als ein Mittel erscheinen, um mir die von Ew. königlichen Majestät entzogene Unterstützung wieder zu erheucheln." So wurde Friedrich Haase nicht Mitglied der königlichen Bühne in Berlin.

Für den Schauspieler Jerrmann verwendet sich Tieck in nachstehendem Briefe an den Geheimen Kabinetsrat Illaire.

„Verehrter Herr Geheimer Rath,

Ich behellige Sie mit wenigen Worten wieder in Theater-Verhältnissen. Herr Jerman, ein schönes Talent, wünscht in Berlin angestellt zu werden, es fehlt unserer Bühne an geschickten Männern und da Herr Jerman von manchen edlen Charakteren protegirt wird, so vereinige ich meine Stimme mit diesen, wenn

etwa bei Sr. Majestät die Rede auf dergleichen Vorschlag kommen sollte, daß ich überzeugt bin, Herr Jerman kann unserm schwachen Theater sehr nützlich sein. Mit Verehrung

Ihr ergebenster

L. Tieck.

B. den 31. Oktober 1849.

Krank und schwach, so die schlechte Handschrift die zu entschuldigen bitte."

Diese Bemühungen Tiecks hatten nicht bloß in seinem Wohlwollen, sondern auch in dem lebhaften Interesse für die Bühne ihren Grund. In welcher Weise Tieck für die Aufführung griechischer und Shakespearescher Dramen auf der Berliner Hofbühne thätig gewesen ist, ist oben gezeigt. „Antigone" und „Sommernachtstraum" sind mit durch seine Bemühungen unserem Repertoire einverleibt worden. Auch als Alter und zunehmende Kränklichkeit ihn an jeder anstrengenden Thätigkeit hinderten, wurde er nicht müde, für die Hebung der Bühne Pläne zu entwerfen. So nahm er lebhaften Anteil an der beabsichtigten Gründung einer Theaterschule, wie aus dem folgenden Brief an den Geheimen Kabinetsrat Müller sich ergiebt:

„Hochverehrter Freund!

Sehr beschämt bin ich, daß ich Sie so oft überlaufe und Ihre schon überhäuften Geschäfte noch vermehre. Diesmal nehme ich Ihr Vertrauen, welches (fehlt: Sie) mir schon so oft bewiesen haben, in Anspruch, in einem Geschäft, woran ich Theil nehmen und Rath ertheilen muß. Sie wissen, daß schon seit lange von Errichtung einer Theater-Schule die Rede ist, deren Vorstand der Prof. Rötscher sein wird, welcher sich durch lehrreiche Bücher über Bühne u. dgl. Vertrauen und Beifall erworben hat. Das Ministerium, sowie Se. Majestät selbst haben sich schon längst für dieses Projekt entschieden, und der König nach seiner Huld und Gnade für mich hat das Vertrauen zu mir gehabt, daß ich bei den Vorschlägen, Einrichtungen u. s. w. auch meine Stimme und gewissermassen eine entscheidende habe geben müssen. Die Hauptsachen sind vom Könige selbst wie

vom Ministerium bewilligt worden — und es handelt sich jetzt um die Fonds zur Verwirklichung der Sache, damit diese Theaterschule doch nicht später, als etwa den 1. October dieses Jahres eröffnet werden möchte. Präsident Herr von Ladenberg und Professor Rötscher sowie einige Räthe sind der Meinung, daß beiliegende Bittschrift an des Königs Majestät nicht von ihnen und den Behörden eingereicht werden könne, sondern daß es nur von mir geschehen müsse, indem ich bei der Einrichtung des Werkes gewissermassen den ersten Anstoß gegeben und nachher eine entscheidende Stimme ausgesprochen habe. Nun ist mein freundliches, vertrauensvolles Gesuch an Sie, höchst Verehrter, diese Eingabe an den König durchzusehen, und falls Sie finden sollten, daß es für mich ungeziemend oder anmaßend sei, dieselbe zurückzuhalten, und mir es freundlichst in einigen Worten zu melden — oder sie zu übergeben und Sr. Majestät dabei zu sagen, daß diese Eingabe nicht von mir verfaßt sei, da ich in diesen Sachen, Cassen-Anstalten und finanziellen Verhältnissen ganz unwissend bin, wie ohne Zweifel der König mich kennt und noch mehr Sie selber mich so ansehen werden. Denn Ihnen im Vertrauen gesagt, die Eingabe ist vom Präsidenten von Ladenberg selbst. Sie sind wohl so gütig, im Fall Sie die Eingabe einreichen, irgend ein Siegel darauf zu drücken. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlinn und Familie und erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen.

L. Tieck.

Berlin, den 29. May 1846.

Am Schluß des Briefes Zittern, Schwäche, Erschöpfung, so elend geht es mir.

Nach der Meinung Sachkundiger wäre weder das Ministerium des Cultus noch der Finanzen im Stande, diesen Vorschuß zu leisten und die Anforderungen an diese würde die Schule nur auf Jahre zurücksetzen, sondern die Hoffnung könne nur auf der Kron-Fideicomiß-Kasse beruhn. Könnten Sie, Theuerster, vielleicht dafür wirken? So schlecht habe ich noch keinen Winter und Frühling zugebracht. Aber auch welch' ein Wetter! O Wonnemond!"

In den ersten Jahren seines Berliner Aufenthaltes ist Tiecks Urteil über litterarische Erscheinungen vom König nicht selten eingefordert worden. So hatte im Jahre 1843 der General-Intendant das Laubesche Schauspiel „Die Bernstein-Hexe" dem Könige überreicht, indem er hervorhob, daß der König von der Chronik eines Prozesses „Marie Schweidler, die Bernsteinhexe" nähere Kenntnis genommen habe und deshalb vielleicht geneigt sei, das denselben Stoff behandelnde vom Verfasser zur Aufführung eingereichte Schauspiel zur Lektüre zu bestimmen. Bald darauf übergab Herr von Küstner dem Könige das Gutzkowsche Lustspiel „Zopf und Schwert". Er rühmt die interessante Lustspielhandlung und den geistreichen Dialog. Der Dichter gründe einige Hoffnung für die Darstellung darauf, daß in Berlin der „Prinz von Homburg", in dem der Große Kurfürst auftrete, gegeben sei, und daß auf der englischen Bühne zur Zeit der Elisabeth Shakespeares Stücke, in denen Heinrich VIII. erschien, dargestellt seien. Wenn er, Herr von Küstner, diese Hoffnung des Dichters auch nicht rechtfertigen möchte, schlage er doch die Lektüre des interessanten Lustspiels Seiner Majestät vor.

Über beide Stücke gab nun Tieck folgendes Gutachten ab.

„Die Bernstein-Hexe, Schauspiel von Laube.

Ich zweifle, daß dieses Stück sich für das Theater eignet, da der Gegenstand so widerlich in die Sinne fällt, und Verhör, Folter u. s. w. so sehr das Gefühl verletzen. Indessen ist in neueren Zeiten so viel Unwahrscheinliches auf der Bühne gegeben und mit Beifall, daß man nicht mit Gewißheit das Passende und Unpassende scheiden kann. Aber unmöglich scheint es mir, daß „Zopf und Schwert", Lustspiel von Gutzkow, auf der Berliner Hofbühne könnte gegeben werden, denn, die Entstellung der wirklichen, so nahe liegenden Geschichte abgerechnet, ist die Person des Königs Friedrich Wilhelm des Ersten zu unwürdig und kleinlich behandelt, königliche Würde, selbst Anstand fehlen gänzlich, und das Ganze ist, vielleicht ohne Absicht des Verfassers, ein Lächerlich-Machen des ganzen Hofes. Von Shakespear könnte jeder Autor lernen, wie Könige müssen in theatra-

lischer Darstellung behandelt werden. Niemals darf die Majestät zur Farce herabgewürdigt werden, wie es hier in Schilderung des Tabaks-Collegiums und schon in früherer Scene geschieht.
L. Tieck."

Die Annahme beider Stücke lehnte infolge dessen der König ab.

Es liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß Tieck in seinem Urteil von andern als sachlichen Gründen geleitet worden sei. Wenigstens hat er drei Jahre später, als es sich um die Aufführung von Laubes „Struensee" und „Gottsched und Gellert" handelte, wie es scheint, keinen Widerspruch erhoben. Heinrich Laube hatte sich im Jahre 1846 an den König mit der Bitte um die Aufführung der genannten Stücke gewendet. Die Erlaubnis zur Aufführung des ersteren sei politischer Bedenken halber vom König selbst vorenthalten, inzwischen sei aber das Stück auf den meisten Hofbühnen Deutschlands gegeben, deshalb wage Petent die Bitte um Zulassung. Das Verbot des andern Stückes Gottsched und Gellert sei dem Umstande zuzuschreiben, daß die Ministerialbehörde nicht rechtzeitig darüber aufgeklärt sei, daß die Figur des Prinzen Heinrich vom Dichter selbst schon vor der ersten Einreichung des Stückes in die Figur des General Seydlitz verwandelt worden sei. Das Lustspiel sei in seinen Grundelementen und Wendungen dergestalt preußisch, daß es einem Verbote der Äußerung preußischen Nationalsinnes gleichkäme, solch ein Stück für unzulässig zu erklären. Tieck wurde nun um sein Gutachten über beide Stücke ersucht. Dasselbe findet sich nicht bei den Akten, ist aber wohl zustimmend gewesen, wenigstens wurde das Lustspiel Gottsched und Gellert im April 1846 zum ersten Male im Schauspielhause aufgeführt. Auch die Aufführung des Trauerspiels Struensee war genehmigt; daß es nicht gegeben wurde, hatte folgenden Grund. Am 31. März richtete die Mutter des verstorbenen Dichters Michael Beer ein Gesuch an den König mit der Bitte, statt des Laubeschen Stückes den Struensee ihres verstorbenen Sohnes aufführen zu lassen. Sie wollte nicht geltend machen, daß schon

vor sechzehn Jahren ihr Sohn das Stück zur Darstellung bei der königlichen General-Intendantur eingereicht habe und daß dasselbe nur politischer Rücksichten halber habe abgewiesen werden müssen, sie wolle auch nicht hervorheben, daß gewichtige Stimmen sich zu Gunsten des Stückes ihres Sohnes geltend machten, sie erflehe die Aufführung als einen reinen Akt der königlichen Gnade. Auf diese Eingabe erfolgte ein huldvolles Antwortschreiben des Königs an Madame Beer mit dem Dank für die Übersendung der poetischen Werke ihres Sohnes und mit der Zusage, das Drama aufführen zu lassen, nachdem versucht worden sei, die diplomatischen Bedenken, welche von Seiten Hannovers der Aufführung entgegenstünden, zu beseitigen. Das Drama Michael Beers wurde denn auch am 19. September im Schauspielhause und später, am 17. Oktober 1846, auf dem Stadttheater zu Potsdam mit der Musik Meyerbeers aufgeführt; letztere Darstellung veranlaßte 1742 Thaler 18 Sgr. Gesamtkosten, von denen nur 261 Thaler 20 Sgr. durch die Tageseinnahme gedeckt wurden. Laubes Struensee wurde dann Ende 1847 eingeübt und sollte nach einem Bericht des Herrn von Küstner am 13. Dezember gegeben werden, mußte aber wegen der Einstudierung von Werders „Columbus" bis Anfang 1848 verschoben werden, wo es auch am 29. Januar zur Aufführung kam.

Bei der Einstudierung von Werders Columbus war Tieck nicht beteiligt, da sie Werder selbst übernommen hatte. Doch brachte er dem Unternehmen, welches der König sehr begünstigte, eine wohlwollende Gesinnung entgegen, während der General-Intendant sich wieder auf alle Weise der Aufführung widersetzte. Durch Tieck hatte der König am 23. November dem Herrn von Küstner mitteilen lassen, daß er die Aufführung des ersten Teiles von Werders Columbus auf dem Charlottenburger Theater vor Weihnachten wünsche, und hatte dann auf die leere Seite einer Eingabe Küstners vom 24. November 1847 folgende Bemerkung geschrieben: „Ist Professor Werders schönes Drama: „Columbus" nicht in Szene zu setzen? Wünschte es wohl und würde bey Zweiffel über sein Ansprechen beym Publicum mich

wohl entschließen, es vor einer ausgesuchten Gesellschaft auf dem Schloßtheater zu Charlottenburg aufführen zu lassen."

Schon sechs Jahre vorher, am 7. Januar 1842, war im Opernhause das Trauerspiel Columbus von Werder aufgeführt worden. Die Aufführung hatte damals vier und eine halbe Stunde gedauert und der Verfasser sich entschlossen, den Stoff zu einer Trilogie zu verarbeiten, deren ersten Teil (bis zur Entdeckung Amerikas) der König nun dargestellt zu sehen wünschte. Herr von Küstner suchte die Aufführung zu hintertreiben, indem er die Notwendigkeit von mehreren neuen Dekorationen und die Unzulänglichkeit der noch zu Gebote stehenden Zeit hervorhob. In mehreren Briefen an den Geheimen Kabinetsrat Illaire zeigte nun aber Professor Werder, daß die vorgeführten Schwierigkeiten sehr geringfügiger Art seien, und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß dem General-Intendanten der gute Wille fehle, ihn zu unterstützen; so setzte er es wirklich durch, daß am 20. Dezember vor den Allerhöchsten Herrschaften und einer eingeladenen Gesellschaft im Schloßtheater Charlottenburgs sein Columbus aufgeführt wurde. Die Kritik sprach sich nur zum kleinen Teil zustimmend aus, von einer Seite (in der „Allgemeinen Preußischen Zeitung") erfuhr das Stück einen energischen Angriff. Da trat Tieck in eben dieser Zeitung (26. Januar 1848) mit einer Erklärung hervor, in der er Werders Schauspiel ein Werk nennt, das jeden echten Sinn durch seine Frische und Wahrheit erfreue, welches nach unfruchtbarer Dürre manchen Jahres den poetischen Sinn, den fühlenden Menschen, den Unbefangenen begeistere . . . „An das große Zeitalter antiker Kunst erinnert uns wieder diese großartige Schöpfung, und man darf diese Morgenröthe eines echten Dichtergeistes mit Freuden und frohlockendem Willkommen begrüßen."

Auch mit seinen Bemühungen für die Aufführung der von dem hessisch-darmstädtischen Musikdirektor Mangold komponierten Oper „Tannhäuser", jenes Doppelgängers von Richard Wagners Werk, stand Tieck im Gegensatze zu Küstner. Unter dem 3. Dezember 1846 hatte Mangold in einem Schreiben den König gebeten, die Aufführung seiner Oper genehmigen zu wollen.

Diese Eingabe war an einen der Kabinetsräte gesandt, zugleich mit einem ausführlichen Schreiben. Interessant ist in demselben die Charakteristik, welche Mangold von seinem musikalischen Standpunkt entwirft. Er schreibt: „Mein Streben war nach Gluck's Vorbilde Einfachheit und Wahrheit des Ausdrucks, Hinweglassen aller die scenische Wirkung störenden Längen, möglichstes Koncentriren des Ausdrucks in der Singstimme, nach Mozarts Vorbilde suchte ich die Instrumentation zu beleben, ohne sie zu überladen und frei dahinfließende, sangbare Melodien zu schaffen; nach Mendelssohns Vorbilde suchte ich die Verbindung des Modernen mit den älteren Mustern zu erreichen, nach K. M. von Webers Vorbild trachtete ich darnach ein echtdeutsches, faßlich populäres Werk zu schaffen — über allen diesen herrlichen Mustern suchte ich aber die Hauptsache nicht zu vergessen, ein selbstständiges Werk, frei von Reminiscenzen und nicht geschmückt mit fremden Federn, zu schaffen."

Einen Tag später sandte Tieck an den Geheimen Kabinetsrat Illaire folgendes Schreiben in dieser Angelegenheit:

„Ew. Hochwohlgeboren

falle ich wiederum mit einer Empfehlung zur Last. Der junge und, wie man mir versichert, sehr talentvolle Musik-Director Mangold aus Darmstadt wünscht, hier seine Oper der Tannhäuser dargestellt zu sehen. Es soll eine Empfehlung von Darmstadt von der Prinzeß Elisabeth an der Königinn Majestät angekommen sein: und es wäre nach allen Berichten (auch in der heutigen „Vossischen Zeitung" von Rellstab) wohl zu wünschen, daß man die Oper des jungen, liebenswürdigen Mannes aufführte. Sie wissen aber, wie unser Küstner mit Pferde-Eigensinn gegen Alles ist, was ihm empfohlen wird. Wollten sich Majestät die Königinn für den jungen Mann interessieren, so wäre wohl ein günstiger Erfolg zu hoffen. Vergeben Sie mir, daß ich, Ihrer Freundschaft vertrauend, Sie mit dergleichen belästige. Meine Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin.

Ihr ergebenster

Berlin, den 4. Dezember 1846. L. Tieck."

In dem Gutachten, welches auf des Königs Veranlassung Herr von Küstner abgeben mußte, hebt dieser hervor, daß derselbe Stoff den Gegenstand einer Oper Wagners bilde. „Gründe mannigfacher Art haben mich aber bestimmt, auf das Ansuchen des p. Wagner nicht einzugehen, einmal sind in dieser Oper so viel kirchliche Elemente zur Anschauung gebracht, Prozessionen, Wallfahrten, die namentlich hier auf dem Theater veranschaulicht zu sehen, mir nicht zeitgemäß erscheinen, und dann glaube ich auch, daß es in den allerhöchsten Intentionen liegen dürfte, die kirchlichen Symbole dem Theater möglichst fern zu halten.“ Da Wagner einer der befähigtsten Komponisten der Neuzeit zu nennen sei, so würde man sich einer gegründeten Beschwerde aussetzen, würde man, nachdem Wagners „Fliegender Holländer“ aufgeführt, „Tannhäuser“ aber nicht gegeben sei, Mangolds „Tannhäuser“ statt der schon von Wagner eingereichten gleichnamigen Oper in Scene setzen.

Mit diesem Urteil findet sich Tieck zum Teil wenigstens im Einklang in folgendem Briefe an den Geheimen Kabinetsrat Illaire.

„Wie sehr habe ich es beklagt, verehrter Herr, daß Sie nicht zu mir herein kommen wollten, da Sie mir die Ehre Ihres Besuches zugedacht hatten. Ich habe mehrmals mit Aufmerksamkeit den Text zu der Oper des Herrn Mangold gelesen. Allerdings ist Manches, vorzüglich eine Parthie des dritten Aktes für unsere Bühnen-Etikette und Gewöhnung zu geistlich, diese Stelle hat mehr den Charakter eines Oratoriums oder einer Cantate und dürfte bei unserm Publikum Verwunderung, vielleicht Anstoß erregen. Mir erscheint der ganze Zuschnitt der Oper etwas zu kirchlich: das Dogma von der Vergebung der Sünde ist fast die Hauptsache. Doch läßt sich vielleicht dieser Umstand etwas abändern und das Gedicht an diesen Stellen weltlicher machen, da Componist und Dichter (Duller) an ein und demselben Orte, in Darmstadt leben, und wenn Se. Majestät es befehlen, könnte ich vielleicht dem Musiker schreiben und diese Änderungen ihm vorschlagen, da überdies die Aufführung

vor künftigem Sommer nicht stattfinden könnte, so ist noch Zeit genug übrig.

Mit Verehrung

der Ihrige

L. Tieck.

Berlin, den 28. Dezember 1842.“

Wirklich wurde sowohl Text wie Musik der Oper umgearbeitet und die kirchlichen Elemente ausgeschieden. Tieck war mit diesen Veränderungen einverstanden, und darauf empfahl der König die veränderte Mangoldsche Oper Tannhäuser dem Herrn von Küstner zur Aufführung; die Bedenken, die der General-Intendant in betreff Wagners geäußert, seien, nachdem man inzwischen seinen „Rienzi“ gegeben habe, erledigt. Der Komponist drängte nun auf baldige Aufführung und wünschte, daß dieselbe Ende November oder Anfang Dezember 1847 stattfinden möchte, weil in dieser Zeit, wie er hoffte, sein Oratorium „Wittekind“ (Text von Louise von Plönnies) in der Singakademie zum Vortrag kommen würde. Er wurde jedoch dahin beschieden, daß er auf Erfüllung seiner Bitte in der nächsten Zeit nicht rechnen dürfe. Die Ereignisse des Jahres 1848 lähmten, wie dies auch die Akten der königlichen Schauspiele zeigen, des Königs Interesse für das Theater, und dem General-Intendanten war offenbar nicht darum zu thun, für die Aufführung des Mangoldschen Tannhäuser Sorge zu tragen. Aber selbst als am 10. Februar 1849 der Komponist den Geheimen Kabinetsrat Illaire bat, sich dafür zu verwenden, daß seine Oper nun wenigstens zur Darstellung gelange, erhielt er eine ablehnende Antwort, in der Illaire hervorhob, daß es außer seiner Macht liege, etwas für die Erfüllung jener Bitte zu thun. Wie es dann gekommen ist, daß die Aufführung der Mangoldschen Oper ganz unterblieb, wird aus den vorliegenden Akten nicht klar.

Es war nicht bloß Tiecks persönliches Interesse für Mangold, welches ihn bestimmte, für dieses mit der Wagnerschen Oper konkurrierende Werk einzutreten, sondern auch seine musi-

kalische Richtung, wie sie in einigen seiner Novellen, besonders aber in dem oben S. 109 f. abgedruckten Briefe an den Geheimen Kabinetsrat Dr. Müller zum Ausdruck kommt. Und wenn nun auch weiter zugestanden werden muß, daß manche der Bemühungen Tiecks, die im Vorstehenden geschildert sind, durch seinen immer schärfer hervortretenden Gegensatz zu Herrn von Küstner veranlaßt wurden, so läßt sich doch nicht leugnen, daß in den mitgeteilten Briefen ein großes persönliches Wohlwollen zum Ausdruck kommt, welches sich selbst dann noch bethätigte, als Tieck infolge von Alter und Kränklichkeit sich für berechtigt halten durfte, nur an sein Wohlergehen zu denken.

Ludwig Tieck und Adam Oehlenschläger*).

Der dänische Dichter Adam Oehlenschläger war durch Steffens mit Tiecks Schriften bekannt geworden und benutzte seinen ersten Aufenthalt in Dresden (1806), den Dichter selbst kennen zu lernen. Seitdem hat er sein ganzes Leben hindurch in freundschaftlichen Beziehungen zu Ludwig Tieck gestanden. In seinem umfangreichen Memoirenwerke (Meine Lebenserinnerungen, 4 Bände) berichtet er eingehend über die verschiedenen Begegnungen mit Tieck und erzählt unter anderem, wie er 1844 Tieck in Berlin besucht habe, vom König Friedrich Wilhelm IV. zum Vorlesen befohlen sei und auf des Königs Befehl den Orden pour le mérite erhalten habe, welchen Thorwaldsen getragen hatte. Aber einen Vorfall übergeht er in diesen Aufzeichnungen, der sich schon bei seinem zweiten Zusammentreffen mit Tieck 1817 in Berlin zutrug, aus dem natürlichen Grunde, weil er dabei eine lächerliche Rolle spielte. Tieck hat diesen

*) Zuerst gedruckt „Vossische Zeitung", 1886, Sonntagsbeilage No. 27.

Vorgang für wichtig genug gehalten, ihn in seiner Novelle „Übereilung" zu verwerten.

Diese kleine Novelle gehört zu Tiecks schwächsten Leistungen auf diesem Gebiete und ermangelt jeglicher Kunst in der Komposition. Der alte grillenhafte Professor Balzer hat die Gewohnheit, alles Merkwürdige, was er erlebt oder von andern erfährt, in einem Buche aufzuzeichnen. Aus diesem Buche teilt der Dichter zwei Anekdoten mit, die der alte Professor als wirklich erlebte Begebenheiten aufgeschrieben hat. Ein junger Professor der Philosophie in einer großen Stadt, welcher sich eines bedeutenden Ansehens erfreut, macht die Bekanntschaft einer Französin, der jungen Witwe Frau von Deschamps, welche sehnlichst wünscht, sich in sein philosophisches System einweihen zu lassen. Eine jüngere Schwester dieser „Nachfahrerin der berühmten Staël" muß bei der geringen Gewandtheit, welche der Professor im Gebrauche der französischen Sprache zeigt, als Dolmetscherin dienen. Schon ist der Verkehr zwischen den beiden Damen und dem Professor so freundschaftlich innig geworden, daß dieser daran denkt, um die jüngere Französin zu werben, da erhält er von der älteren Schwester einen Brief, der im Anfang von Bewunderung für den Philosophen überströmt, dann aber die Bemerkung enthält, nur einem Deutschen sei es möglich, d'unir cette profondeur à une stupidité sans exemple. Seinem Zorn über diesen Hochmut macht der Professor in einem groben Brief an die Dame Luft, muß aber in einer Gesellschaft, in welcher er mit der Frau von Deschamps zusammentrifft, erfahren, daß er stupidité gelesen, wo simplicité gestanden hat.

Der Held der zweiten Geschichte ist ein junger Däne Oswald, „der auch für einen Dichter galt und sich vorzüglich nach Oehlenschläger zu bilden suchte." Als derselbe seiner unbegrenzten Bewunderung für Shakespeare Ausdruck giebt, wird ihm entgegengehalten, daß gerade Shakespeare seine Verachtung der Dänen im Hamlet deutlich ausgesprochen habe mit den Worten: „Ihr könnt nicht von Vernunft dem Dänen reden." Nachdem er sich überzeugt, daß diese Worte eine getreue Übersetzung des Originals sind, woran er gezweifelt hatte, gerät er

in unbeschreibliche Wut und kann nur mit Mühe zur richtigen Auffassung der Shakespeareschen Worte gebracht werden.

Nun war es bereits aus Köpkes Tieck-Biographie bekannt, daß der Held der ersten Anekdote Fichte, der der zweiten Oehlenschläger gewesen ist; nicht bekannt aber sind bisher Tiecks eigene Äußerungen über diese beiden Vorgänge in einem Briefe aus dem Jahre 1853. Derselbe wird in Abschrift auf der königlichen Bibliothek zu Berlin aufbewahrt und entbehrt der Bezeichnung des Adressaten. In einem zweiten Schreiben, das ohne Zweifel an den Empfänger des unten mitzuteilenden Briefes gerichtet ist, wird derselbe „Herr Graf" angeredet. Vielleicht war es der Graf York-Wartenburg, der, wie Rudolf Köpke berichtet, mit dem Dichter in dessen letzten Lebensjahren in vertrautem Verkehr stand.

Der Brief Tiecks lautet:

„Mein geliebter Freund!

Ich bin Ihnen auf zwei Ihrer Briefe Antwort schuldig geblieben, weil andere Geschäfte mich abhielten und ich den Inhalt dieser vortrefflichen Worte erst recht bei mir erwägen wollte. Sehr macht es mich glücklich, daß vor Zeiten mein Brief Sie in Ihrer traurigen Lage trösten und ermuthigen konnte. Da mein Gedächtniß so schwach geworden ist, habe ich diesen Umstand, an den Sie mich wieder erinnert haben, völlig vergessen, wie so vieles Denkwürdige, was mir gegenwärtig sein sollte. Sehr bin ich erfreut und in meiner sonst schweren Krankheit getröstet, daß Ihnen meine Schriften so viele Erheiterung gewähren können; jetzt nach Jahren und nachdem die Helden jener kurzen Geschichte „Uebereilung" gestorben sind, darf ich Ihnen wohl vertrauen, wem diese lächerliche Uebereilung zugestoßen ist. Der erste Held dieser Scene ist kein anderer als der berühmte Fichte, der in einem Briefe der Staël simplicité als deutsche stupidité sich und seinen Bewunderern vorlas und alle in Zorn versetzte. Ich habe diesen komischen Held etwas galant ausstaffirt, damit man ihn damals nicht gleich erkennen sollte. Die Staël hatte ihn schon früher zu sich beschieden, daß er ihr seine

Philosophie durch Hilfe des Dolmetschers Schlegel erklären solle, was denn bei der französischen Allwissenheit und dem deutschen Pedantismus so ablief, wie man sich vorstellen konnte. Dieselbe Probe hat auch Schelling damals in Berlin bei der berühmten Französin überstehen müssen. Diese Anekdote, daß Fichte stupidité aus jenem etwas undeutlich geschriebenen Briefe herausgelesen hatte, erregte damals bei den Vornehmen in Berlin große Theilnahme und eine komische Freude. Der zweite Held in der „Uebereilung" ist kein anderer als der bekannte dänische Dichter Oehlenschläger, einer der fanatisirtesten, eitelsten Männer, die ich habe kennen lernen, wovon mir nur drei Karikaturen in meinem langen Leben bekannt geworden sind: Oehlenschläger nämlich, mein durch viele Gaben und Talente übrigens geliebter Freund Steffens und der dritte Compagnon, mein in vieler Hinsicht edler und liebenswürdiger Freund A. W. Schlegel. Mit Oehlenschläger fiel die Geschichte ganz so vor, wie sie in der Novelle geschildert ist, nur war er viel wüthiger und in seinem unvernünftigen Zorn viel ausdauernder als jener dort geschilderte Däne. Ich erlaubte mir den Spaß mit dem einzelnen Verse aus Shakespeare, weil ich überzeugt war, daß er das Stück und die Stelle genau kennen würde, und daß mein zu leichtfertiger Versuch ihn zu einem vorübergehenden Lachen bewegen würde. Doch war ich und eine große Gesellschaft von Freunden, die bei meinem Schwager Staatsrath Alberti versammelt war, höchst erstaunt und überrascht, daß der feurige Poet in Wuth ausbrach, mit den Zähnen knirschte, mit dem Munde schäumte und sich in dieser Berserkerwuth selbst als einen Mann darstellen wollte, mit dem man über alle Gegenstände vernünftig reden könne, und den seine Regierung in das Ausland bis nach Italien schicke, um die Welt zu überzeugen, daß es in Dänemark wohl vernünftige Leute gebe. Der poetische Freund that mir durch seine Unwissenheit, Unbekanntschaft mit Shakespeare sehr leid; ich brach ab und alle übrigen Freunde waren in stummem Erstaunen aufgelöst über diese ganz unbegreifliche Erscheinung. An einem zweiten Abend waren wir wieder bei einem Verwandten Pistor versammelt. Ich begann

wieder über das Thema zu reden, um meinen zu gut gesinnten Freund Oehlenschläger zu enttäuschen und ihm seinen völlig lächerlichen Irrthum zu benehmen. Er aber knirschte und wüthete von neuem noch ärger, wie am vorigen Tage; es war unmöglich, ihn zur Ruhe zu bringen, und nachdem er noch die wüthendsten Schimpfworte auf Shakespeare mit schäumendem Munde ausgestoßen hatte und geschrien, wie er diesen Frevel gegen eine ganze Nation mit allem Ansehen, das er erworben, und seinem poetischen Talent in den Staub treten wollte, verbat er sich tobend eine jede Vermittelung und Einrede, Entschuldigung oder gar Rechtfertigung des niederträchtigen Poeten, der eine solche Lästerung gegen ein ganzes Volk so schändlich auszusprechen wagte. Ich und alle Freunde mußten ihn so seiner Wuth überlassen. Am folgenden Abende waren wir wieder bei Alberti zum Thee vereinigt, und hier wagte ich es nun, in einer Art von sonderbarer Rührung über diese Ausschweifung eines Mannes, der doch zur Menschenrasse gehörte, den Knoten zu zerhauen. Zwei Freunde, Solger und Schleiermacher, die natürlich das Stück genau kannten und meine schalkhafte Verführung dieses menschlichen Geistes nicht loben wollten, hielten ihn jeder auf seinem Sessel bei einer Schulter fest, ein Dritter verhielt ihm den Mund, daß er nicht reden und toben konnte, und so erklärte ich ihm, mit dem Buch in der Hand, den Zusammenhang und den vom schmeichelnden Könige gegen Laërtes gerichteten Vers, und daß hier nicht von einer Schmähung des dänischen Volkes oder überhaupt nur von Tadel die Rede sein könne. Als ich meine kurze Predigt geendet hatte, sah er mich lange scharf und tadelnd an, schalt dann auf mich, und behauptete, auf diese Weise von einem Freunde verführt, hätte sich jeder Mann, wenn er auch kein Däne war, verblenden lassen. Erst nach einiger Zeit kam die gewöhnliche Vernunft und Unterhaltung wieder in ihr Recht. Ich wiederholte, wie ich ihm eine tiefere Kenntniß Shakespeares zugemuthet habe, da er ihn doch selber mit so hohen Worten gerühmt und er (der Oehlenschläger) selber auf kurze Zeit Schauspieler gewesen sei. Immer blieb diese sonderbare Erscheinung ein tiefsinniges Räthsel, wie ein

sonst gebildeter Mann, wie der menschliche Geist fast jenseit dem Instinkt des Thieres sich verirren könne und weder Zweifel noch Conjecturen und Vermuthungen das natürliche Bewußtsein so völlig vernichten könnten. Ich hatte erst vor, diese kleine Novelle „die Uebereilung“ in der neuen Ausgabe ganz umzuschreiben; doch hielt mich davon ab, daß eigentlich die Darstellung eine unwahrscheinliche werden könnte, und Sie selber werden Mühe haben, diese Exaltation eines Dichters zu begreifen, der in uns in solchen Geistesstimmungen schwerlich die Wunder der Welt, die Räthsel des Daseins, so völlig befangen, wie er sich zeigte, erklären konnte. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin, da Sie ihr auch vielleicht diese Wunderkraft eines Poeten mittheilen werden.“

Soweit Tiecks Auslassungen über Fichte und Oehlenschläger. Mit Oehlenschläger scheinen sich übrigens seine Freunde öfter derartige Mystifikationen erlaubt zu haben. So erzählt Henriette Herz (J. Fürst, Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. 2. Auflage, Berlin 1858. S. 237) eine köstliche Geschichte, wie bei einem Ausfluge der Brüder Riepenhausen, der bekannten Kupferstecher, mit Oehlenschläger von Rom nach Tivoli diese ihn glauben machten, ein Erdbeben stehe nahe bevor, und wie der wohlbeleibte unbeholfene Mann eine hohe Pinie erkletterte, denn dies war ihm als das einzige Rettungsmittel gepriesen worden. Mit der von Tieck betonten Eitelkeit Oehlenschlägers stimmt die ebenfalls von Henriette Herz überlieferte Äußerung desselben überein, er besuche keine Kirche mehr aus Rücksicht auf die Andacht der Gemeinde, welche durch die Aufmerksamkeit, die sich lediglich auf ihn richte, allzusehr von dem Zwecke des Kirchenbesuches abgezogen werde.

Das Zusammentreffen Fichtes mit der Frau von Staël, von dem übrigens in der von Fichtes Sohn verfaßten Biographie nichts erwähnt wird, mag im Jahre 1804 während des Aufenthalts der Frau von Staël in Berlin stattgefunden haben. Henriette Herz erzählt abweichend von Tiecks Darstellung, sie sei eines Tages dem Professor Spalding, dem Philologen, be-

gegnet, welcher ihr schon von weitem entgegengerufen habe: „Ach, morgen steht mir ein saueres Diner bevor! Im Laufe desselben soll ich ein Werk, das ich nicht ganz verstehe, in eine Sprache übertragen, die mir nicht geläufig ist.“ Er sei nämlich von Frau von Staël eingeladen worden, um ihr beim Diner so nebenher ein philosophisches Werk Fichtes in französischer Sprache beizubringen.

Den eigentümlichen Vorgang mit Oehlenschläger erlebte Tieck im Jahre 1817, als er auf der Rückreise von England in Berlin sich aufhielt. Die Novelle „Übereilung“ ist zum ersten Mal in den Gesammelten Novellen (Breslau 1835) veröffentlicht. Wann sie entstanden ist, läßt sich nicht feststellen. Vielleicht ist dem Dichter durch seine Begegnung mit Oehlenschläger in Dresden 1831 jenes Erlebnis wieder frisch ins Gedächtnis gerückt. Wenn Tieck sagt, er habe die Absicht gehabt, diese Novelle in der neuen Ausgabe ganz umzuarbeiten, so weisen diese Worte auf die im Jahre 1852 erschienene „vollständige aufs neue durchgesehene“ Ausgabe der Novellen in 12 Bänden.

Träume und Visionen in Ludwig Tiecks Leben und Schriften*).

Eine charakteristische Eigentümlichkeit der romantischen Dichterschule ist ihre Vorliebe für das Geheimnisvolle und Wunderbare, für die Nachtseiten der menschlichen Natur. In hohem Maße huldigt dieser Neigung auch Ludwig Tieck, nicht bloß in seinen dramatisierten Märchen und im Phantasus, sondern auch in den spätesten Werken, in den Novellen. Obgleich es gerade für eine Eigentümlichkeit der Novelle gilt, daß sie Ereignisse, welche geschehen sind oder hätten geschehen können, vorzuführen bestrebt

*) Zuerst gedruckt Vossische Zeitung, 1886, Sonntagsbeilage Nr. 20.

ist, und obgleich Tieck vielfach eigene Erlebnisse in seinen Novellen verarbeitet hat, zeichnen sich dieselben dennoch durch das Hineinspielen des Übersinnlichen, durch Gespenstererscheinungen und das Auftreten von Verrückten, durch Träume und Gesichte aus. So wird in der Novelle „Die Reisenden“ ein ganzes Narrenhaus vorgeführt, in dem die Narrheit ansteckend wirkt, so daß auch der vernünftige Leiter der Anstalt den Verstand verliert. In derselben Novelle wie im „Liebeswerben“ erscheinen Verrückte, die sich ein Vergnügen daraus machen, ihren Wärtern zu entfliehen. Im „jungen Tischlermeister“ verfügt der Dichter über eine ganze Reihe von Menschen, die ihren gesunden Verstand nicht ganz oder nicht immer beisammen haben. Da ist der alte Magister, der aus Liebe zur jungen Meisterin toll wird, da ist der Weinhändler Wassermann, der in Trunkenheit und Tollheit den Hals bricht, da ist Daniel, der Wirtssohn vom Dorfe, welcher an religiösem Wahnsinn leidet, ebenso wie jener alte Tischlergeselle, mit dem der Held der Erzählung auf der Wanderschaft zusammentrifft; da ist ferner jener mondsüchtige Zwerg, der im Mondschein alte Fässer auf die Höhe eines Berges trägt, sie dort scheuert und dabei von der ihm feindseligen Dorfjugend in eins dieser Fässer gesteckt und den Berg heruntergerollt wird. Ebendort hören wir von einem gelehrten Mann, der im Herbst zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche in einen sonderbaren Zustand verfällt, seinen Kachelofen einreißt, die Kacheln umherwirft, den Lehm und Thon, mit welchem der Ofen ausgefüttert ist, aufweicht und aus demselben Kugeln formt. Mit diesen Kugeln beschenkt er seine Freunde und preist sie ihnen als eine Universal-Medizin an. An ähnlichem periodischen Wahnsinn leidet ein anderer, Alfert mit Namen, einer der Stillen im Lande. Sonst das frommste, liebevollste Gemüt ist er, wenn der Wahnsinn über ihn kommt, unerträglich. In seinem feuerroten Schlafrock fürchtet er dann weder Himmel noch Hölle, achtet weder Gott noch Menschen. Auch Geister- und Gespenstererscheinungen sind in den Novellen nicht selten. In der „Klausenburg“ tritt ein Geist auf, der Lessings Verbot zum Trotz im hellerleuchteten Zimmer und in

Gegenwart mehrerer Personen sein Opfer erwürgt. Ein liebenswürdiges Gespenst erscheint in der Gestalt eines grauen Männleins in der Novelle „Abendgespräche.“ Eine regelrechte Gespenstergeschichte voller Spuk und Zauberei ist „Pietro von Abano.“ Den Somnambulismus im Dienste von Geheimbündlern führt uns der Dichter in den „Wundersüchtigen“ vor Augen. Zahlreiche Novellen enthalten Gesichte und Träume. In „des Lebens Überfluß“ werden wir mit einem Traume unterhalten, in dem der Held der Geschichte verauktioniert wird. Ein grausiges Gesicht wird von dem unglücklichen Balder, William Lovels Freunde, der später in Raserei verfällt, erzählt. Ein Offizier entzweit sich bei einem Gespräche über Gespensterfurcht mit einem Freunde und tötet diesen im Duell durch einen Schuß in den Kopf. Von diesem Augenblick sieht er jede Mitternacht einen Totenkopf mit einem Loch auf der Stirn durch das Zimmer rollen. Als seine Freunde, um ihn von seiner vermeintlich fixen Idee zu befreien, einen eigens dazu präparierten Totenschädel um Mitternacht an einem Faden durch das Zimmer ziehen, schreit der Unglückliche entsetzt auf, denn nun hätten sich zwei Totenköpfe eingestellt. Eben derselbe Balder berichtet seinem Freunde von schrecklichen Träumen, in denen er Heere von Ungeheuern erblickt, und William Lovels alter Diener wird auch durch einen Traum auf seinen nahen Tod vorbereitet.

Schon diese Beispiele lassen vermuten, daß L. Tieck mit Vorliebe diese Seite der menschlichen Natur beobachtet habe; daß ihm selbst auf seinem Lebensgange Geistererscheinungen, Visionen und bedeutungsvolle Träume nicht gefehlt haben, wissen wir aus R. Köpkes Aufzeichnungen.

Als Kind wurde Tieck von einer Geschichte, welche die Mutter während der Dämmerstunde im Kreise der Ihrigen erzählte, besonders ergriffen. Da hatte in dem Heimatdorfe der Mutter eine alte unheimliche Frau gelebt, die für die Jugend ein Gegenstand geheimen Schauers war. Häßlich und böse hauste sie allein in einer kleinen Hütte und litt außer einem Hund nichts Lebendes um sich. Wenn man sie anredete, so

antwortete sie zornig in einem nur halbverständlichen Kauderwelsch, das den Kindern wie böse Zauberformeln in die Ohren klang. Mit wunderlichen Geberden lief sie durch die Straßen und rief mit gellender Stimme nach dem Hunde: Strameh, Strameh! Strameh! Wer erkennt nicht in dieser Frau das Urbild der alten Hexe, die im „Blonden Eckbert“ wahrhaft dämonisch auf uns einwirkt?

Trübe Erfahrungen warfen schon in das Leben des heranwachsenden Knaben ihre Schatten: zwei Schulfreunde, Viering und Toll, wurden ihm unerwartet durch den Tod entrissen, der Grenadier Daschieri, mit dem er Freundschaft geschlossen hatte, erlag der grausamen Behandlung eines Vorgesetzten, seine innige Zuneigung zu dem Schulkameraden Bothe sah er schnöde zurückgewiesen. Kein Wunder, daß seine feinfühlige Natur in einen Zustand innerer Versunkenheit und Schwermut verfiel. Schon früher hatte er angefangen, einsam nächtliche Spaziergänge zu unternehmen. In den entlegenen Teilen der Stadt, vor den Thoren suchte er jetzt die Kirchhöfe auf, saß bis in die Nacht auf den Gräbern und rief den Teufel an. Die Außenwelt war für ihn oft erstorben, er versank in Bewußtlosigkeit, aus der er bisweilen gewaltsam aufgerüttelt werden mußte. Das war der Weg zum Wahnsinn. Natur und Poesie brachten ihn wieder zur Besinnung. Die finstern Bilder und Gedanken drohten aber während der Studienzeit in Halle sich abermals seiner zu bemächtigen. Einst las er seinen Stubengenossen den damals eben erschienenen Spukroman von Große „Der Genius“ vor. Um 4 Uhr Nachmittags begann er seine Vorlesung und las ohne Unterbrechung bis 2 Uhr Morgens. Die Folge war höchste geistige und körperliche Erschöpfung; er verfiel in eine Betäubung, aus der ihn ein jäher Schrecken aufrüttelte. Abgründe schienen sich zu öffnen, riesige Gestalten wollten auf ihn losschreiten, von der Decke des Zimmers, von den Wänden her streckte es grauenhaft die Arme nach ihm aus. Mit dem Ausrufe: „Ich werde rasend“ sank er fast ohnmächtig zu Boden und verfiel in das heftigste Phantasieren. Er meinte, er sei bereits gestorben, sein eigner Körper war ihm fremd, er glaubte

eine Leiche zu berühren, wenn er mit der einen Hand die andere erfaßte. Allmählich erholte er sich; nur der furchtbare Gedanke, er könne wahnsinnig werden, wollte ihn nicht verlassen. Dagegen erregte der Zustand geistiger Umnachtung an anderen sein höchstes Interesse. In Erlangen sah er auf einem Spaziergange, den er mit Pofessor Harleß machte, einen Mann, der mit der fixen Idee behaftet war, predigen zu müssen. Ohne Umstände wollte Tieck seinen gelehrten Begleiter in Stich lassen, um den Redner zu sehen und zu hören, wurde aber von Harleß daran verhindert. Als er in Göttingen sich mit Wackenroder in das Studium Shakespeares vertieft hatte, erschien ihm einmal um Mitternacht, während er Macbeth las, jene Hexe, über die wir ihn unten selbst vernehmen werden. Von Göttingen macht er einen Ausflug nach Braunschweig und erlebt hier ein seltsames Abenteuer. An einem Fenster erblickt er ein schönes junges Mädchen, das ihn durch Zeichen als einen alten Bekannten begrüßt. Er geht in das Haus, und hier tritt ihm auf der Treppe die Schöne mit der Erklärung entgegen, sie habe ihn längst erwartet und werde sogleich zurückkehren, wenn sie ihren Schmuck angelegt habe. Sie kommt, wie Ophelia geschmückt, zurück und will mit dem Dichter entfliehen, der jetzt erst begreift, daß er es mit einer Irrsinnigen zu thun habe. In der Novelle „Die Reisenden" begegnen wir dieser Unglücklichen wieder. Auf einem Ausfluge von Göttingen war es auch, wo sich in der Abenddämmerung ein jüdischer Handwerksbursche zu ihm gesellte, der sich für einen Sohn Friedrichs II. hielt. Das Zusammentreffen war dem Dichter merkwürdig genug, um es im „jungen Tischlermeister" zu verwerten. Im Jahre 1798, kurz vor seiner Verheiratung mit Amalie Alberti, befand sich Tieck in einem seltsamen visionären Zustande und hatte folgendes Gesicht, das er in den „Abendgesprächen" erzählen läßt. In der Sehnsucht, seine Braut wiederzusehen, war er ihr auf der Poststraße nach Hamburg, woher sie kommen sollte, entgegen gegangen. In einer einsamen Waldschenke hinter Tegel wollte er sie erwarten, denn bis dahin hatte er ihr früher das Geleit gegeben. Genau kannte er das Haus, dessen Umgebungen und den Weg dorthin.

Plötzlich erblickte er früher, als er erwartet hatte, die Schenke, aber statt an der linken an der rechten Seite des Weges. Der Wirt stand in der Thür und pfiff, wie er zu thun pflegte; auf einer Latte des Daches saß der Hahn und bewegte seine Flügel, Hühner liefen vor dem Hause umher. Der Wirt winkte, der Dichter sprang über den Graben der Landstraße und — lag im Graben. Als er aufblickte, argwöhnend, daß der Wirt ihn auslachen würde, waren Wirt und Haus, Hahn und Hennen verschwunden und noch zwei volle Stunden dauerte es, ehe er die wirkliche Schenke erreichte. Derartige Visionen blieben ihm auch später nicht fern; als er im Sommer 1814 von Ziebingen nach Berlin gekommen war, sah er in dem Hause seines Schwagers, des Staatsrates Alberti, am hellen lichten Tage die Erscheinung eines verstorbenen Hausgenossen, von der er in den folgenden Briefen so ausführlich berichtet. Damals setzten in Berlin die Erscheinungen des tierischen Magnetismus Ärzte, Naturforscher und Philosophen in Bewegung. Tieck interessierte sich lebhaft für diesen Gegenstand und trat auch zu einem damals als Magnetiseur bewunderten und gesuchten Arzt, dem Medizinalrat Wolfardt, in Beziehung.

So mag auch wohl im Spätherbste 1828 der Umgang mit Friedrich Schlegel, der damals in Dresden die Ergebnisse seiner philosophischen und historischen Studien vortragen wollte, sich aber dem Willkürlichen, Abenteuerlichen, Verkehrten zugewendet hatte, die Ursache für die sonderbaren Gesichte geworden sein, von denen uns der Dichter selbst berichten wird. Es bedurfte nur einer äußeren Anregung, um ihn tief in jenes übersinnliche Gebiet hineinzutreiben. Auch ohne Köpkes Versicherung wären wir fest überzeugt, daß er viel auf Träume gab; er meinte, man solle, statt sie zu verachten, mehr auf sie achten. Und er hatte dabei die Erfahrung für sich. So konnte er, als er Correggios Gemälde kennen lernte, ihre gepriesene Trefflichkeit nicht einsehen, und mühte sich vielfach um ihr Verständnis. Da erschien ihm im Traum der Meister selbst, führte ihn mit den Worten: „Bist Du nicht ein dummer Mensch, das Treffliche nicht zu erkennen," zu seinen Gemälden in die Galerie und er-

öffnete ihm ihre Schönheit. Am andern Morgen konnte Tieck die Zeit des Eintritts in die Galerie kaum erwarten. Sobald als möglich eilte er zu Coreggios Bildern und war seitdem ihr größter Bewunderer. Auch sonst beschäftigte ihn im Traum lebhaft, was er wachend eifrig betrieb. Einmal entdeckte er im Traume ein völlig unbekanntes Stück Shakespeares und war beim Erwachen unglücklich, daß er nicht ein einziges Wort behalten hatte. Ein ander Mal träumte er, er sei gestorben; im Jenseits fragte er sofort nach Shakespeare, erfuhr aber, daß dieser schon in einer höheren Welt zu suchen sei, und daß er ihn schwerlich jemals erreichen werde.

Wer als Mann an solchen Gebilden seiner Phantasie Gefallen findet, wird als Greis gern in dieser Traumwelt weilen. Ludwig Tiecks Biograph, R. Köpke, der erst in den letzten Lebensjahren des Dichters mit diesem bekannt geworden ist, würde in seinen „Erinnerungen," die auf schriftliche und mündliche Mitteilungen Tiecks zurückgehen, nicht so sorgfältig jedes einzelne der oben erwähnten Erlebnisse aufgezeichnet haben, hätte Tieck nicht oft und gern bei ihnen verweilt. Diese Vermutung wird zur Gewißheit durch einige bisher unbekannte Briefe, die der Dichter zwei Monate vor seinem Tode geschrieben hat. Abschriften dieser Briefe befinden sich in dem handschriftlichen litterarischen Nachlaß L. Tiecks, der auf der königlichen Bibliothek zu Berlin aufbewahrt wird. Wo die Originale geblieben sind, ob sie in Holteis Besitz übergegangen oder an den Adressaten zurückgegeben sind, ist unbekannt. Der Empfänger der ersten beiden Briefe ist vielleicht der Graf York-Wartenburg, ein Freund aus der Dresdener Zeit, der, so oft er in Berlin war, Tieck besuchte und an seinem Leben und Dichten lebhaft Anteil nahm. Der Anfang dieses Briefes ist in dem vorhergehenden Aufsatz „Ludwig Tieck und Adam Oehlenschläger" bereits mitgeteilt. In seinem weitern Verlauf behandelt der Brief Familienverhältnisse, die nicht an die Öffentlichkeit gehören, und fährt dann fort:

„Nun zu Ihrem zweiten Briefe, durch welchen ich den ersten nun ganz verstanden habe. In meiner frühesten Jugend

suchte ich gleichsam mit Trotz auf Kirchhöfen in einsamen Nächten die Bekanntschaft mit der Geisterwelt, um erst recht an diese glauben zu können. Mir ist damals nichts Denkwürdiges begegnet. Ein komischer Vorfall nur, den ich in einer der kleineren Novellen mitgetheilt habe, stieß mir in einem schönen Mai 1798 zu, als ich wohlgemuth meiner Braut über Töplitz*) entgegenging. Wirklich begegnete mir, was ich in den Abendgesprächen oder einer andern Novelle geschildert habe, daß ich die Landschenke mit Wirth, Geflügel und allen Zufälligkeiten plötzlich lebendig vor mir sah, aber an der rechten Seite. Verwundert, daß sie nicht links lag, machte ich den Sprung, fiel in den Graben, und alles war verschwunden. Im Jahre 1814, als ich bei meinem Schwager Alberti wohnte, begegnete mir etwas Außerordentliches, was ich noch nicht begreifen kann. Die Oberetage war leer geworden, indem die Wittwe des kürzlich verstorbenen v. Behrend ausgezogen war. Ich hatte in der Nacht in Ziebingen Briefe geschrieben, war sehr aufgeregt und ließ mein Bett in die leere Stube stellen, wo ich mich sehr ermüdet niederlegte und sehr gebeten hatte, daß mich auf einige Stunden Niemand stören sollte. So wurden von beiden Seiten die Stuben verschlossen, ich legte mich in den Kleidern nieder, und erstaunte nicht wenig, als ich mit Geräusch die Thür des Vorzimmers aufreißen hörte, und dann ein Mann hereinkam im blauen Frack, der etwas unter dem Rocke verhüllt zu tragen schien. Ich begriff den Alberti und seine Leute nicht, daß sie meine dringende Bitte nicht mehr beachtet hatten. Ich sah indeß die hellerleuchteten Wände an, die kleinen Löcher, wo Bilder gehangen hatten, als plötzlich die Thüre des Vorzimmers noch einmal mit Geräusch geöffnet wurde. Derselbe Mann trat wieder ein und ging an meinem Bette vorüber. Nun glaubte ich Ruhe zu haben; aber kaum hatte ich die Augen geschlossen, so erfolgte unter denselben Umständen dieselbe Geschichte. Ich richtete mich auf und sah den fremden Mann verdrießlich an,

*) Hier verwechselt Tieck das bei Potsdam gelegene Töplitz mit Tegel.

und wollte ihm etwas Empfindliches sagen, als er nach kurzem Stillstehen und mich fixierend wieder durch die Stube nach der anderen Thüre ging und ich nun erst einschlafen konnte. Als ich meinem Schwager diese Begebenheit klagte, begriff er sie nicht, die Köchin wurde hereingefordert, sie schwur, daß sie selbst alles vorsorglich verschlossen hatte, und als ich den Mann schilderte, sagte Alberti mit Erstauen, ich male ganz genau das Bild des gestorbenen Miethsmanns Geist v. Behrend*). Ihrer Behauptung, daß solche Erscheinungen nur aus gestörtem Geiste hervorgingen, setze ich des tiefsinnigen Shakespeare Hamlet entgegen. Vielleicht nehme ich mir nächstens die Freiheit, dieses sonderbare Kapitel fortzusetzen."

In einem etwas späteren Brief an denselben Freund schreibt Tieck:

„Wie bin ich begierig, etwas Näheres von den Erscheinungen zu wissen, welche Sie mir an einem Abende anvertrauten. Das ist ein Feld, nach welcher Kenntniß ich mich immer gesehnt habe, mit Eifer streben wollte und doch nichts Bedeutendes aus dieser Welt erfuhr. Hier ist es, wo Wahrheit, Schein, Unmöglichkeit, Täuschung und die wundersamste Poesie und Prosa sich einander berühren."

Ein drittes Schreiben ist datiert: Berlin, 1. März 1853, und lautet folgendermaßen:

„Geliebter Freund! Sie werden sich wundern, wenn ich noch fortfahre, Ihnen vorzuschwatzen. Wie ich ehemals zu wenige Briefe, schreibe ich jetzt vielleicht zu viele, und so mag sich denn Fehler und Tugend ausgleichen. Ich sprach neulich über das verwirrte Kapitel unsers menschlichen Geistes, über jene Erscheinungen, über die sich so viel für als wider sagen läßt; und da wir in diesem unsern irdischen Käfig so eingesperrt sind, wie die Eichkätzchen in ihrem stillstehenden Rollwagen, so können wir außer den Bewegungen, die dem höheren Zuschauer

*) Große Ähnlichkeit mit diesem Gesicht hat die Erscheinung, von der im „William Lovel" Balder seinem Freund erzählt. In der Geisterstunde sieht Balder, während er bei der Lektüre des Hamlet sitzt, einen gespenstischen Mann durch sein Zimmer schreiten.

vielleicht verständlich sind, nur die Bewegung und die Thätigkeit unseres unfreiwilligen Käfiges sehen. Es war im Spätherbst 1828, als Friedrich Schlegel seine Vorlesungen in Dresden hielt, die er bald darauf im Januar 29 mit seinem Tode beschließen mußte. Ich sah ihn täglich und erstaunte über diesen mir unbegreiflichen Fortschritt im Aberglauben, den ein so heller scharfsinniger Kopf mit Riesenschritten gethan hatte. Ich schlief damals ohne Nachtlampe, die ich seit meiner Kindheit gewohnt war. Plötzlich flog mir ein eiseskalter Wind über die Augenlider, so daß ich vom Schreck erwachte, vergessen mußte, daß es stockfinstre Nacht sei, denn mein Schlafzimmer war so hell, wie am Tage; ich konnte genau die Bücher auf ihren Repositorien erkennen und alles im Zimmer deutlich mit Bewußtsein unterscheiden. Zu meinem Erschrecken standen vor meinem Bette drei, wie halbverweste Figuren mit blassem Antlitz, die ihre todten matten Augen auf mich richteten. Sie waren ungefähr wie Kapuzinermönche gekleidet, und in meinem Entsetzen fuhr ich sie schreiend an, was sie wollten und wo sie her kämen. Sie antworteten natürlich nichts, und wie ich mich bewegte, um aufzustehen, waren sie verschwunden. Die Tageshelle im Zimmer blieb noch eine Weile und ich suchte mich vom Schreck an den Gegenständen umher zu erholen und zu sammeln, bis dann nach einigen Minuten der Vorhang der finstern Nacht wieder herunter fiel und mir alle Gegenstände umher entzog. Diesen eisigen Wind über die Augenlider hin empfand ich nach einigen Tagen wieder, und wieder standen drei andere Menschen, aber nicht so schauerlich anzusehen, vor meinem Bette, als wenn sie mich anreden wollten. Wieder war es ganz hell; ich fragte wieder mit lauter Stimme, was sie von mir wollten, wo sie herkämen, und gleich darauf waren die ganz deutlichen Gestalten wieder verschwunden. Noch muß ich anerkennen, daß ich von diesen Figuren nicht geträumt hatte, daß es keine Bekannten waren, die meinem Gedächnisse etwa vorgeschwebt hatten, sondern ganz fremde, nie gesehene Männer. Es blieb wieder einige Minuten ganz hell, und dann war es wieder Nacht und ich konnte nach einiger Zeit wieder einschlafen. Diese wirklich wunderbare Be-

gebenheit wiederholte sich etwa noch 5 oder 6 Mal; ich war nun schon vorbereitet, wußte, daß diese unbegreifliche Erscheinung mir nichts bedeuten konnte, sah sie gleichgiltiger aus dem Bette an und ließ sie auch so verschwinden. Etwas später, als mich dieser eisige Zugwind über die Augen wieder erweckte, war mein ganzes Bett voll kleiner allerliebster Kinder, die mich alle anlachten und freundlich begrüßten. Unter ihnen saß ein ganz erwachsenes Frauenbild, was mir verhaßt war, weil sie übertrieben und grell geschminkt war. Die Kinder blieben immer freundlich, bis sie auch kurz vor der Tageshelle verschwanden, und ich viel über diese freundliche Erscheinung, den vorigen ganz entgegen, nachdenken mußte. Als ich meinem Freunde Friedrich Schlegel diese Seltsamkeit mittheilte, dem ich auch von den früheren widerwärtigen Gestalten erzählt hatte, machte er eine sehr bedenkliche Miene und sagte: „Liebster Tieck! Was Dich durch diesen kalten Schreck auf den Augen erweckt, rührt von Jemand her, der es sehr gut mit Dir meint; ich hoffe, die letzte Erscheinung wird öfter wiederkehren, und die Mutter Gottes entzieht sich der Erniedrigung nicht, daß sie auch in widerwärtiger Gestalt ihren Freunden sich wohl zeigen mag. Darum überwinde diesen Widerwillen gegen die Geschminkte und sie wird sich Dir gewiß anders darstellen.“ — Ich mußte erstaunt vor diesem Blödsinn stillschweigen, und er war schon gewohnt, daß solche Träumereien mich nicht interessirten, denn ich hatte oft bis über Mitternacht Gespräche mit ihm, in denen er mir die unsinnigsten Dinge weissagen wollte. Nun hatte ich vor diesen seltsamen Erscheinungen einige Wochen Ruhe; plötzlich wieder die Eiseskälte auf den Augen, heller Tag um mich her, und auf meinem Bette stand ein großer Rabe. Ich war sehr unwillig auf meine Leute, daß sie die Fenster zu lange offen gehalten hatten, denn ich war besorgt, dieses große schwarze Thier könne mir nach den Augen fahren. Ich wollte in meinem Zorne die Klingel ziehen, als das Unthier verschwand und die dunkle Nacht wieder herunterfiel. Seitdem nahm ich meine Zuflucht wieder zur alten Nachtlampe, und mir ist nichts wieder von dieser Art begegnet. Sie werden dies gewiß, theurer

Freund, mit einigem Interesse gelesen haben; Sie mögen es sich nach Ihrer Theorie auslegen, aber ich will noch vom Jahre 1793 aus Göttingen eine kleine Gespenstergeschichte hinzufügen. Meine Freunde Burgdorf und Wackenroder waren zu zwei verschiedenen Gesellschaften gegangen, und ich hatte mich in der Einsamkeit bei der Studierlampe zum Studium des Macbeth und der wundervollen Monologe niedergesetzt, und war in der Einsamkeit glücklich, in der Ueberzeugung, nicht gestört zu werden. Gegen Mitternacht klopft es bescheiden an meine Thüre. Ich war verdrießlich in der Ueberzeugung, daß Wackenroder, wie oft, einen albernen Spaß machte. Als sich das Klopfen wiederholte, rief ich unwillig „herein!“ und ich sah mich nicht um nach der Gestalt, die hereinschritt. Es war still und ich war mit den Augen fest auf mein Buch geheftet. Plötzlich fühle ich eine rauhe, eiskalte Hand an meinen Wangen; ich erschrak und sprang auf, und vor mir stand eine kleine Zwergbildung von einem alten Weibe, die stumm schien und blos mit der Geberde bettelte. Ich nannte es eine Gespenstergeschichte, denn ich hatte ganz die grausige Empfindung, als wenn sich mir eine solche vorgestellt hätte. Ich gab in Eile und Schrecken mehr, als ich sonst gethan hätte, machte die Thür auf, ließ die kleine Zwergin hinaus und verschloß zitternd und sorgfältig das Zimmer. Diese kleine Figur hatte mit dem sogenannten Schub über die Grenze gebracht werden sollen; in der Finsterniß hatte sie sich von der Wache und ihren Begleitern unbemerkt entfernen können, hatte in die Häuser der Straßen eindringen wollen, fand sie alle verschlossen und nur das unsrige noch so spät eröffnet, weil die Haushälterin die Besuche zurückerwartete. Wieder fand sie die übrigen Zimmer bis auf das meinige versperrt und drang so bei mir ein. Ich weiß nicht, ob ein anderer von seinem Buche wäre so aufgeschreckt worden, wie ich, weil ich mich abwesend ganz in den wunderbaren Text verloren hatte, wie oft. Wollen Sie mich recht glücklich machen, theuerster Graf! so schicken Sie mir bald eine Antwort auf diese meine sonderbaren Herzensergießungen; ich möchte wissen, wie Ihr klarer, scharfer Verstand diese Sachen ansieht, und welche Meinung Sie äußern

werden. Grüßen Sie Ihre höchst liebenswürdige Gattin herzlich von mir und bleiben Sie mein Freund, sowie ich der Ihrige
L. Tieck."

Um die Fragen, welche bei dieser Korrespondenz sich ihm aufdrängten, zu erörtern, nahm Ludwig Tieck den längst aufgegebenen Briefwechsel mit Justinus Kerner wieder auf.

Ludwig Tieck und Justinus Kerner*).

Mit dem 18. September 1886, dem hundertsten Geburtstage Justinus Kerners, ist der Zeitpunkt vorüber, vor welchem nach des Dichters Willen sein Briefwechsel nicht veröffentlicht werden sollte. Hoffentlich ist es dem in Weinsberg lebenden Sohne des Dichters, Hofrat Dr. Theobald Kerner, vergönnt, den wertvollen Schatz der väterlichen Korrespondenz, die wohlgeordnet im Dichterhause zu Weinsberg verwahrt wird, der gelehrten Forschung und dem großen Kreise der Gebildeten durch eine litterarische Publikation zugänglich zu machen. Denn niemand ist besser dazu geeignet, wie ich mich jüngst überzeugen durfte, durch persönliche Erinnerungen den Briefwechsel Justinus Kerners zu erläutern und zu ergänzen. Aus jenem reichen Schatze wurde mir bei einem Besuche in Weinsberg mit der größten Bereitwilligkeit und Liebenswürdigkeit Ludwig Tiecks Briefwechsel mit Justinus Kerner zur Verfügung gestellt. So bin ich in der glücklichen Lage, bei der hundertsten Wiederkehr von Justinus Kerners Geburtstag das persönliche Verhältnis dieser beiden Männer durch Mitteilung der Tieckschen Briefe und unter Berücksichtigung der von Kerner an Tieck gerichteten, von Karl v. Holtei veröffentlichten Schreiben (Briefe an Ludwig Tieck. Zweiter Band S. 149 ff.) in das rechte Licht zu setzen.

*) Zuerst gedruckt „Allgemeine Zeitung", 1886, Nr. 260.

Die erste Bekanntschaft beider Männer fällt in das Jahr 1828. Tieck reiste damals mit seiner Tochter Dorothea von Teplitz nach Baden-Baden und suchte in Schwaben u. a. die Bekanntschaft Justinus Kerners und Wolfgang Menzels zu machen. Nach Weinsberg zog ihn der Ruf des Geisterhauses, in dem damals die Seherin von Prevorst lebte. Daß er gastlich aufgenommen wurde, ist selbstverständlich; daß die unglückliche Frau ihm reges Interesse einflößte, unzweifelhaft. Beginnt doch der Brief, welchen Justinus zwei Jahre später an ihn richtete, mit den Worten: „Sie werden sich vielleicht meiner nicht mehr — aber wohl des Stuhles erinnern, auf dem Sie auf dem alten Thurme zu Weinsberg saßen und auf die Gebirge sahen. In diesen ist nun das Grab jener unglücklichen Frau, die Sie damals mit Ihrem Besuche erfreuten. Ihre Geschichte, aus der ich Ihnen damals einige Blätter vorlas, ist inzwischen auf dem Markte erschienen." Die reichbegabte Dorothea Tieck machte auf die unglückliche Seherin einen tiefen Eindruck. Kerner schreibt in demselben Briefe: „Sagen Sie ihr (der Dorothea), daß die verstorbene Frau noch vieles von ihr gesprochen, was ich ihr gern sagen möchte." Wie sich Tieck Kerners und Eschenmayers Geisterglauben gegenüber verhielt, erfahren wir nicht; wohl nicht völlig abweisend, denn in dem erwähnten Schreiben bittet ihn Kerner, zur Abwehr der heftigen Angriffe Wolfgang Menzels gegen die Geschichte der Seherin von Prevorst „nur ein Wort über die Geschichte öffentlich zu sprechen, nur den Eindruck zu bezeichnen, den diese Frau auf ihn gemacht." Der vorhandene Briefwechsel läßt nicht erkennen, ob und in welcher Weise Tieck dem Wunsche Kerners nachgekommen ist. Der Anfang des unten mitzuteilenden Briefes Tiecks an Justinus vom 22. Mai 1841 legt aber die Vermutung nahe, daß jener die Bitte abgeschlagen hatte. Dazu stimmt eine Äußerung Kerners an Karl Mayer: „Ich glaube an Teufel und Gespenster . . . . (es ist auch nicht anders, sie existiren einmal) und er [Lenau] dichtet sie nur und glaubt daher nicht an sie, wie keiner an seine eigenen Schöpfungen glaubt. Das habe ich an Tieck sehr schön erlebt (Karl Mayer, Ludwig Uhland (1867) II, 148).

Es wäre für Tieck auch einigermaßen schwierig gewesen, gegen Menzel aufzutreten, da derselbe, seit er in Stuttgart Tiecks Besuch erhalten, sich voll Ergebenheit an diesen angeschlossen und sich zu seinem Ritter und Verteidiger sich aufgeworfen hatte. Wohl infolge dieser Abweisung ruhte der briefliche Verkehr elf Jahre. Kerner übersendet am 24. Februar 1841 durch einen jungen Landsmann, „der aus Hegels Schule ist und an keine Geister glaubt," ein Briefchen mit den innigsten Grüßen und der Versicherung seiner Verehrung und Liebe. Darauf schreibt Tieck aus Nürnberg auf der Reise, die er im Frühjahr 1841 nach dem Tode seiner Tochter Dorothea nach Baden-Baden unternahm, folgenden Brief an Justinus Kerner.

„Nürnberg, den 22. Mai 1841.

Geehrter Herr und Freund!

Ihr kleines Briefchen hat mir große Freude gemacht. So ziemt es Gelehrten in freundschaftlichem Umgang bleiben zu können, wenn sie auch in Meinungen, Ansichten und Ueberzeugungen noch so sehr von einander abweichen. Auch die Bekanntschaft des jungen Herrn Doctors erfreute mich. Er machte mir Hoffnung, im Falle ich Sie besuche, oder Sie mich in Heilbronn, den Herrn Mörike*) kennen zu lernen, dessen Schriften ich schon seit lange kenne und liebe.

Ich schreibe in Eile aus Nürnberg und weiß nicht, ob mein Blatt früher kommen wird als ich. Heute ist Sonnabend den 22. Mai, ich gehe noch heute nach Ansbach, am Sonntag den 23. bis Schwäbisch Hall, komme Montag den 24. bis Heilbronn, bleibe den Nachmittag dort und gehe den 25., Dienstag, bis Baden-Baden.

Gruß und Freundschaft von Ihrem

L. Tieck."

Das geplante Zusammentreffen fand in Heilbronn statt; hier erhielt Ludwig Tieck, in dessen Begleitung seine Tochter Agnes und die Gräfin Finkenstein sich befanden, den Besuch der

*) Eduard Mörike war damals Pfarrer in Kleversulzbach.

Kernerschen Familie. Mörike aber erschien nicht. Durch sein Übelbefinden war es ihm ganz unmöglich, zu kommen, wie er später an Kerner schreibt. Justinus, zu jeder Zeit und bei jeder Gelegenheit bereit, seinen Freunden zu helfen, versuchte nun, Tiecks Interesse an Mörike für letzteren nutzbar zu machen. Am 14. Juni desselben Jahres wendet er sich schriftlich an Tieck, schildert Mörikes Lage als eine infolge seiner ökonomischen Verhältnisse und seines zerrütteten Nervenzustandes sehr unglückliche. Er bittet Tieck, das auszuführen, wovon er so gütig gesprochen — ein paar Blätter über Mörikes poetische Leistungen zu schreiben, ein Quelle zu finden, wodurch er dem Könige von Württemberg empfohlen würde, und fährt dann fort: „Kämen Sie nach Ems und träfen Sie dort die Töchter des Königs (die von der Katharina), die Gräfin Neipperg, die jetzt dort ist, und die Prinzessin von Oranien, die später dahin kommt, so vergessen Sie nicht, zu ihnen ein Wort von Mörike zu sprechen." Als Antwort sandte Tieck nachstehenden Brief, der auch durch die von ihm am Kernerschen Geisterglauben geübte Kritik unser Interesse in Anspruch nimmt.

„Baden-Baden, den 3. Juli 1841.

Geehrter Freund!

Ich habe noch viel an die angenehmen Stunden denken müssen, die wir so heiter in Ihrer Gesellschaft und mit Ihrer Familie verlebten. Auch freut es mich, daß ich den wackeren Schwiegersohn habe kennen lernen. Aber leid thut es mir, daß mein Brief von Nürnberg zu spät ankam, denn ich hätte es wirklich gewagt, Ihre edle Gastfreundschaft anzunehmen und einen Tag in Ihrem Hause zu leben. Vielleicht hätte sich Mörike auch weniger genirt, zu Ihnen, als nach Heilbronn zu kommen. Der Arme! Und daß ich ihn nicht habe kennen lernen. Ich habe es in meinem Sinn seitdem immer hin- und hergeworfen, wie ihm zu helfen sein möchte, ich kann aber immer noch kein Mittel, keinen Ankerplatz finden, wo ich einlaufen dürfte. Ich bildete mir erst ein, ich würde nach Stuttgart reisen können, aber ich habe dazu keine Zeit mehr übrig, denn

meine Badezeit hat bedeutend länger gewährt, als ich voraussagte. Als ich anfing, mußte ich zwei Tage ruhen, und hierauf habe ich 36 Bäder mit sehr angreifenden Douchen genommen. Nach Ems komme ich noch weniger, und wenn ich auch so dreist wäre, ein Unbekannter, die Prinzessin anzureden, und zwar mit einer Fürbitte: so weiß ich, wie leicht die Damen etwas versprechen und noch viel leichter vergessen. Auch gilt selbst ihre gute Meinung und guter Wille bei den Herrschenden nur wenig.

Agnes*) war sehr erfreut über die Beilage und sagt Ihnen gerührt den herzlichsten Dank. Sie gibt mir auch ein Blättchen für Sie. Auch ihr thut es leid, daß wir nicht etwas in Weinsberg verweilen konnten. Bleiben wir am Leben, so überfallen wir Sie in einem anderen Jahre einmal, vielleicht ganz unversehens. Erst hier erfuhr ich, daß Dr. Niethammer**) eine Flasche Champagner uns mitgegeben hatte, an meinem Geburtstage haben wir ihn getrunken, und auf Ihrer Aller Wohlsein. Gebe der Himmel nun, daß die Operation Ihres Auges bald und recht glücklich von statten gehe. Ich hoffe alles unbedingt bei Ihrer Stärke und Ihren gesunden Säften. Nur hüten Sie sich vor aller Aengstlichkeit und Furcht. Ich habe erlebt, daß Böttiger, viel älter als Sie, und weniger mäßig***), völlig zum Sehen wieder hergestellt wurde. Man kann gewiß von innen sehr nachhelfen, und wenn der Arzt der Aufgabe gewachsen ist, so wird er auch wissen, von wo die Krankheit herrührt und wie sie recht behandelt werde. Mir geht es leidlich wohl, auch kehren meine Kräfte nach und nach wieder. Nur arbeiten kann ich noch gar nicht. Ich reise nun morgen den 4. Juli oder den 5. von hier ab, über Heidelberg, Darmstadt und Frankfurt, von da vielleicht über Kassel und Göttingen. Nach der Mitte des Monats werde ich wohl in Potsdam und Sans-Souci sein. Ist es möglich, so gehe ich künftiges Jahr wieder nach Baden, der Doctor verlangt es wenigstens. Nur ist die Reise weit und

*) Tiecks Tochter.

**) Der oben erwähnte Schwiegersohn J. Kerners.

***) Ursprünglich hatte Tieck „Schlemmer" geschrieben.

kostbar, allein aber kann und mag ich nicht reisen, ich bin dazu zu alt und hülfsbedürftig. Im Magikon habe ich Vieles mit Vergnügen gelesen. Diese Sachen fordern meist das Nachdenken recht heraus, was sich oft auch rechtschaffen wehrt. Wenn alles schon durch Vordenken abgemacht ist, so bleibt ein Genuß, wie bei einem Gedicht oder poetischen Werk. Wenn wir nur sondern könnten, was bei den Seelenstimmungen, die meist Erscheinungen veranlassen, äußerlich oder, so zu sagen, wirklich sei: oder was nur eine scheinbar nach außen geworfene Metapher oder Spectrum und Vision unserer schaffenden Phantasie ist. Wie oft Krankheiten, Geschwülste, Knochenauswuchs nur scheinbar plötzlich kommen und schon längst in der inneren Organisation vorbereitet und motivirt sind, so ist wohl oft ein Spectrum ein reif gewordener Auswuchs innerer Desorganisation oder unbewußt gebliebener Affectionen. Im Schutzgeist habe ich auch etwas Aehnliches geäußert, vielleicht dort deutlicher. Denn von den Grundbedingungen unserer Existenz können wir uns niemals losmachen, wenn es auch in gewissen hochgespannten Zuständen des Hellsehens so scheinen möchte, und so repetirt sich nur immer in umgekehrten Metaphern oder Umsetzungen, was wir schon waren oder wußten, wenn es auch nicht immer zum äußeren Bewußtsein gekommen war. Hier ist der Punkt, wo die consequenteste Skepsis mit der Ueberzeugung und dem Glauben durchaus zusammenfallen und sich gar nicht mehr widersprechen. Sie sagen vielleicht, ich spreche wie der Blinde über Farben. Der Freundschaft zweier redlicher Männer, die mit allem Eifer die Wahrheit suchen, muß alles dieß keinen Eintrag thun, und in dieser Gesinnung umarme ich Sie herzlichst. Unsere Grüße, der Gräfin und meiner Tochter allen den liebenswürdigen Ihrigen.

Bleiben Sie so der Freund wie ich der Ihrige

L. Tieck.

Sie wollten mir noch ein Buch geben. Können Sie es nicht senden? Schreiben Sie nicht einmal oder eins der Kinder? Wie würde ich mich freuen!"

Darauf scheint die Korrespondenz wieder geruht zu haben. Der nächste vorliegende Brief ist von Tieck wenige Wochen vor seinem Tode geschrieben. Tieck beschäftigte sich damals lebhaft mit den Fragen nach der Fortdauer der Seele, nach dem Hineinragen des Geisterreichs in die Menschenwelt.

Aus dieser Stimmung ist auch der nachstehende Brief hervorgegangen:

„Berlin, den 16. März 1853.

Geliebter Freund!

Schon seit lange drängt es mich, mich einmal wieder mit Ihnen in nähere Verbindung zu setzen. Mit Rührung und Freude denke ich an jene Stunde, wo wir uns so freundlich in Heilbronn und Weinsberg sahen, wo Sie mir so vieles mittheilten, wo ich bei Ihnen jene arme Seherin von Prevorst kennen lernte, Sie gegen meine Angehörigen so freundlich waren und das schönste Wetter uns zum Genuß der herrlichen Landschaft einlud. Ich habe von Ihnen vernommen, daß Sie das Unglück erlitten hätten, erblindet zu sein, was mich sehr erschreckt und betrübt hat. Der König von Württemberg und der vorige Herrscher von Baiern soll sich Ihrer freundlich und gnädig angenommen haben; doch freilich kann der Verlust des Auges durch nichts ersetzt werden kann. Ich habe auch viel Ihrer herzlichen, lieben Frau gedacht und Ihres Sohnes, der damals noch ein Knabe war und an einer Schachtel bleierner Soldaten sich sehr erfreute. Sie sehen, daß ich noch ein gutes Gedächtniß für alles habe, was mir bei Ihnen widerfuhr, und auch die Geschichte mit Ihrem Nachbar Mörike ist mir noch frisch in der Erinnerung, der nicht zu uns nach Weinsberg kam, was mir sehr leid that, weil ich mich für den vortrefflichen Mann und sein schönes Talent sehr interessirte. Wie steht es nun bei Ihnen und Ihrem damals so erfreulichen Haushalt, lebt Ihre liebe Frau noch? Der Sohn ist nun mündig und erwachsen, er soll, wie ich hörte, geheirathet haben. Können Sie mir selbst über diese Umstände etwas sagen oder einem Freunde dictiren?

Vor einigen Jahren besuchte mich in Potsdam eine sehr liebenswürdige Dame, eine Generalin aus Stuttgart, die Sie vor kurzer Zeit gesehen hatte, ihren Namen habe ich jetzt vergessen, sie ist aber eine Schriftstellerin, und ich las damals mit Wohlgefallen ein kleines Buch von ihr. Wohnen Sie noch in Weinsberg? Sehen Sie Freunde? Die Erinnerungen aus Ihrem Leben habe ich mit großem Wohlgefallen gelesen, besonders die Geschichte mit dem berühmten Arzte Weikard. Ich lebe jetzt in Berlin sehr einsam und bin schon seit zwei Jahren und länger bettlägerig und krank. Meine Frau habe ich verloren und seit 1841 auch meine älteste Tochter Dorothea, die mir so große Freude machte und an der Sie auch großes Wohlgefallen hatten. Im Jahre 1847 hat mich auch meine treuste Freundin, die Gräfin Finkenstein, verlassen, deren Tod zu den grausamsten Erfahrungen meines Lebens gehört. Ich bin jetzt 80 Jahre und habe schon seit lange eine wundersame Sehnsucht nach meinem großen, starken, herzlichen Justinus Kerner getragen, und daß ich Sie noch einmal sehen sollte, gehört wohl zu den Unmöglichkeiten des Lebens. Ich lebte in Berlin, solange ich gesund war, für den König, der mir immer äußerst gnädig gewesen ist, für seine Theater Einrichtungen treffend, im Sommer bei Sans-Souci wohnend, täglich meinen wohlthätigen Herrn sehend, ihm vorlesend und mit ihm sprechend, ebenso die ausgezeichnete Güte der Königin genießend und auf diese Weise sehr glücklich. Seit ich in Berlin bin, habe ich an meinen Schriften nicht arbeiten können, und jetzt macht mir die Krankheit jede, auch die kleinste Anstrengung unmöglich. Schwab ist nun auch gestorben, ebenso Reinbeck in Stuttgart, mein Freund Menzel lebt noch, die Hartmanns wahrscheinlich, von denen allen ich aber lange nichts gehört habe. Wie gern hätte ich die Reise in Ihre schönen Gegenden noch einmal gemacht, denn ich war ja immer ein bekannter Vagabund. Sie haben wohl, seit wir uns verlassen haben, nichts Neues herausgegeben. Wenn ich nur Ihre freundliche Wohnung in Weinsberg noch einmal sehen könnte. Sie haben vor Jahren meinen Freund, den Grafen Löben, in seiner unglücklichen Krankheit behandelt, an der er

bald nachher gestorben ist. Sie schrieben damals den herzlichen, rührenden Brief an den Hrn. v. Malsburg, seinen Freund, den ich noch besitze und als ein theures Andenken von Ihnen aufhebe. Ihr Freund, der Minister Wangenheim, ist nun auch seit lange dahin, den ich vor Jahren in Dresden alltäglich sah, sowie dessen Frau und Töchter. Nicht wahr? alles, auch das Gute ist gar zu vergänglich, und wir haben doch kein überzeugendes Gefühl und Nachweisung, daß es jemals besser sein wird, denn das Räthsel des Lebens, alles Geschaffene und sich Fortpflanzende, so wie die Erde und die Unendlichkeit aller Schöpfung das tiefste unauflöslichste Räthsel ist und bleibt. Auf wie kleinen Standpunkt und Wirkungskreis sind wir angewiesen, in welchem wir so glücklich sein könnten, eben weil er klein und unbedeutend ist. Dazu gehört aber, daß wir uns die Unauflösbarkeit jener hohen Fragen ganz aus dem Sinn schlagen müssen, weil sie für unser irdisches Dasein, unser Thun und Wirken nicht gehören und die Geschäfte, die uns angewiesen sind, so prosaischer Natur sind, daß sie im komischsten Widerspruch mit jenen Fragen, Zweifeln und Untersuchungen stehen, die so viele Menschen für den höchsten Beruf des Lebens achten. Doch nun theuerster, geliebtester Freund! muß ich abbrechen, denn ich habe Ihnen lange genug vorgeschwatzt. Können Sie, so antworten Sie mir, wenn auch nur mit wenigen Zeilen. Grüßen Sie die Ihrigen und erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, wie ich bleibe, so lange ich noch lebe, Ihr wahrer Freund

L. Tieck."

Wenige Wochen später hatte das Rätsel des Lebens aufgehört, für Tieck ein Rätsel zu sein. Justinus hatte auf diesen Brief eine ausführliche Antwort diktiert und diese mit einem Exemplar seines „Letzten Blüthenstraußes" an Tieck übersenden lassen. Er dachte nicht, daß er damit die letzten Tage des Sterbenden verschönen würde. Leider ist es mir nicht möglich gewesen, diesen Brief zu ermitteln. Im Dichterhause zu Weinsberg erregte die Nachricht von dem so bald erfolgten Tode Tiecks Bestürzung und Trauer. Ein Freund des Hauses veröffentlichte — wie ich der freundlichen Mitteilung einer Enkelin Justinus Kerners entnehme — in der Heilbronner „Neckar-Zeitung" am 5. Mai 1853 unter der Überschrift „Aus Ludwig Tiecks letzten Tagen" den vorstehenden letzten Brief Tiecks unter Weglassung aller persönlichen Fragen und willkürlicher Abänderung einzelner Stellen.

Von Tiecks Tochter, Agnes Alberti, erhielt Kerner als Antwort auf sein Schreiben folgenden Brief:

„Waldenburg, den 12. August 1853.

Theuerster, verehrtester Mann!

Hätte ich gleich bei Empfang Ihrer theuren Zeilen, die mich nach dem harten Schlage in Berlin trafen, meinem Herzen folgen können, so wäre dieser Brief an Sie schon seit drei Monaten in Ihren theuren Händen; doch Schmerz und Betrübniß nahmen mein Gemüth, und das Ordnen der Dinge, die bei einem jeden Verlust die traurigen Begleiter, und bei meines Vaters Heimgange doppelt wichtig, meine Zeit so ganz in Anspruch, daß ich jetzt erst wieder zu einer gewissen Ruhe komme, und es mir nun lieb ist, Ihnen theurer Mann, nicht gleich geantwortet zu haben, denn ich las nun in dieser Zeit auch wieder und immer wieder die köstlichen Gedichte Ihres letzten Blüthenstraußes, den ich sammt dem lieben langen Briefe, den Sie Vater auf den seinigen Mitte März geantwortet, auf seinem Tischchen neben dem Bett, also dicht neben seinem Lager vorfand. Mit mir selbst sprach Vater natürlich nicht darüber, denn ich kam, durch telegraphische Depesche gerufen, erst zwei Tage vor seinem Ende nach Berlin, wo ihm, weil er am Asthma litt, das Sprechen schon sehr beschwerlich fiel. Ich sagte eben, ich kam erst zwei Tage vor seinem Ende nach Berlin, doch bedenken Sie, welch hohes Glück das schon für mich war und welche Gnade von Gott bei so plötzlicher Krankheit und so weiter Entfernung. Als ich ankam, fand ich auch seinen Geist etwas erregt; doch es ging dann stündlich besser und so gut wieder, daß mir dieser Schlag dann doch unvermuthet kam. Er ordnete noch einige Geschäfte mit mir, wenn auch mit matter Stimme, sein herrliches, liebevolles Auge ruhte noch viel auf mir, und

die Ausdrücke seiner Liebe gaben mir noch unbewußt den letzten Segen. Am Abend vor seinem Ende wurden ihm Hände und Kopf sehr kalt und wir fürchteten eine schlimme Nacht; sein letztes Wort zu mir und überhaupt war: laß Dir etwas schönes träumen, (ich lege mir dieß nun für den vielleicht noch ferneren Traum des Lebens aus).

Früh um 4 Uhr röchelte er schon sehr und sprach nicht mehr, sah uns auch nicht mehr.

Da bemerkte ich, daß seine Zunge schon erstarrt, dieses Werkzeug so holder Stimme und lieblicher Töne, der Kampf dauerte wohl zwei Stunden, war aber nicht heftig und nach Sechs stieß er den letzten Seufzer aus und seine große Seele war erlöst aus den Banden dieses gebrechlichen Körpers. Ich betete den Vers aus dem schönen Liede: O Haupt voll Blut und Wunden — Und wenn ich einst soll scheiden, so scheide nicht von mir ꝛc. — Seine Todeshülle sah würdig schön aus wie Dante.

Seine Bestattung war eine angemessene, erhebende. Ich hatte den 1. Mai für diesen Sänger des Frühlings dazu gewählt, und denken Sie und fühlen Sie mit mir, im Augenblick, als er hinuntergesenkt wurde, schlug eine Nachtigall so schön und laut, daß es alle erfaßte.

Seit vierzehn Tagen ist die treue Pflegerin meines Vaters zum Besuch bei mir, sie ist über zwanzig Jahre in unserem Hause, und von ihr hörte ich denn auch zu meiner, wie gewiß zu Ihrer Freude, daß mein Vater sich noch sehr über Ihren theuren Brief wie über die Blüthen gefreut.

Noch immer steht Ihr Bild, wie ich es in meiner Jugend in Heilbronn sah, ganz lebhaft vor mir, es war ein schöner Tag. Ich habe seitdem viel erlebt, alle meine Lieben gestorben, und die Vergangenheit liegt, wenn auch nicht im Geiste, doch im Wesen erstorben hinter mir.

Darf ich Sie bitten, Ihre verehrte Frau von mir zu grüßen und ihre Hand zu küssen, Gott gebe Ihnen beiden Gesundheit!! Denken Sie auch in Liebe Ihrer treuergebenen

Agnes Alberti."

Es ist zwar nur eine Seite der Persönlichkeit Justinus Kerners, die aus dem brieflichen Verkehr zwischen ihm und Tieck klar hervorleuchtet: Dichter und Arzt treten hier zurück hinter dem liebenswürdigen, herzlichen Menschen, der durch keine Enttäuschung, durch keine Vernachlässigung in seiner Freundschaft sich wankend machen läßt. Wer aber begrüßte nicht mit Freuden jeden neuen Zug aus Justinus' Leben, der diese bekannten Herzensvorzüge, die noch heute im Dichterhause zu Weinsberg heimisch sind, bestätigt!

Maria Stuart auf der Berliner Hofbühne*).

Am 16. Februar 1587 wurde Maria Stuart, die unglückliche Königin Schottlands, in ihrem Gewahrsam zu Fotheringhay hingerichtet. Sie starb im 45. Jahre ihres Lebens, dem 19. ihrer Gefangenschaft, gealtert, krank und bleich, nur noch ein Schatten ihrer Vergangenheit; ruhig und gefaßt empfing sie den Todesstreich, der ihr Erlösung brachte von einem an Enttäuschungen reichen Leben. Mitwelt und Nachwelt sind durch das tragische Geschick dieser Frau in gleicher Weise erregt worden: die Geschichtsforschung hat bis auf unsere Tage es sich angelegen sein lassen, die Anklagen, welche Marias Gegner zu ihrem Sturze erhoben hatten, zu prüfen und zurückzuweisen, und die dramatische Dichtung der hauptsächlichsten Kulturvölker hat begierig nach einem Stoffe gegriffen, wie er für ihre Zwecke kaum geeigneter gedacht werden kann. Lope de Vega, der selbst teilnahm an dem Kriegszuge auf der Armada, welchen Philipp II. gegen Elisabeth veranlaßte, um Marias Tod zu rächen, dichtete: Corona tragica de Maria Estuarda; der Eng-

---

*) Zuerst gedruckt „Vossische Zeitung", 1887, Sonntags-Beilage Nr. 19.

länder John Banks verfaßte als erstes seiner Dramen: The Island Queens or the death of Mary, Queen of Scots, das 1706 mit allgemeinem Beifall aufgeführt wurde. Auch der Holländer Joost van den Vondel bearbeitete den Stoff zu einem Drama, und nach diesem dichtete der Leipziger Magister Christoph Kormart 1672 das Drama Maria Stuart. Aber schon vorher 1644 war derselbe Gegenstand in lateinischer Sprache von den Jesuitenzöglingen zu Prag in einer Schüleraufführung zur Darstellung gebracht. Auch von anderen sogenannten Schulkomödien desselben Inhalts haben wir Nachricht. Ferner erschien 1684 in dem Prodromus Poeticus oder Poetischen Vortrab des Aug. Adolph von Haugwitz das Drama Maria Stuarda in Prosa. Derselbe Verfasser soll auch ein Drama Wallenstein gedichtet haben.

Von allen diesen Bearbeitungen hat Schiller, als er seine Tragödie Maria Stuart dichtete, wohl keine gekannt; auch nicht einmal dasjenige Stück scheint ihm vor Augen gekommen zu sein, welches während seines zweiten Mannheimer Aufenthaltes bei dem Theater in Mannheim eingereicht, aber nicht angenommen wurde, die Maria Stuart des bekannten Räuberroman-Verfassers Chr. H. Spieß. Dieses Werk hat für uns ein besonderes Interesse, da es zu den ersten Stücken gehörte, welche für das königliche Nationaltheater in Berlin angenommen und einstudiert wurden. Es wurde am Geburtstage der Prinzessin Friederike, am 7. Mai 1787, gegeben; voraus ging ein Prolog, gesprochen von Mlle. Döbbelin. In Teichmanns „Hundert Jahre aus der Geschichte des königlichen Theaters in Berlin 1740—1840“ wird über die Aufführung berichtet:

„Die Hinrichtungsszene erfolgte damals vor den Augen des Publikums; ein Augenzeuge äußerte sich darüber nicht mit Unrecht: „Die Szene, wo Maria Stuart das Schaffot betritt, ihr die Augen verbunden werden, und wo man den Schlag des Beiles hinter den Kulissen hört, war zu grell, und konnte ich den düstern Eindruck dieses Auftritts den ganzen Abend nicht los werden. — Das Trauerspiel soll sanfte Rührung, nicht aber schauderndes Entsetzen hervorbringen.“

Es gefiel dies Stück dem größeren Publikum durchaus nicht und wurde auch nur genießbar durch Flecks vortreffliches Spiel, der den Herzog Norfolk darstellte. Die übrigen Rollen waren folgendermaßen verteilt: Elisabeth wurde von der Schauspielerin Bötticher gespielt, während ihr Gemahl den Grafen von Northumberland, „Parlamentsmitglied von England“, darstellte. Die Rolle der Maria wurde von der Demoiselle Döbbelin gegeben, Lord Herreis und Graf Douglas, Marias Begleiter, von den Schauspielern Herdt und Müller, Graf Murray und Lord Lindsay, Deputierte des schottländischen Parlaments, von Diestler und Amberg, Sir Walter, Kanzler von England, von Alexi gespielt. Bis zum 15. Juli 1789 hielt sich das Stück auf der Bühne des königlichen Nationaltheaters und wurde in dieser Zeit fünfzehn Mal gegeben. Heutigen Tages ist das Drama so unbekannt und selten, daß, als ich vor einiger Zeit mich um ein Exemplar desselben bemühte, ich weder aus den hiesigen öffentlichen noch aus hervorragenden privaten Bibliotheken dasselbe erhalten konnte. Und doch lohnt es sich der Mühe, sich einmal zu vergegenwärtigen, wie die Vorläuferin von Schillers Maria Stuart, eins der ersten neu einstudierten Stücke auf dem königlichen Nationaltheater in Berlin, beschaffen gewesen ist.

So geeignet an sich das Geschick Maria Stuarts für eine dramatische Behandlung ist, so unmöglich ist es, alle die Vorgänge, die sich von dem Augenblicke, wo Maria den englischen Boden betritt, bis zu ihrem letzten Atemzuge abspielten, auf die Bühne zu bringen, so undenkbar ist es, alle die Versuche, die zu ihrer Rettung unternommen wurden und zu ihrem Untergange führten, in dem engen Rahmen eines Dramas zur Darstellung zu bringen. Wie Schiller sich die Freiheit gestattet hat, die Zeit von Marias Gefangenschaft von 19 auf 7 Jahre abzukürzen und auf diese Weise Maria und Elisabeth viel jünger, als sie in Wirklichkeit waren, erscheinen zu lassen, hat auch sein Vorgänger in sehr freier Weise mit der durch die geschichtlichen Vorgänge bedingten Zeitdauer geschaltet.

Maria ist, begleitet von wenigen Getreuen, unter denen sich Lord Herreis und Graf Douglas befinden, vor ihren aufrühre-

rischen Unterthanen aus Schottland nach England geflohen und erwartet in Schloß Carlisle die Rückkehr des Grafen Douglas, den sie mit einem Brief an die Königin Elisabeth gesandt hat. Graf Douglas hatte sie aus ihrem Gefängnis im Schlosse Lochlevin befreit, wo sie von den aufständischen Lords gezwungen worden war, der Krone Schottlands zu Gunsten ihres Sohnes zu entsagen, und war mit ihr entflohen in der Hoffnung, durch ihre Liebe und ihre Hand für seine treuen Dienste belohnt zu werden. Endlich kehrt Douglas von Elisabeth zurück und bringt wider Erwarten gute Botschaft. Elisabeth läßt ihr für die Ehre, die Maria ihr durch die Bitte um Schutz angethan, danken, verspricht ihr Hilfe gegen die rebellischen Unterthanen und sendet den Herzog Norfolk, um sie in England bewillkommnen zu lassen. Derselbe erscheint auch bald nach Douglas und wird von Maria sehr freundlich aufgenommen. Ist er doch der schönste Mann Englands, der schon früher, da er am Hofe der schottischen Königin als Gesandter sich aufhielt, ihr deutliche Beweise seiner Liebe gegeben hatte und ihr nicht gleichgiltig geblieben war. Seine Gesinnung ist noch dieselbe, es gewährt ihm hohe Befriedigung, daß unter seinem Kommando die englische Flotte aufbrechen soll, um die schottischen Rebellen zu Paaren zu treiben. Vorher aber wird er Maria nach London begleiten. In London sind ihre Feinde schon zu ihrem Verderben thätig. Dort sind der Regent Schottlands, Graf Murray, und Lord Lindsay als Deputierte des schottischen Parlaments erschienen, um Maria bei Elisabeth zu verklagen. Sie finden freundliche Aufnahme bei dem englischen Kanzler Sir Walter Mildmay, einem Mann mit weitem Gewissen. Er haßt Maria, weil er sich von ihr in seinem Erbe beeinträchtigt glaubt, und wird durch die Hoffnung auf den Besitz von Bothwells Gütern völlig von den Feinden Marias gewonnen; so setzt er es durch, daß Elisabeth zugleich mit der Maria die Abgesandten des schottischen Parlaments empfängt, welche — durch gefälschte Briefe — nachweisen, daß Maria Bothwell zur Ermordung ihres Gemahls Darnley angestiftet habe und deshalb des Thrones unwürdig sei. Die Zusammenkunft endigt zu Ungunsten Marias.

Elisabeth, von Neid über die Schönheit Marias erfüllt, eine Schönheit, die es sogar vermocht hat, den unempfindlichen Norfolk zum wärmsten Verteidiger Marias zu machen, und erbittert über deren Äußerung, daß sie einst Erbin des englischen Thrones sein werde, beschließt, die angeblichen Briefe Marias an Bothwell auf einem ihrer Schlösser außerhalb Londons untersuchen zu lassen. Dorthin soll sich die Angeklagte ebenfalls begeben. Da bietet sich der Bedrängten ein Retter aus der drohenden Gefahr. Herzog Norfolk, von Liebe zu Maria verblendet, will seine einflußreiche Stellung am englischen Hofe opfern, um sie zu retten und auf den schottischen Königsthron zurückzuführen. Diese macht ihm ihrerseits Hoffnung auf ihre Hand; sie will ihn um Mitternacht auf ihrem Zimmer im königlichen Palast zu London empfangen, damit er mit ihr den Plan zu ihrer Rettung festsetzen könne. Aber diese Verabredung wird der Königin von England verraten. Graf Douglas, der schon in Carlisle nach seiner Rückkehr von London seine vermeintlichen Ansprüche auf Marias Liebe und Hand geltend gemacht hat, aber von ihr zurückgewiesen ist, erfährt durch seinen Genossen Lord Herreis den Plan und die Aussichten Norfolks und teilt, von wütender Eifersucht gepeinigt, sein Wissen und Leiden dem Grafen Murray mit. Unter dem Vorgeben, daß Elisabeth die Verbindung Marias mit dem Herzog Norfolk wünsche, stachelt dieser nun die Eifersucht des unglücklichen Douglas aufs äußerste an und bewegt ihn so, eine Schrift zu unterzeichnen, in der er seine Überzeugung von der Echtheit der vorgelegten Briefe Marias an Bothwell ausspricht. Zur festgesetzten Zeit erscheint Norfolk in Marias Zimmer und erstattet ihr über seinen Plan Bericht. Er will eine halbe Stunde vor dem Schlosse Tutburry in der Grafschaft Stafford, wohin Maria gebracht werden soll, einen Hinterhalt legen, sich der schottischen Königin bemächtigen, mit ihr nach Dover eilen und von hier mit der segelbereiten englischen Flotte, über die ihm Elisabeth den Oberbefehl gegeben, nach Schottland fahren, die Rebellen niederwerfen und nach verrichteter Sache die Flotte unter einem anderen Befehlshaber zurückzuschicken. Elisabeth belauscht im anstoßenden Zim-

mer die ganze Unterhaltung sowie Marias und Norfolks Liebesbeteuerungen, und als dieser sich entfernen will, tritt sie mit ihrem Gefolge hervor und befiehlt, beide nach dem Tower zu führen. Sie beabsichtigt, Maria gefangen dem schottischen Parmente auszuliefern, den Herzog Norfolk aber vor ein Gericht zu stellen. Ihr Kanzler weiß sie dahin zu bringen, auch Maria in England aburteilen zu lassen. Dieser Richterspruch muß aber für Maria verderblich ausfallen, denn seit einem Jahre hat das Parlament wegen der häufigen Unruhen, mit denen England heimgesucht ist, eine Akte errichtet, vermöge welcher jeder Urheber einer Meuterei ohne Ansehen der Person, selbst wenn die Königin ihn begnadigen wollte, sterben muß. Außerdem ist ein Eilbote mit der Nachricht eingetroffen, daß in den nördlichen Provinzen Englands die Katholiken sich zusammenrotten, um Maria, die sie in England wissen, zur Königin auszurufen. So verurteilt das Parlament Maria zum Tode, ebenso den Herzog Norfolk, überläßt es aber der Königin, nach ihrer Gerechtigkeitsliebe mit dessen Leben zu schalten. Elisabeth begnadigt diesen und weist den über Maria gefällten Urteilsspruch des Parlaments als ungerecht zurück. Da wird ihr die Nachricht von einer neuen Verschwörung überbracht. Sir Lutton hat selbst gestanden, daß er in der Nacht die Wachen des Towers bestochen habe, zu Maria geeilt sei und dieser seinen Plan, die Königin Elisabeth zu ermorden, mitgeteilt habe. Dieser Umstand wird für Maria verhängnisvoll, denn nun giebt Elisabeth dem Drängen ihres Kanzlers nach und unterschreibt das Todesurteil. Aber sie weigert sich, dasselbe auch mit ihrem Siegel zu versehen und überläßt dies ihrem Kanzler mit den Worten: „Ihr seid dessen Bewahrer.“ Auf die Frage aber, wann das Urteil vollstreckt werden solle, sagte sie: „Wenn ihr mein Herz fragt: Nie! wenn ihr die Königin fragt, so wird euch das Parlament antworten. Ich will bis dahin Niemanden sehen. Verdoppelt die Wachen, denn Elisabeth ist vor ihren Unterthanen nicht sicher.“ Trotzdem läßt sie den Herzog Norfolk vor sich, um ihm seinen Degen zurückzugeben und ihn zu begnadigen. Mit warmen Dankesworten begrüßt der Herzog die sich ihm wieder zuwendende

Gnade seiner Königin in dem festen Glauben, daß Maria ein gleiches Glück zu teil geworden sei. Als er aber hört, daß Marias Todesurteil unterschrieben ist, gerät er außer sich, schmäht den Kanzler und die Königin und ersticht sich vor ihren Augen, denn ohne Maria ist ihm das Leben eine Last. Daß die Feindin ihr so die Stütze des Thrones und Reiches geraubt, vergrößert noch Elisabeths Haß, und so befiehlt sie, daß mit dem anbrechenden Tage das Urteil vollstreckt werde.

Die erste Scene des letzten Aktes führt uns mit dem ersten Morgengrauen in Marias Gefängnis im Tower. Zweimal ist der Kanzler schon dagewesen und hat immer hören müssen, daß Maria noch schlafe. Jetzt will er sich nicht mehr abweisen lassen und teilt der unglücklichen Königin, die inzwischen erwacht ist, mit, daß sie nur noch eine Stunde zu leben habe. Maria nimmt diese Nachricht gefaßt entgegen, wünscht jedoch, daß der Kanzler von der Königin eine Verlängerung ihres Lebens um 6 Stunden erbitte, denn sie habe vor ihrem Tode noch viel zu besorgen. Sir Walter schlägt ihr diese Bitte ab, und als Maria hört, daß Herzog Norfolk nicht mehr unter den Lebenden weile, steht sie selbst von ihrem Wunsche ab. Sie bittet den Kanzler, der Königin zu melden, daß sie an Luttons Anschlag unschuldig sei, daß sie ihm vielmehr geraten habe, sich ruhig zu verhalten. Dem greisen Lord Herreis diktiert sie darauf einen Abschied an ihr Volk; sie verzeiht darin allen, die sie gestürzt haben, und bittet ihre Unterthanen, nicht an Rache wegen ihres Todes zu denken und ihren Sohn auf den Thron von Schottland zu setzen. Wenn aber Elisabeth auf diesen Thron Anspruch machen sollte, dann möchten sie ihren Sohn vergessen und sich willig Elisabeths Szepter unterwerfen. Ihren Leichnam bittet sie nach Schottland zu bringen und im Grabe ihrer Väter beizusetzen. Dann nimmt sie von ihren Bedienten Abschied und sagt ihnen, daß sie in ihrem Testamente jeden von ihnen bedacht habe und daß sie durch den Kanzler die Königin Elisabeth bitten werde, ihren letzten Willen zu ehren und ihre Diener mit ihrer Leiche unbehelligt nach Schottland zu entlassen. Nun tritt sie, begleitet von ihren Dienerinnen Betty und Jeny, den Todesgang an.

Sie wird in einen schwarz gemalten Saal geführt, in dem sich zur Rechten „eine drei Staffel hohe Bühne, welche sich bis hinaus erstreckt, ebenfalls schwarz überzogen“ befindet. Auf dieser Bühne erblickt man an der Scene zwei Thüren, welche auf den Altan führen. Maria wird auf diese Erhöhung geleitet, und nachdem sie wenige herzliche Worte des Abschieds gesprochen, werden ihr die Augen verbunden und sie durch eine der Thüren hinaus auf den Altan geleitet, nach welchem die Augen einer unabsehbaren Volksmenge gerichtet sind. „Eine traurige kleine Stille, man hört einen Schlag — und drei Schläge mit der Glocke.“ Dann nimmt Sir Walter den Grafen Murray bei der Hand mit den Worten: „Freund, wir haben gesiegt! Kommen Sie zur Königin.“

Mit Recht durfte der in Teichmanns Bericht erwähnte Augenzeuge gegen diese Form des Schlusses seine Stimme erheben; unerklärlich aber ist es, wie man die erste Aufführung dieses Stückes zur Feier des Geburtstages einer Prinzessin wählen konnte. Zwar behauptet Teichmann in seinem Bericht, die Aufführung habe am Geburtstage des Prinzen Friedrich stattgefunden, aber die „Ephemeriden der Literatur und des Theaters“ vom Jahre 1787 (Bd. 5, Stück 19) lassen diese Nachricht als irrtümlich erkennen. Freilich erscheint der Schluß des Spießschen Dramas noch milde und versöhnend im Vergleich zu früheren dramatischen Behandlungen dieses Stoffes. Jenes lateinische, von den Jesuitenschülern in Prag aufgeführte Drama liegt uns nur in einer lateinischen Inhaltsangabe und einer sich daran schließenden kurzen Skizzierung der einzelnen Scenen vor, beides bestimmt, den Zuschauern in die Hände gegeben zu werden. Aber in der zusammenhängenden Erzählung der Fabel wird ausdrücklich erwähnt, daß Marias Haupt erst beim dritten Streich gefallen sei, und bei der Inhaltsangabe der letzten Scene wird besonders hervorgehoben, daß der Henker seines Amtes vor den Augen der Zuschauer walte. In der Bearbeitung des holländischen Dramas durch Christoph Kormarten (Maria Stuart oder gemarterte Majestät, nach dem Holländischen Jost van Vondels) findet sich das gleiche grauen-

volle Schauspiel am Schluß, nur daß hier mit dem Gräßlichen sich das Lächerliche paart. Die Hinrichtungsscene ist weit ausgesponnen. Maria nimmt in langen Reden Abschied von den Ihrigen und beteuert ihre Unschuld, alles angesichts des Henkers und des schwarz behangenen Richtblockes; ehe sie ihr Haupt aber dem Todesstreiche beugt, legt ihr der Dichter, nachdem er sie vorher in Prosa hat sprechen lassen, folgende Verse in den Mund:

„Es fällt uns ziemlich schwer, aus eurem Reich zu ziehn,
Das uns verehret hat,
Da Freunde trostlos stehn
Und tragen um uns Leid, das uns der Tod verliehn.
Die Thränen stehn uns selbst in Augen voller Jammer,
Doch trösten wir uns selbst in unsrer Seelenkammer,
Wir sind von Seufzen matt,
Daß wir nun so vergehn.
Damit zu guter Nacht! bleibt Freunde, bleibt gegrüßt!
Vergeßt hier unser nicht,
Ihr Feinde seht Euch für,
Denkt, daß Euch gleiche Noth noch überblieben ist,
Ihr Freunde lebet wohl, gedenket unsrer Treue,
Kein Unfall rühre Euch, das Glück Euch stets verneue,
Seht, wie dies Herze bricht,
Uns kränkt der Abschied hier.

(Hier verbinden ihr Paulet und Drurey die Augen und gehen die andern auf die Seite)

Und hiermit gute Nacht.
Bleibt Freunde, bleibt gesegnet, bleibt Helden, bleibt gegrüßt,
Lebt wohl! zu guter Nacht.

Paulet und Drurey führen sie zum Richtstock und bleiben stets bei ihr, vor welchen schwarz bekleideten Plock sie niederkniet, und ehe sie ihr Haupt beuget, noch folgende Worte wiederholet:

Herr, ich traue auff dich, laß mich nimmermehr zu schanden werden.
Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist.

Wird noch vor den letzten Worten enthauptet, die Henker tragen den Richtstock auf die Seite, und wird der Körper, neben welchem das abgehauene Haupt lieget, ohne Kopf mit Blute besprenget zur Vorstellung liegend gezeigt“ u. s. w.

Doch zurück zu dem Drama von Spieß. Der Dichter hat, wie schon angedeutet, den gegebenen Stoff nach seinem Gutdünken umgestaltet. Die historische Maria landet ebenfalls in Carlisle und schickt einen Brief an Elisabeth mit der Bitte,

dieselbe besuchen, ihr das von ihren Unterthanen erlittene Unrecht schildern und sich gegen die Verleumdungen ihrer Feinde verteidigen zu dürfen. Aber sie erhält die Antwort, daß sie sich vorher vor englischen Abgeordneten gegen die harte Beschuldigung ihrer Gegner rechtfertigen müsse, zugleich wird sie weiter ins Land nach Bolton geführt. Und als sie dagegen Einsprache erhebt, schlägt man ihr vor, man wolle ihre schottischen Gegner vor ein Gericht ziehen, vor dem sie als Anklägerin erscheinen solle. In York findet diese Versammlung statt, bei der unter den Abgesandten der englischen Königin Herzog Norfolk den Vorsitz führt und warm für Maria eintritt, deshalb aber auch zurückberufen wird. Maria aber wird, ohne daß eine Entscheidung herbeigeführt ist, weiter in das Land nach Tuthburry in der Grafschaft Stafford unter die Obhut des Grafen Shrewsbury geführt. Der Herzog Norfolk, dessen Frau vor kurzem gestorben war, warf seine Augen auf Maria und hielt um ihre Hand an, die ihm zugesagt wurde, sobald sie von Bothwell geschieden sein würde. Da Norfolk seinen Plan gegen den Willen Elisabeths eifrig verfolgt, wird er in den Tower gefangen gesetzt, Maria in strengere Hut nach Coventry gebracht. Inzwischen fällt der Regent von Schottland, mit dem Elisabeth über Marias Auslieferung verhandelt, durch Mörderhand. Norfolk aber, nachdem er seine Freiheit von der Königin wieder erhalten, beteiligt sich an einer Verschwörung zu Gunsten Marias. Die Verschwörung wird entdeckt, Norfolk verhaftet, vor ein Gericht von 26 Peers gestellt und von diesen nach einer höchst ungerechten Gerichtsverhandlung zum Tode verurteilt. Auf des Großschatzmeisters Burleigh Drängen bestätigt Elisabeth dies Urteil. Erst sechzehn Jahre später fiel Marias Haupt.

Es ist an sich ein glücklicher Gedanke, das Geschick Marias mit dem des Herzogs Norfolk eng zu verknüpfen, wenn nur diese Maria eine tragische Heldin wäre. Sie leidet unschuldig, denn sie hat keinen Anteil an Darnleys Morde, auch Bothwell nicht, sondern Graf Murray trägt die Schuld. Auch hat sie sich von Bothwell, nachdem dieser sie so unwürdig auf dem Schlachtfelde verlassen hat, scheiden lassen. Sie geht unter an

dem Neide der Elisabeth, dem Hasse des Sir Walter und der Schurkerei des Grafen Murray. Aber ihre ungerechte Hinmordung geht uns nicht einmal nahe, denn sie ist eine schattenhafte Gestalt, im Leben schon ohne Leben. Denselben Eindruck machen die übrigen Personen. Der Dichter hat es nicht verstanden, die Charaktere seines Stückes zu vertiefen, ihr Denken und Handeln psychologisch zu entwickeln; sie sind nur leblose Automaten, nirgends eine Person von Fleisch und Blut, Feuer und Leben. Die Sprache ist baar alles Schwunges, alles dichterischen Schmuckes. Der Dialog windet sich langsam vorwärts wie ein träges Wässerlein auf sandiger Fläche. Das Stück gefiel nicht.

Am 22. Juni 1800 übersandte Schiller an Iffland das Manuskript seiner Maria Stuart mit einigen Andeutungen über die Besetzung der Rollen.

„Es würde mir große Freude machen, zu hören, daß Mad. Fleck die Maria und Mad. Unzelmann die Elisabeth gespielt. Burleigh wünschte ich in keinen andern Händen als den Ihrigen zu sehen, wenn Sie nicht etwa mehr Neigung zu Shrewsbury haben."

Am 8. Januar 1801 fand die erste Aufführung auf dem königlichen Nationaltheater zu Berlin zum Besten des Regisseurs Fleck statt. Mad. Unzelmann gab die Maria, Mad. Böheim die Elisabeth; Matausch Mortimer, Berger Burleigh, Iffland Melville, Fleck Leicester. Diese Rolle mußte jedoch Iffland bei der ersten Wiederholung übernehmen, da Fleck ernstlich erkrankte. Schillers Maria Stuart wurde bis heute (8. Mai 1887) 268 Male auf der Berliner Hofbühne gegeben; sie wird unter den Schillerschen Dramen nur übertroffen durch die „Jungfrau von Orleans", welche bis heute 333 Vorstellungen erlebte.

Mit Schillers Drama schließt aber die Reihe der Tragödien, die Maria Stuarts Schicksal behandeln und an der Berliner Hofbühne zur Aufführung kamen, nicht ab. Am 5. Januar 1825 ging zum ersten Male über die Bühne: „Maria Stuarts erste Gefangenschaft", Drama in 4 Abteilungen nach Walter Scott von Lembert. Es gelangte mit den Damen Stich, Unzelmann,

Wolff nur viermal zur Aufführung und verschwand sogleich wieder vom Repertoire. Mir ist es nicht zugänglich gewesen. Der Bericht der „Vossischen Zeitung" vom 18. Januar betont den genauen Anschluß des Dramas an Walter Scotts Roman; im übrigen entbehre „die Zusammenfügung den eigenthümlichen poetischen Geist" und die Sprache stehe weit unter den Mustern, die man auf der deutschen Bühne habe.

Ungefähr 14 Jahre später, am 5. Dezember 1838, wurde Raupachs „Maria, Königin von Schottland", historisches Trauerspiel in 5 Akten nebst Vorspiel, auf der Bühne des königlichen Schauspielhauses gegeben. Obwohl Frau Crelinger (Stich) als Darstellerin der Titelrolle ungemein gefiel, erlebte das Drama nur fünf Aufführungen. Daß es neben Schillers Werk zur Aufführung angenommen wurde, erklärt sich aus dem Beifall, den der Verfasser mit einem Teil seiner übrigen Werke gefunden hatte, und aus dem Umstande, daß die Behandlung des Stoffes in Raupachs Drama von der bei Schiller weitaus verschieden ist.

Raupachs Trauerspiel schließt nicht mit dem Tode Marias, sondern mit der ihr abgezwungenen Verzichtleistung auf Schottlands Thron, und beginnt mit Darnleys Werben um Marias Hand, umfaßt also die Zeit von 1565—1567.

Maria befindet sich mit Sara, Gräfin von Argyle, ihrer Halbschwester, und Hanna, Gräfin von Marr, auf ihrer Meierei bei St. Andrews. Allen Zwang und die Etikette des Hoflebens hat sie abgestreift, hat mit ihren Begleiterinnen ländliche Kleidung angelegt und bestimmt, daß, wer seiner Rolle nicht getreu bleibe und anders als in ländlicher Weise mit seiner Umgebung verkehre, ein Pfand geben müsse. Auch Graf von Marr und Sir David Rizzio, der Geheimschreiber der Königin, haben sich als Landleute kleiden und ländliche Beschäftigungen übernehmen müssen. Auf die Arbeit des Tages folgt am Abend ein Tanz bei Mondschein auf dem Rasenplatze vor der Meierei. Und zu diesem findet sich auch Heinrich Stuart, Lord Darnley, ebenfalls in ländlicher Verkleidung, ein. Maria liebt ihn, und trotz der Warnungen, die ihr Elisabeth durch Sir Randolph, den englischen Gesandten am schottischen Hofe, aussprechen läßt, ermutigt sie, durch Rizzio bestärkt, ihn zum Geständnis seiner Liebe. Damit schließt das Vorspiel. Bei Beginn des ersten Aktes ist Maria mit Darnley vermählt, aber das kurze Eheglück ist schon vernichtet. Darnley hat sich als ein roher, jähzorniger, zu Ausschweifungen aller Art geneigter Mann bewiesen, und Marias Liebe hat sich in Verachtung verwandelt. Ihr Vertrauter ist immer noch Rizzio. Er hat eine heftige Liebe zur Königin gefaßt, die aber von ihr nicht erwidert wird. Darnley ist auf Rizzio eifersüchtig und verbündet sich mit einigen rebellischen, von Maria vertriebenen Großen zu seinem Untergange. Im königlichen Schlosse zu Edinburg wird Rizzio, während er mit der Königin und der Gräfin Argyle bei der Tafel sitzt, von den Verschworenen überfallen und beinahe vor den Augen der Königin niedergemacht. Diese soll, so ist die Absicht der Verschworenen, aller Macht beraubt und so lange in Gewahrsam gehalten werden, bis Darnley zum König gekrönt ist. Aber dieser zweite Teil des Planes kommt nicht zur Ausführung. Während Maria von tiefem Schmerze über die ihr angethane Schmach und über den ihr zugefügten Verlust niedergedrückt ist, erscheint bei ihr Graf v. Bothwell, derselbe, den sie auf Rizzios Veranlassung in den Geheimen Rat berufen hatte, entdeckt ihr die bevorstehende Gefahr und bewegt sie, zur Abwendung derselben und zur sicheren Ausführung der Rache, ihrem Gatten gegenüber Verstellung zu gebrauchen. Zwar fürchtet sich Marie vor Bothwell:

> „Ein finst'rer Zauber liegt in seinem Auge,
> Wenn er mich ansieht, fühl ich jede Kraft
> Des Leibes wie des Geistes mir gelähmt;
> Zum Herzen drängt das Blut; ein leises Zittern
> Durchrieselt mich vom Scheitel bis zur Ferse;
> Die Krone gäb ich, dürft' ich ihn nicht sehn,
> Und kann von seinem Auge doch nicht lassen."

Aber der Durst nach Rache und der Trieb nach Erhaltung ihrer königlichen Würde verleiten sie, mit diesem furchtbaren Manne, der durch ihren Besitz nach der Krone trachtet, sich zu

verbünden. Darnley läßt sich durch die demütigen und freundlichen Worte seiner Gemahlin täuschen; er sagt sich von seinen Mordgesellen los und verleugnet seine Teilnahme an der blutigen That. Nun plant Bothwell die Ermordung Darnleys und führt sie unter Mitwissen der Maria, die im letzten Augenblick Reue empfindet und umkehren möchte, in der Weise aus, daß er Darnley erst töten und dann seinen Palast in die Luft sprengen läßt. Sogleich nach vollführter That erscheint er bei Maria und bestürmt sie mit Versicherungen seiner Liebe. Diese versucht vergebens, die in ihr aufflammende Leidenschaft niederzukämpfen. Und als man nun laut Bothwell als Mörder Darnleys bezeichnete, als Graf von Lennox, Darnleys alter Vater, ihn vor dem Parlamente des Königsmordes anklagte, wurde auf Marias Veranlassung der Tag der Verhandlung so früh festgesetzt, daß dem Ankläger nicht Zeit genug blieb, sich vorzubereiten. Seine Bitten um sicheres Geleit nach Edinburg und um Aufschub der Verhandlungen wurden abgeschlagen, und die Geschworenen sprachen, weil der Kläger sich nicht gestellt habe, Bothwell frei. Dadurch ermutigt, bemächtigte sich dieser nun mit Gewalt der Königin und überreichte ihr eine Bittschrift, in welcher ihr eine Anzahl von Bothwell gewonnener Pairs die Verbindung mit diesem anraten. Alles dieses war aber nur ein Gaukelspiel, durch das sich niemand täuschen ließ. Maria war längst fest an Bothwell gekettet. Deshalb waren auch alle Warnungen vor einer ehelichen Verbindung mit diesem erfolglos. Die Gewalt, die Bothwell über sie gewonnen hatte, und ihre leidenschaftliche Liebe zu ihm ließen ihre keine Wahl mehr. Sie vermählt sich mit ihm, um bald nachher seine mißtrauische Eifersucht und seine rohe Behandlung bitter zu empfinden. Der fünfte Akt führt uns in das feste Schloß Dunbar, in welchem Maria und Bothwell von den aufständischen schottischen Lords belagert werden. Da das Schloß nicht länger gehalten werden kann, muß Bothwell zu Schiff entfliehen. Maria aber begiebt sich selbst in das Lager der Empörer und befiehlt diesen, weil der Grund des Widerstandes entfernt sei, die Waffen niederzulegen. Sie erreicht ihre Absicht nicht. Die aufrührerischen

Lords haben einem von Edinburg nach Dunbar zurückkehrenden Boten ein Kästchen mit allen von der Königin an Bothwell gerichteten Briefen abgenommen. Da diese Briefe deutliche Beweise für Marias Teilnahme am Morde Darnleys enthalten, wird das Volk zu wilder Wut entflammt und will das Blut des Hingemordeten durch den Tod der Mitschuldigen sühnen; nur der Verzicht auf Schottlands Thron rettet Maria das Leben.

Das Raupachsche Drama schließt sich bis auf Marias Verhältnis zu Bothwell ziemlich genau an die historischen Vorgänge an. Die auch von Schiller angenommene und von Raupach in seinem Drama psychologisch erklärte Mitwisserschaft Marias an der Ermordung Darnleys steht keineswegs fest, vielmehr neigt sich heutigen Tages die wissenschaftliche Forschung, welche diese Frage aufs lebhafteste verhandelt hat, zu der Annahme, daß Maria keinen Teil am Morde ihres Gatten gehabt habe, daß dieser Mord vielmehr von Bothwell und den mit ihm Verschworenen ins Werk gesetzt sei. Auffallend ist es, daß Spieß, der Meinung seiner Zeit entgegen, Marias Schuld an Darnleys Tod leugnet, obwohl ihm gerade diese Schuld zur Motivierung des Ausganges hätte sehr erwünscht scheinen müssen.

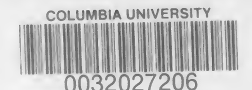
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Albrecht Achilles, Johann Cicero, Hans Kuck in Beelitz, vom Ritter Siegmund Nieverschrocken, Joachim I. und die Straßenräuber, Joachim I. und die Juden, Joachim I. und die Reformation, Tetzel in Jüterbock, die Flucht der Kurfürstin, Joachim auf dem Reichstage zu Augsburg, die Brandenburger gegen die Türken, drohender Untergang Berlins, Meister Hans als Wunderdoktor, Nickel Minkwitz in Fürstenwalde, Einführung der Reformation durch Joachim II., das große Dankfest, Michael Kohlhase, Kohlhase und Luther, Kohlhasens Ende, Teufels- und Wunderglaube, Luxus, die Seeschlacht auf der Havel, Joachim im Religionskriege, Joachim Ellefeld, Joachim II. Tod, Hans von Küstrin, Johann Georg, die weiße Frau, Lippold, eine Prinzentaufe, die erste Buchdruckerei in Berlin, Allerlei Unheil, Wild in der Mark, Regierungsthätigkeit Johann Georgs, das Ende der Klöster, Joachim Friedrich, das Joachimthalsche Gymnasium, Hexen in der Mark, ein Hexenprozeß aus dem Jahre 1667.

II. Bändchen,

bis zum Tode Friedrichs des Großen.

Hans Sigismund, Berlin unter Hans Sigismund, Militär und Finanzen, Sitte und Sittlichkeit unter Georg Wilhelm, Kriegsleiden, Gustav Adolf in der Mark, Luxus, Friedrich Wilhelm der große Kurfürst, Sparr und Derfflinger, Fehrbellin, Luise Henriette, die Refugies, Berlin unter Friedrich Wilhelm, der Friedrich-Wilhelmskanal, Allerlei Leid, der Tod, märkische Generale, die Musterung bei Krossen, die Brandenburger vor Ofen, der erste König, Schöning und Barfuß, Charlottenburg, der König zieht in Berlin ein, der Staat und der Hof, das königliche Berlin, Friedrich Wilhelm I., Königshorst, die Salzburger, die langen Kerls, das Tabakskollegium, die königliche Familie, Küstrin und Rheinsberg, Friedrich der Große, das Oderbruch, der Finowkanal, Zorndorf, Kunersdorf, Warthe- und Netzebruch, Eberhard v. Rochow, Friedrichs Tod.


COLUMBIA UNIVERSITY
0032027206


G.E.STECHERT
& Co.
NEW YORK

